

Von Griet zu Emma

Beiträge zur Geschichte
von Frauen in Duisburg
vom Mittelalter bis heute



DUISBURG
am Rhein

Impressum

Herausgegeben von:

Konzept:
Doris Freer

Redaktionelle Mitarbeit:
Anja Stanco
Melanie Strauß
Sabine Unterberg

Stadt Duisburg
Frauenbüro
Rathaus, Burgplatz 19, 47049 Duisburg
Telefon (02 03) 2 83-20 47, Fax (02 03) 2 83-39 64

Konzept:

Doris Freer

Redaktionelle Mitarbeit:

Anja Stanco
Melanie Strauß
Sabine Unterberg

Layout:

Uwe Neumann
Grafische Betriebe Stadt Duisburg

Redaktion:

Sabine Schmitz, Stefanie Ufermann
(Für die Inhalte der Artikel sind die jeweils genannten VerfasserInnen verantwortlich.)

1. Auflage 2000

Liebe Leserin, lieber Leser,

die bekannte amerikanische Historikerin Gerda Lerner betont in ihren Schriften immer wieder die Bedeutung der Frauengeschichtsforschung – auch unter der Perspektive der Kommunalgeschichte – für die allgemeine Geschichtsschreibung und ihre Wichtigkeit für das aktuelle Alltagsleben:

„Frauen haben die Geschichte ... durch den Aufbau und Ausbau unterschiedlicher Arten von Gemeinwesen beeinflusst. ... Eine frauenzentrierte Forschung kann diese verborgene Geschichte in einer Gemeinde nach der anderen ans Licht bringen und uns ein neues und anderes Verständnis von der Geschichte unserer Gesellschaft vermitteln.“
„Nur durch das Entdecken und Anerkennen ihrer Wurzeln, ihrer Vergangenheit und Geschichte können Frauen wie andere Gruppen die Fähigkeit entwickeln, das Bild einer anderen Zukunft zu entwerfen.“

Geschichtswissenschaftliche Forschungsergebnisse zur Frauengeschichte zusammenzutragen war von Anfang an ein wichtiges Anliegen der 1985 in Duisburg eingerichteten Gleichstellungsstelle für Frauenfragen / Frauenbüro. Dazu gingen

vom Frauenbüro die unterschiedlichsten Aktivitäten aus, die in dieser Dokumentation zusammengestellt wurden.

Um die Bedeutung der Geschichte für das Alltagsleben zu unterstreichen, nenne ich hier nur die sehr beliebten und immer ausgebauten „Stadtrundfahrten zur Frauengeschichte in Duisburg“, die vom Frauenbüro durchgeführt werden. Hier werden in unterschiedlichen Stadtteilen verschiedene Epochen und Themenbereiche der Duisburger Frauengeschichte erläutert und in den Kontext der allgemeinen Frauengeschichte und der Duisburger Stadtgeschichte eingebettet, u.a. auf der Grundlage der hier veröffentlichten Beiträge.

Diese Stadtrundfahrten werden von unterschiedlichen städtischen Dienststellen unterstützt – insbesondere vom Büro der Oberbürgermeisterin.

Wie sich gezeigt hat, sind diese Stadtrundfahrten auch ein wichtiger Beitrag zur Völkerverständigung in unserer Stadt. Es ist insbesondere der Zusammenarbeit des Frauenbüros mit dem damaligen Projekt Bruckhausen zu verdanken, dass das Interesse auch vieler



Duisburgerinnen nichtdeutscher Nationalität an der Geschichte der Frauen in ihrer Stadt geweckt und damit eine stärkere Identifikation mit der neuen Heimat erreicht werden konnte. Die Erstellung dieses Duisburger Frauengeschichtsbuchs war nur möglich durch das Engagement und die Unterstützung vieler Privatpersonen und Institutionen. Ich danke allen herz-

lich, die zum Gelingen dieses Buches beigetragen haben; denn ohne ihre Hilfe wäre die Realisierung dieses Vorhabens nicht möglich gewesen.

A handwritten signature in black ink, which appears to read 'Bärbel Zielsing'.

Bärbel Zielsing
Oberbürgermeisterin
der Stadt Duisburg

Frauengeschichte im Kontext der Arbeit des Frauenbüros der Stadt Duisburg

CHRONOLOGIE

1988/89: Projekt „Frauen machen Geschichte“

1988/89 wurde in der Gleichstellungsstelle das ABM-Projekt „Frauen machen Geschichte“ durchgeführt und die Ergebnisse in einer Dokumentation der Öffentlichkeit vorgelegt.¹ Hier handelte es sich übrigens bundesweit um eines der ersten, wenn nicht das erste Frauengeschichtsprojekt einer kommunalen Gleichstellungsstelle.

1992: Frauengeschichte im Frauenforum „DonnAwetter“

1992 widmete sich die Gleichstellungsstelle erneut der Frauengeschichte in Duisburg, diesmal im Rahmen des Duisburger Frauenforums DonnAwetter, wo

130 Frauen an einem „Erzählnachmittag“ zur „Stadtteilgeschichte Bruckhausens“ teilnahmen und sich ca. 40 Frauen im Kultur- und Stadthistorischen Museum mit der Duisburger Geschichte vertraut machten.

1994: Erste Stadtrundfahrt zur Duisburger Frauengeschichte

1994 wurde von der Frauenbeauftragten in Kooperation mit dem städtischen Büro für Repräsentationsangelegenheiten und Städtepartnerschaften eine „Stadtrundfahrt für Frauen. Duisburg – eine Stadt mit vielen Gesichtern – Leben und Arbeiten von Frauen in Duisburg in Vergangenheit und Gegenwart“ durchgeführt.

Eine Unternehmung, an der mehr als 50 hochinteressierte Frauen teilnahmen.

1995: Vorlesungsreihe zur Frauengeschichte in Duisburg

1995 veranstaltete die Gleichstellungsstelle anlässlich ihres zehnjährigen Bestehens im Rathaus eine „Vorlesungsreihe zur Geschichte von Frauen in Duisburg“ mit etlichen Beiträgen zur Duisburger Frauengeschichte in unterschiedlichen Epochen und gesellschaftlichen Bereichen.

1997: „Bestand Frauen- geschichte“ im Stadtarchiv

1997 wurde im Duisburger Stadtarchiv durch den neuen Leiter Dr. Hans Georg

Kraume und die Frauenbeauftragte Doris Freer eine Frauengeschichtsabteilung eröffnet, der sog. Bestand Frauengeschichte.

1998/99: Stadtrundfahrten „Von der Hexenver- brennung zur Lokalen Agenda“

1998 entwickelte die Frauenbeauftragte der Stadt im Kontext des Prozesses der Erarbeitung einer Lokalen Agenda 21 für Duisburg ein völlig neues Konzept für eine Stadtrundfahrt zur Frauengeschichte. Im März 1998 wurde die erste Stadtrundfahrt durchgeführt.

Auf Grund der großen – auch überregionalen – Resonanz wurde sie 1999 mit leicht verändertem Konzept wiederholt: wiederum mit ausgebuchtem Bus.

^{1,2} Siehe Anmerkungen ab Seite 147

**Vorlesungsreihe zur Geschichte von Frauen in Duisburg
im Rahmen des 7. Duisburger Frauenforums DonnAwetter 1995**

8	Doris Freer	Einführung in die Vorlesungsreihe
11	Petra Weis	„Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht“?! Zur Geschichte der Frauenbewegung in Duisburg
21	Doris Freer	Das Private ist politisch. Über die Anfänge der autonomen Frauenbewegung in Duisburg
26	Dr. Joseph Milz	Frauen im Mittelalter in Duisburg. Eine Forschungsaufgabe und ein Forschungsproblem!
33	Sieglinde Ahlers	Frauen in der Polizei
39	Manfred Tietz	Hanna und Herta, Martha und Anna...: Frauen im Duisburger Widerstand
66	Hetty Kemmerich	Ursachen und Auswirkungen der Hexenverfolgung – angeklagt als Hexe in Duisburg
84	Beate Kortendiek	„Knüddelkes-Papp und Mutterklötzkes“ – Frauenbilder aus Untermeiderich. Stadtteilgeschichtsarbeit als historische Frauenforschung in Duisburg-Untermeiderich
101	Heinz Peukert	Leserbrief zu „Geschichten von Mutterklötzkes und Knüddelkes-Papp“
102	Christel Klingenburg	Zwangsarbeiterinnen bei Krupp Rheinhausen. Eine Spurensuche
104	Gerda Peto	Frauen in der Stahlindustrie – Krupp-Werk Rheinhausen

108	Dietlinde Linscheidt-Modersohn
	Li (Fischer)-Eckert (1882–1942). Frauenrechtlerin und Pionierin der Sozialarbeit

111	Dr. Ulrich Zumdick
	Nichts für Frauen? Industrielle Entwicklung und Frauenarbeit im Duisburger Raum vor 1914

125	Josef Krings
	Schlusswort zur Vorlesungsreihe

**Eröffnung des Bestands Frauengeschichte im
Duisburger Stadtarchiv am 7. November 1997**

128	Doris Freer
	„Historische Frauenforschung und Lokalgeschichte – Forschungslücken schließen sich?“

Stadtrundfahrt zur Duisburger Frauengeschichte am 20. März 1998

132	Dagmar Klein
	Von der Hexenverbrennung zur Lokalen Agenda 21. Eine Stadtrundfahrt zur Duisburger Frauengeschichte

80 Jahre Frauenwahlrecht 1918 – 1998

136	Petra Weis
	80 Jahre Frauenwahlrecht. Vom Frauenwahlrecht zur Lokalen Agenda 21

141	Tanja Niederland, Stefanie Ufermann
	Frauen in der Politik: Duisburg im überregionalen Vergleich 1919–1999

Zu den Autorinnen und Autoren

144	
	Kurze Biographie der Autorinnen und Autoren

Veröffentlichung des Frauenbüros zur Frauengeschichte

146	
	Eine Chronologie

**Vorlesungsreihe zur
Geschichte von Frauen
in Duisburg im Rahmen
des 7. Duisburger
Frauenforums
DonnAwetter 1995**

DonnAwetter
7. Duisburger Frauenforum



**10 Jahre
Gleichstellungsstelle
für Frauenfragen**

**Oktober –
Dezember 1995**

Einführung in die Vorlesungsreihe

Was wir heute hier machen, ist ein Experiment wagen. Es handelt sich ja bei der historischen Frauenforschung bzw. der Frauengeschichte um eine Disziplin, die sich bis heute noch nicht so richtig im allgemeinen Bewusstsein durchgesetzt hat. In Duisburg sind wir deshalb stolz, dass diese Vorlesungsreihe zustande kam und dass sie im Rathaus der Stadt stattfindet. Ein Politikum, wie ich finde. Zur Einführung würde ich Ihnen gerne berichten, warum es nötig war, dass sich die Disziplin der historischen Frauenforschung herausbildete – und wie es überhaupt zu dieser Vorlesungsreihe kam.

Generell kann gesagt werden, dass bis in die siebziger Jahre dieses Jahrhunderts die Geschichte von Frauen in der allgemeinen Geschichtsschreibung so gut wie gar nicht vorkam. Dies lag am mangelnden Interesse der traditionellen Geschichtsforschung und an der grundsätzlichen Negierung der Bedeutung der Geschichte von Frauen. Vor diesem Hintergrund entwickelte sich Ende der siebziger Jahre in Deutschland innerhalb der Geschichtswissenschaft die Richtung der historischen

Frauenforschung. Ausgangspunkt war die Kritik der Neuen Deutschen Frauenbewegung, insbesondere von Studentinnen und Dozentinnen der Geschichts- und Sozialwissenschaft, an der bisherigen Geschichtsschreibung und -forschung.

Bemängelt wurden insbesondere die Auslassung oder die verzerrende Darstellung der historischen Wirklichkeit von Frauen in der Geschichtsschreibung und in den Schulgeschichtsbüchern sowie die fehlende Aufbereitung und Bereitstellung vorhandener Quellen in den Stadtarchiven unter dem Gesichtspunkt der Frauengeschichte.

In dieser Situation kam Marielouise Janssen-Jurreit in ihrer damals – Mitte der siebziger Jahre – bahnbrechenden Studie „Sexismus“ zu dem Ergebnis: „Die Geschichtslosigkeit der Frau wird durch die Geschichtsschreibung hergestellt“; denn *„Quellenaufarbeitung wurde von den Historikern in allen Ländern vernachlässigt, zum Teil systematisch unterdrückt. So scheint die nationale Geschichtsschreibung hauptsächlich eine Veranstaltung zur Unter-schlagung des weiblichen*

*Beitrags zur Entwicklung der Völker zu sein.“*¹

Bereits in dieser Phase wurde nachdrücklich die Bedeutung und Erforschung der „eigenen“ Geschichte für die aktuelle Durchsetzung der Gleichberechtigung der Frauen herausgestellt. Vor diesem Hintergrund begannen Wissenschaftlerinnen allerorten, die Geschichte der Frauen aufzuarbeiten.

Das Engagement der Frauenbewegung hinsichtlich der Frauengeschichtsforschung führte u.a. dazu, dass neben dem gängigen Historikertag auch Historikerinnentreffen – als Gegenbewegung – durchgeführt wurden. Das erste Historikerinnentreffen fand in Berlin statt, das folgende in Bremen und das dritte in Bielefeld² – Ausgangspunkte für die sich entwickelnde historische Frauenforschung. Ich war damals als Studentin der Geschichtswissenschaft in Bielefeld dabei und begeistert von der Aufbruchstimmung und den vielen Aufgaben, die vor uns lagen...

Die unterschiedlichsten Fragen wurden diskutiert: Welche Inhalte hat die historische Frauenforschung zu erforschen? Womit sollen wir uns eigentlich befassen? Mit Alltagsgeschichte? Mit Herr-

schaftsgeschichte? Es wurde zunächst einmal über die Gegenstandsbereiche einer angestrebten Frauengeschichtsschreibung debattiert. Ein anderer wichtiger Diskussionskomplex war die Methodik der Quellensicherung und -aufarbeitung. Es hatte sich bis dahin ja niemand die Mühe gemacht, Quellen zur Geschichte von Frauen gezielt in den Archiven zu sammeln, und deshalb stand uns damals sehr wenig Material zur Verfügung. Und es war auch eine Frage der Methodendiskussion, wie wir überhaupt Erkenntnisse zur Geschichte der Frauen erlangen konnten.

Einerseits gab es wenig Quellen, die explizit die Geschichte von Frauen thematisierten, auf der anderen Seite waren aber genügend Quellen zur allgemeinen Geschichte vorhanden, die wir, so wurde in Bielefeld besprochen, nur „mit anderen Augen“ lesen mussten. Es ging darum, die gängige Geschichte „gegen den Strich“ zu lesen und andere Quellenmaterialien als die traditionelle Geschichtswissenschaft zu benutzen. Es wurde damals überlegt, wie wir das methodisch in den Griff bekommen könnten.

^{1,2} Siehe Anmerkungen ab Seite 147

Der dritte Diskussionskomplex bezog sich auf die Theoriebildung: Wie sollten die neu gewonnenen Fakten und Wertungen der Geschichte von Frauen dargestellt werden? Wäre es überhaupt sinnvoll, wenn auf die Dauer eine eigene Geschichte der Frauen geschrieben würde? Ist es langfristig gesehen richtig, die Geschichte der Frauen isoliert zu betrachten, wie z.B. „Die Frauen im Mittelalter“, „Die Frauen als Handwerkerinnen“ usw.?

Wäre es nicht viel sinnvoller, die Geschichte neu zu schreiben, und zwar als eine Form von Geschichtsschreibung, in der die „Frauengeschichte ein integraler Bestandteil der allgemeinen Geschichte“ wäre, oder als eine neue Universalgeschichte, die als eine umfassende ganzheitliche Geschichte eine Synthese der traditionellen Geschichte mit der Frauengeschichte bilden könnte? Diese Theoriediskussion ist im Grunde genommen bis heute nicht abgeschlossen.³

Nach diesen ersten Historikerinnentreffen und nach den Diskussionen zur Frauengeschichtsschreibung im Kontext der Frauenbewegung – etwa im Rahmen der

Berliner Sommeruniversitäten – wurden viele Einzelstudien zu den unterschiedlichsten Epochen und Gegenstandsbereichen der Geschichte von Frauen vorgelegt, und die Theorie- und Methodenbildung wurde vorangetrieben.⁴ Was aber immer wieder gefehlt hat, war der gesamte Bereich der Lokalgeschichte. Die Erforschung der Frauengeschichte im Kontext der Lokalgeschichte(n) setzte erst relativ spät ein, obwohl in theoretischen Abhandlungen gerade die Bedeutung kommunaler Frauengeschichte/-geschichtsschreibung für die Durchsetzung der Gleichberechtigung auf lokaler Ebene herausgestellt worden war.⁵

Als ich 1985 Frauenbeauftragte der Stadt Duisburg wurde, war mir klar, wie wichtig es wäre, die Geschichtsschreibung über Frauen in Duisburg voranzutreiben. Es gab damals nur wenige Publikationen zur Geschichte von Frauen in Duisburg und einige verstreute Quellen im Stadtarchiv. Da habe ich mir gedacht: „Es ist eine wichtige Aufgabe einer kommunalen Frauenbeauftragten, auch dafür zu sorgen, dass frauengeschichtliches Wissen vor Ort gesichert, aufbereitet



Doris Freer

und veröffentlicht wird.“ Anders ausgedrückt: Die oben ausgeführten geschichtstheoretischen Forschungsergebnisse in die gesellschaftliche Praxis umzusetzen, war von Anfang an ein wichtiges Anliegen des Frauenbüros. Dabei ging es immer um dreierlei: um das Vorantreiben der Forschung, um die Veröffentlichung der Ergebnisse und um ihre Verbreitung in allgemeinver-

ständlicher Form.⁶ Die Anfänge waren gar nicht so leicht, und es war viel Überzeugungsarbeit nötig, bis das städtische Personalamt und das Arbeitsamt den ABM-Antrag des Frauenbüros – damals: Gleichstellungsstelle für Frauenfragen – für ein Frauengeschichtsschreibungsprojekt befürworteten bzw. bewilligten. Ursache für die damaligen Schwierigkeiten war, dass grundsätzlich an-

^{3, 4, 5, 6} Siehe Anmerkungen ab Seite 147 Siehe Anmerkungen ab Seite 147

gezweifelt wurde, ob in Duisburg Quellen zur Geschichte von Frauen zur Verfügung stünden und dass Frauen in Duisburg in den vergangenen Jahrhunderten überhaupt genug geleistet hätten, um damit die Projektarbeit von zunächst einem Jahr zu gewährleisten. Nach etlichen Vorarbeiten des Frauenbüros – schwer auffindbare Veröffentlichungen und Quellen wurden vorgelegt – wurde das Frauengeschichtsprojekt ab 1988 als zweijähriges ABM-Projekt vom Frauenbüro begleitet. Das Projekt „Frauen machen Geschichte“ hatte die Aufgabe, historisches Wissen über Frauen in Duisburg zusammenzutragen, so weit wie möglich zu erforschen, in Kooperation mit den Schulen Unterrichtsmaterial zu erstellen und die Ergeb-

nisse zu veröffentlichen. Zur Verbreitung der Ergebnisse fanden – sehr beliebte – Stadtrundgänge zur Frauengeschichte statt. Schulen konnten für eine Kooperation gewonnen werden, und die Ergebnisse wurden in der Dokumentation „Frauen machen Geschichte. Materialien zur Duisburger Frauengeschichte“ veröffentlicht. Ich freue mich sehr, heute zwei Autorinnen der Dokumentation „Frauen machen Geschichte“ hier im Rathaus begrüßen zu können: die beiden Historikerinnen Katrin Ader, die Leiterin des damaligen Frauengeschichtsprojekts, und Petra Weis, die heute über die Geschichte der Frauenbewegung in Duisburg referieren wird. Diese Vorlesungsreihe zur Geschichte von Frauen in

Duisburg findet in den nächsten Wochen im Rahmen des 7. Duisburger Frauenforums Donnawetter anlässlich des zehnjährigen Bestehens der Gleichstellungsstelle/des Frauenbüros statt. Ich habe mich bemüht, dafür möglichst alle, die in den letzten Jahren zur Geschichte von Frauen in Duisburg gearbeitet haben und die mir bekannt waren, für einen Vortrag zu gewinnen. Es handelt sich hier einerseits um Historikerinnen oder Historiker, die bereits veröffentlichte Forschungsergebnisse zur Geschichte von Frauen in Duisburg präsentieren werden. Zum anderen werden die Arbeitsergebnisse einer Frauengruppe, der Hochheider Hexen, und zweier Frauengeschichtsprojekte aus Rheinhausen und Meiderich vorgestellt. Speziell

für diese Vorlesungsreihe wurden die Beiträge „Frauen im Mittelalter in Duisburg“ und „Frauen bei der Polizei in Duisburg“ erarbeitet. Der Grund, warum ich die Hoffnung hatte, dass die Vorlesungsreihe auf Interesse stoßen würde, war folgender: Das Frauenbüro hat beim letzten Frauenforum eine Stadtrundfahrt zur Frauengeschichte angeboten, und es bestand eine so große Nachfrage, dass der Bus schon nach kurzer Anmeldezeit ausgebucht war. Für weitere Stadtrundfahrten erhoffe ich mir im Verlauf dieser Vorlesungsreihe neue Kenntnisse sammeln zu können. Ich freue mich, dass Sie heute gekommen sind, und erkläre die Vorlesungsreihe zur Geschichte von Frauen in Duisburg für eröffnet.

„Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht“?!

Zur Geschichte der Frauenbewegung in Duisburg

„Menschenrechte haben kein Geschlecht!“ Mit dieser Forderung schloss Hedwig Dohm, eine der radikalsten Kämpferinnen für die Rechte von Frauen im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, ihre 1876 veröffentlichte Streitschrift über „Das Stimmrecht der Frauen“. Mit dieser Parole begann in der noch jungen deutschen Frauenbewegung eine im Grunde bis heute nicht beendete Debatte über das Verhältnis von Geschlecht und Politik. Und mit dieser Feststellung rebellierte Hedwig Dohm am lautstärksten gegen jene bis heute mancherorts noch immer beliebte Ineinsetzung von Mensch und Mann. Mit der Bedeutung des Geschlechts im politischen Prozess bzw. im öffentlichen Raum waren alle Frauen konfrontiert. Denn das gesellschaftliche Verhältnis der Geschlechter beeinflusste die soziale Platzierung von Männern und Frauen in einem bis dahin nicht gekannten Ausmaß – trotz der gleichzeitigen Ausbildung „demokratischer Verfassungen“. Die gesellschaftliche Gleichheit von Männern und Frauen einzufordern – vor dem Hintergrund einer in Teilen der deutschen

Frauenbewegung verbreiteten Vorstellung von der Andersartigkeit der Frau: Diesem Prozess innerhalb der alten Frauenbewegung im 19. und 20. Jahrhundert will ich mich in aller gebotenen Kürze in meinem Vortrag widmen. Dabei unternehme ich einen zugegeben nur kursorischen Streifzug durch die Duisburger Frauengeschichte, die in der Duisburger Stadtgeschichtsschreibung weitgehend unbeachtet geblieben ist. Diese Tatsache ist um so bemerkenswerter, als sich in der Duisburger Lokalschicht die „großen“ Entwicklungslinien der deutschen Frauenbewegung durchaus widerspiegeln. Diese Feststellung gilt für die bürgerliche Frauenbewegung ebenso wie für die sozialdemokratische. Ich will versuchen, einige dieser Parallelen nachfolgend aufzuzeigen.

Frauen und Politik um 1850 oder: Die Menschenrechte haben doch ein Geschlecht

Hören wir zunächst wiederum Hedwig Dohm: „Die Logik der Politik ist absolut. Entweder ist das Volk

souverän und mithin auch die Frauen, oder Untertanen eines oder mehrerer Herren sind wir alle.“

Die Logik der Politik ist vor allem männlich. Denn am Beginn des zu betrachtenden Zeitraums waren Frauen in Deutschland politisch rechtlos. Das Gesetz, das diesen Zustand legitimierte, stammte aus dem Jahre 1850. Seitdem hieß es in § 8 des Preußischen Vereinsgesetzes:

„Für Vereine, welche bezwecken, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern, gelten ... nachstehende Beschränkungen: ... sie dürfen keine Frauenspersonen, Schüler und Lehrlinge als Mitglieder aufnehmen; ... Werden diese Beschränkungen überschritten, so ist die Ortspolizeibehörde berechtigt, vorbehaltlich des gegen die Beteiligten gesetzlich einzuleitenden Strafverfahrens, den Verein bis zur ergehenden richterlichen Entscheidung ... zu schließen. Frauenspersonen, Schüler und Lehrlinge dürfen den Versammlungen und Sitzungen solcher politischen Vereine nicht beiwohnen. Werden dieselben auf die Aufforderung des anwesenden Abgeordneten der Obrig-

keit nicht entfernt, so ist Grund zur Auflösung der Versammlung oder der Sitzung ... vorhanden.“ Über den Ausschluss von Frauen aus der Politik herrschte ein quasi gesamtgesellschaftlicher Konsens. In den Reihen des männlichen Bürgertums wie in denen des männlichen Proletariats bestand Einigkeit darüber, dass der Bereich der Öffentlichkeit, also auch die Politik, allein den Männern vorbehalten sei. Zu sehr hatte man(n) die gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern lieb gewonnen, frei nach der Devise: „Er zieht hinaus ins feindliche Leben. – Sie bleibt zurück am heimischen Herd.“ Um so mehr war es an den Frauen selbst, diese Ungleichheit zu überwinden. Louise Otto-Peters, die wenig später als Begründerin der Frauenbewegung in Deutschland in die Geschichte eingehen sollte, hatte bereits 1843 die Forderung nach einer – wie es damals hieß – „Teilnahme der weiblichen Welt am Staatsleben“ erhoben. Sie schrieb: „An der Stellung, welche die Frauen in einem Lande einnehmen, kann man sehen, wie dick von unreinen

Nebeln oder wie klar und frei die Luft eines Staates sei. – Die Frauen dienen als Barometer der Staaten.“

Louise Otto-Peters nahm folgerichtig die staatliche Obrigkeit in die Pflicht: Nur wenige Monate später verfasste sie einen ihrer zahlreichen Appelle an die Öffentlichkeit zur Verbesserung der Lage der Frauen in Staat und Gesellschaft:

„Gebt unserem Staate ein größeres öffentliches Leben, Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, allen Städten Öffentlichkeit der Stadtverordnetenversammlungen, Öffentlichkeit allen Vereinen und Versammlungen, welche dem Wohl der Vaterländischen Anstalt gewidmet sind, und ihr sollt sehen, wie bald und schnell und allgemein die Frauen ihre Teilnahmslosigkeit an der Politik aufgeben werden.“

Die Teilnahme der Frau am Staatsleben wie auch die Forderung nach demokratischen Rechten für Frauen bezeichnete Louise Otto-Peters im übrigen als Selbstverständlichkeit. „Wir fordern einfach nur unser Recht, unser Menschenrecht“, schrieb sie 1848 in der von ihr gegründeten „Frauen-Zeitung“. Sie und ihre Mitstreiterinnen mussten in den Revolutionsjahren 1848/49 die gleichen Erfahrungen machen wie die Frauen in der Französischen Revolution sechzig

Jahre zuvor; Männer erwiesen sich wiederum als schlechte Demokraten, weil sie eben nur an eine Hälfte des Menschengeschlechts, die M ä n n e r , dachten. Die Politik der Frauenbewegung war von Anfang an eine „Politik der kleinen Schritte“. Dafür sorgte neben der Tatsache, als „schwaches Geschlecht“ in einer männlich geprägten Öffentlichkeit bestehen zu müssen, der Umstand, dass Frauen – damals mehr noch als heute – sich in unterschiedlichen sozialen Lebenssituationen befanden, die eine einheitliche Interessenvertretung erschwerten. Und so vollzog sich die Entstehung und Entwicklung der Frauenbewegung in Deutschland nach klassisch „männlichem“ Muster: Die „soziale Bewegung“ der Frauen schlug zwei unterschiedliche Richtungen ein, indem der Organisation von Frauen aus dem Bürgertum alsbald die Organisation von Frauen aus dem Proletariat gegenübertrat.

Die bürgerliche Frauenbewegung in Deutschland oder: Ist Politik nicht doch Männersache?

Das Inkrafttreten des Preußischen Vereinsgesetzes bedeutete einen schweren

Rückschlag für die Sache der Frauen. Jeder Verein, der „politische Gegenstände“ behandelte und dabei Frauen in seinen Reihen duldet, lief fortan Gefahr, verfolgt und aufgelöst zu werden. Was „politisch“ war und was nicht, bestimmte die Obrigkeit, und das war de facto alles, was in dem Geruch stand, der Gleichberechtigung der Frau dienlich zu sein.

Die Wirkung des Gesetzes ließ dann auch nicht lange auf sich warten. Das öffentliche Engagement von Frauen ließ in den folgenden Jahren zwangsläufig nach, bis zu Beginn der sechziger Jahre es dann wiederum Louise Otto-Peters war, die die Initiative zur Organisation von Frauen ergriff. So gilt dann auch die Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF) unter ihrer Leitung in Leipzig im Jahre 1865 als Geburtsstunde der bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland.

Programmpunkte der neuen Frauenorganisation waren das Recht auf Arbeit und das Recht auf Bildung als Grundvoraussetzungen weiblicher Selbstständigkeit. Eine Abkehr von der traditionellen Frauenrolle war mit diesem Programm nicht verbunden, ganz im Gegenteil: Die Familie blieb wei-

terhin Mittelpunkt des weiblichen Lebenszusammenhangs, und die Öffnung von Berufspositionen für Frauen sollte vornehmlich ledigen Frauen einen adäquaten Ersatz für Ehe und Familie bieten.

Die Forderung nach der politischen Gleichberechtigung der Frau – mit der Louise Otto-Peters noch in den Revolutionsjahren für Furore gesorgt hatte – findet sich im „Frauenprogramm“ des ADF nicht wieder. Nicht, dass bürgerliche Frauen in der Folgezeit nicht über die Notwendigkeit des Frauenwahlrechts und die Einbeziehung der Frauen in alle Bereiche des öffentlichen Lebens nachgedacht hätten, zu eigenen politischen Aktivitäten konnten sie sich allerdings nicht durchringen. Die Entwicklung hierfür schien ihnen noch nicht reif zu sein, weder auf Seiten der Männer, die den Wert der Frauen für die kulturelle Entwicklung der Gesellschaft (noch) nicht erkannt hätten, noch auf Seiten der Frauen, denen es schlicht an staatsbürgerlicher Reife fehlte angesichts ihrer fortwährenden Abhängigkeit vom Manne.

Die politische Gleichberechtigung der Frau galt so als Fernziel, das sich im Laufe der Zeit gewissermaßen von selbst einstellte. So ist es zu

erklären, dass Helene Lange, eine der führenden Frauen der Bewegung, noch 1896 prognostizierte:

„... sobald aber die Erkenntnis der Bedeutung der Frau für das Allgemeinwohl in den Kreisen der Männer genügend Wurzel gefaßt hat, dann, aber auch erst dann wird der Augenblick gekommen sein, in dem die gesetzgebenden Faktoren, von der öffentlichen Meinung gedrängt, für das Frauenstimmrecht eintreten werden.“

Die Zurückhaltung der Frauen in politischen Fragen wurde durchaus honoriert: Die Frauenvereine blieben behördlicherseits unbeheligt, und das Vereinsgesetz fand hier keine Anwendung.

Die bürgerliche Frauenbewegung nahm vielmehr bis zur Jahrhundertwende einen kontinuierlichen Aufschwung. Der im Jahre 1894 gegründete Bund Deutscher Frauenvereine (BDF) als Dachverband der bürgerlichen Frauenorganisationen konnte im Gründungsjahr 34 Frauenvereine als Mitglieder verzeichnen, im Jahre 1914 waren es bereits 46 Mitgliedsvereine mit mehr als 500.000 Frauen, von denen zahlreiche Gruppen auch hier vor Ort in Duisburg aktiv waren.

Der Gründungskongress des BDF fand ohne Beteiligung sozialdemokratischer Frauen statt. Zu groß war die Furcht vor behördlicher und polizeilicher Verfolgung, und zu groß war die Abneigung gegenüber den politischen Forderungen der sozialdemokratischen Frauen. Doch auch diese grenzten sich von den bürgerlichen „Frauenrechtlerinnen“ ab, denen sie ein unzureichendes Konzept einer bloß „halbierten“ Emanzipation vorhielten. Sie selbst hatten im Verlauf der zurückliegenden zwei Jahrzehnte in organisatorischer und programmatischer Hinsicht erstaunliche Fortschritte erzielt.

Die sozialdemokratische Frauenbewegung oder: Die Frauenfrage ist mehr als nur ein Nebenwiderspruch

Während die bürgerlichen Frauen sich im Laufe der Zeit auf ihre Weise mit der Obrigkeit „arrangieren“ konnten, traf die reaktionäre Vereinsgesetzgebung die Frauen aus der Arbeiterbewegung mit voller Wucht: Wann immer Arbeiterinnen sich organisieren wollten, stießen sie mit einer Obrigkeit zusammen, die nach

der Devise „Wehret den Anfängen“ verfuhr. Vereine von und für Arbeiterinnen wurden umgehend aufgelöst.

Bereits 1848 hatte Louise Otto-Peters erste Anstrengungen unternommen, Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen zu organisieren, um ihre bedrückende wirtschaftliche und soziale Lage verbessern zu helfen. Dabei setzte sie auf das Prinzip der Selbsthilfe, zum einen, weil Frauen im Gegensatz zu den Männern über keinerlei Organisationserfahrung verfügten, zum anderen, weil die neugebildeten männlichen Arbeitervereine wie auch die später in den sechziger Jahren gegründete Sozialdemokratie zunächst keine Neigung zeigten, Frauen bei ihrer Interessenvertretung zu unterstützen. Im Gegenteil: In solchen Branchen, in denen Frauen bereits lohnabhängig beschäftigt waren, fanden sich die Gegner einer Organisation von Frauen. Ihre Einstellung beruhte auf einer generellen Ablehnung der Frauenerwerbsarbeit.

So forderte die Assoziation der Zigarrenarbeiter Deutschlands das Verbot der Frauenarbeit in den Fabriken. Eines der frühesten Zeugnisse dieser später als „proletarischer Antifeminismus“ bezeichneten Haltung ist die Petition dieses Ver-

bandes an die Frankfurter Nationalversammlung aus dem Jahre 1848, die im übrigen durch einen Duisburger Delegierten verfasst wurde. In ihr heißt es, Frauen mit ihren geringeren Bedürfnissen drückten den Lohn und erhöhten die Arbeitslosigkeit unter den Männern. Außerdem gefährde die Zusammenarbeit von Personen beiderlei Geschlechts die sittliche Ordnung.

Und so kann es nicht verwundern, dass sich auch die 1863 gegründete Sozialdemokratie zunächst schwer tat mit der Frauenemanzipation. Gleichberechtigung der Frau am Arbeitsplatz, im Betrieb? Da war die Furcht vor weiblicher Konkurrenz und Lohnsenkung zunächst größer, und so hieß es noch im Gothaer Programm 1875:

„Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands fordert innerhalb der heutigen Gesellschaft: ... Verbot ... aller die Gesundheit und Sittlichkeit schädigenden Frauenarbeit.“

Gleichberechtigung der Frau in der Politik? Da war die Furcht vor den Auswirkungen des Vereinsgesetzes im Falle einer politischen Teilhabe von Frauen und vor einer Vorliebe von Frauen für konservative politische Kräf-

te als Folge ihrer Unwissenheit und politischen Unerfahrenheit größer, und so konnte sich August Bebel mit seinem Antrag, die Forderung nach der Einführung des Frauenwahlrechts in das Gothaer Programm aufzunehmen, 1875 (noch) nicht durchsetzen.

Das hieß jedoch nicht, dass Frauen vom Parteileben gänzlich ausgeschlossen blieben; denn parallel zum organisatorischen Aufbau der Partei entwickelte sich eine rege sozialdemokratische Vereins- und Festkultur, über die die Familie des organisierten Arbeiters gewissermaßen auf Umwegen in die politische Arbeit mit einbezogen werden konnte. Das hieß aber wiederum nichts anderes, als dass die Frau nur über ihre Rolle innerhalb der Familie oder über ihren Verwandtschaftsgrad zum politisch organisierten Mann definiert wurde: als Ehefrau, Tochter, Schwester etc.

Die Chance, Frauen bei solchen Anlässen für die Sozialdemokratie zu gewinnen, wurde beherzt genutzt. So rief im Oktober 1877 der Festredner des Duisburger Arbeiterfestes, Hermann Strumpen, die Arbeiterfrauen zur Teilnahme an dem „gerechten“ und „heiligen“ Kampf des unterdrückten Proletariats auf.

Auch die Frau fühle die Misere der heutigen Gesellschaft, auch sie leide unter der herrschenden Produktionsweise und habe ein wesentliches Interesse an der Beseitigung derselben. Mit der Emanzipation des Arbeiterstandes würde gleichzeitig die „gesellschaftliche Stellung des Weibes“ verbessert werden. Frauen sollten „Mitarbeiter im Weinberg der Menschheit“ werden.

Die rigide politische Praxis gegen das „Gespenst“ Frau und Politik löste gewissermaßen einen Kleinkrieg zwischen Obrigkeit und Sozialdemokratie aus. Denn trotz der gültigen Vereinsgesetzgebung ließen sich die männlichen Parteimitglieder nicht davon abhalten, „Frauthemen“ öffentlich zu diskutieren, wie die folgenden Auszüge aus dem Polizeibericht über eine Versammlung im September 1891 deutlich machen:

„Der Tischler Mahling erhielt über den ersten Punkt der Tagesordnung das Wort, er betonte hauptsächlich, daß gerade die Erziehung der Arbeiterkinder viel zu wünschen übrig lasse. Die Frauen müßten in vielen Fällen, da der Verdienst des Mannes nicht ausreiche, auf Fabriken von morgens bis abends spät arbeiten und

könnten folglich für die Erziehung ihrer Kinder wenig oder gar nichts tun. ... Tischler Mahling schlug vor, am nächsten Samstag, 25. d. Mts. eine Versammlung, wo auch den Frauen Zutritt gewähret würde, anzuberaumen. P. Kahl erwiderte hierauf, daß nach dem Vereinsgesetz Frauen in politischen Vereinen, sobald über Politik diskutiert würde, keinen Zutritt hätten. ... Da es nun 12 Uhr geworden und von Seiten des Vorsitzenden Kahl, trotz meiner Erinnerung, die Versammlung nicht geschlossen wurde, so löste ich die Versammlung auf.“

Beinahe unnötig zu erwähnen, dass die örtlichen Polizeiberichte fortan eine unerschöpfliche Quelle zur Erforschung der sozialdemokratischen Frauengeschichte darstellen. Und auch der Kampf um den 1. Mai in Duisburg legt Zeugnis hierüber ab. Seit 1890 galten die jährlichen Maifeiern zur Durchsetzung des 8-Stunden-Tages als weitere Möglichkeit der Agitation unter Arbeitern und Arbeiterinnen. Und wiederum benutzte die Polizei die Beteiligung von Frauen als Hebel, um die Versammlungen zu verbieten oder aufzulösen. Über die Maifeier des Jahres 1897 berichtete die Niederrheinische Volksstimme am 1. Mai des Jahres:

„In erster Linie wurde von der Polizei verlangt, daß sämtliche Gesangs- und deklamatorischen Vorträge vorgelegt werden, und als auch dieses geschah, mußte dem Herrn Oberbürgermeister hierüber Vortrag gehalten werden. Die Folge war nun ... das Verbot der Theilnahme der Frauen an der Festlichkeit, weil die ganze Festlichkeit (nach Ansicht der Behörde) von einem politischen Verein, dem Allgemeinen Arbeiterverein, arrangiert sei und wenn dieses evtl. nicht durchgehen sollte, doch die Maifeier-Kommission ein Verein sei.“

Als Reaktion auf ihren Ausschluss aus der Maifeier riefen die Frauen spontan zu einer Frauenversammlung auf. Über diese Versammlung wurde ein ausführlicher Bericht des anwesenden Polizei-Wachtmeisters angefertigt, in dem es u.a. heißt:

„Die am Sonnabend, dem 1. Mai im Lokale des Wirtes Küppers hier anberaumte öffentliche Frauenversammlung wurde ... von Frau Kox eröffnet. Nach Wahl eines Bureaus wurde der Referentin Frau Kotthusen aus Düsseldorf das Wort erteilt. Letztere sprach in längerer, etwa einstündiger Rede über die Bedeutung der Maifeier, sowie über die

Stellung der Frauen hierzu. Frau Kotthausen führte aus, daß die Frauen zu etwas Ernsterem auf der Welt seien, als zum Strümpfe-stopfen und hinter dem Kochtopf stehen, die Frauen hätten auch ein Recht bzw. die Pflicht, an der modernen Arbeiterbewegung teilzunehmen. Hierauf spricht dieselbe ihre Verwunderung darüber aus, daß die Frauen hier in Duisburg polizeilicherseits von der offiziellen Feier des 1. Mai ausgeschlossen worden seien, dieses sei mit den bestehenden Bestimmungen nicht zu vereinbaren. ... dessenungeachtet müsse mit allen Kräften dahin gestrebt werden, daß die Maifeier immer mehr an Bedeutung gewinne, dann gewöhne sich das Volk daran und der Kapitalist sei gezwungen, den 1. Mai freizugeben.“

Über die Vorkommnisse anlässlich der Maifeier des Jahres 1899 in Duisburg weist der Polizeibericht aus, dass unter 300 bis 400 Personen etwa 40 bis 50 Frauen gewesen seien, und dass der Kundgebungsredner ausgeführt habe, „die Frauen seien noch taub und blind“, und an sie appelliert habe, „die gute Sache nach Kräften zu unterstützen“.

Die Frauen waren keineswegs taub und blind, und sie waren durchaus dabei,

„die gute Sache“ zu unterstützen. Die Aufhebung des Sozialistengesetzes 1890 und die Forderung der SPD nach der Einführung des Frauenwahlrechts, wozu sich die Partei auf ihrem Erfurter Parteitag 1891 bei der Verabschiedung eines neuen Programms endlich durchgerungen hatte, verhalfen der sozialdemokratischen Frauenbewegung im gesamten Deutschen Reich rasch zu einem deutlichen Aufschwung. In Duisburg sprach Martha Rohrlack, eine der führenden Agitatorinnen der sozialdemokratischen Frauenbewegung, 1892 zum Thema „Das allgemeine Wahlrecht und die Rechtlosigkeit der Frauen“.

Der Beginn des neuen Jahrhunderts konnte die Frauen ermutigen. 1902 wurde das Vereinsgesetz gelockert, als das sog. „Segment“ eingeführt wurde, ein abgeteilter Raum innerhalb eines Versammlungslokals, in dem die Frauen sich aufhalten und den Worten der männlichen Redner lauschen, selbst jedoch nicht das Wort ergreifen durften. So standen die darauffolgenden Jahre dann auch ganz im Zeichen der Agitation und Mobilisierung unter den Frauen, um diese verstärkt der Sozialdemokratie zunächst als Sympathisantinnen, dann als Mitglieder zuzuführen. Erleichtert wurde

dieses Anliegen durch das neue Reichsvereinsgesetz, das 1908 verabschiedet wurde und den Frauen nun ermöglichte, sich ohne die Androhung behördlicher Verfolgung politisch zu beteiligen und in Parteien und Gewerkschaften als ordentliche Mitglieder zu organisieren.

Und dennoch reagierte die sozialdemokratische Frauenbewegung mit gemischten Gefühlen auf die neuen Bestimmungen. Sicherlich war Frau der politischen Gleichberechtigung wieder ein Stück näher gerückt, aber die liebgewordene Autonomie der Frauenbewegung der Partei gegenüber stand nun zwangsläufig zur Disposition. Dass Männer und Frauen sich fortan gemeinsam organisieren sollten, stand außer Frage, dafür hatte die Sozialdemokratie in den zurückliegenden zwanzig Jahren gekämpft. Aber vor dem Hintergrund, dass

„im Hinblick auf das verfolgte Ziel und unter Berücksichtigung der vorliegenden Verhältnisse solche von Genossinnen geschaffene Einrichtungen erhalten bleiben, welche sich als treffliche Mittel bewährt haben, die weiblichen Parteimitglieder theoretisch zu schulen und unter den Massen der weiblichen Bevölkerung Mitstreiterinnen für

den ... Klassenkampf des Proletariats zu gewinnen und sie der Organisation neu zuzuführen“, sah das im selben Jahr verabschiedete Parteistatut bestimmte „Sonderregelungen“ für weibliche Parteimitglieder vor. So sollten Mitgliederversammlungen der Genossinnen ebenso beibehalten werden wie das Frauenbüro beim Parteivorstand. Der aus heutiger Sicht wohl spektakulärste Passus lautete:

„Die weiblichen Mitglieder sind im Verhältnis zu ihrer Zahl im Vorstand vertreten. Doch muß diesem mindestens eine Genossin angehören.“

Quotenfrau oder Alibifrau? In jedem Fall wissen wir heute um die „Geschichtsträchtigkeit“ der aktuellen Debatten um die gleichberechtigte politische Partizipation von Frauen und insbesondere um die Mittel und Wege innerparteilicher Gleichstellungsbemühungen in der Bundesrepublik. Aber das ist eine andere Geschichte.

In einer Partei Mitglied werden zu dürfen, ist das eine, an der Wahl der Parlamentsabgeordneten direkt teilnehmen zu dürfen, das andere. Der Ruf nach dem Frauenwahlrecht wurde unter den sozialdemokrati-

schen Frauen immer größer, weit über Deutschland hinaus, im europäischen Ausland. Am 26./27. August 1910 fasste die 2. Internationale Konferenz sozialistischer Frauen in Kopenhagen auf Antrag der deutschen Delegation den Beschluss, wonach ein Aktionstag, der 8. März eines jeden folgenden Jahres, zur europäischen Agitation für die Einführung des Frauenwahlrechts genutzt werden sollte: Der Internationale Frauentag war ins Leben gerufen.

Der Kampf um das Frauenwahlrecht oder: Für die Teilhabe an der politischen Macht

Die Frauenwahlrechtsfrage erhielt also ab 1908 neuerliche Brisanz, nachdem Frauen Zugang zu politischen Parteien erhalten hatten. Auch die bürgerliche Frauenbewegung konnte sich nun der politischen Dimension ihrer Arbeit nicht länger verschließen. Schon 1902 hatten Frauen des sog. „radikalen“ Flügels der bürgerlichen Frauenbewegung den „Deutschen Verein für Frauenstimmrecht“ gegründet, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, „die politische Gleichberechtigung auf

allen Gebieten zu erkämpfen“, und deren große propagandistische Erfolge die Wahlrechtsforderung auch in den Reihen des „gemäßigten“ Flügels der Bürgerlichen salonfähig gemacht hatte.

In Duisburg lud der „Verein für Frauenbestrebungen“, der sich selbst für parteipolitisch unabhängig erklärte, zu einer Versammlung am 20. Januar 1909 ein, in der Frau Prof. Krukenberg aus Kreuznach einen Vortrag zum Thema „Müssen Frauen am Stimmrecht Interesse nehmen?“ hielt, in dessen Verlauf die Referentin keinen Zweifel an ihrer Auffassung ließ, dass das Frauenwahlrecht notwendig sei, damit Frauen ihre eigenen Interessen und Bedürfnisse selbst vertreten könnten.

Da die Forderung nach einem demokratischen Wahlrecht für alle Bürgerinnen und Bürger zu diesem Zeitpunkt nur von den wenigsten Parteien erhoben wurde, stellte sich für die Frauen die Frage, welches Wahlrecht zu fordern sei. Sollte Frau am Dreiklassenwahlrecht – dann auch für Frauen – festhalten oder sein Fortbestehen zumindest billigend in Kauf nehmen, etwa um der besseren politischen Durchsetzbarkeit der dann abgeschwächten Forderung willen?

Die Ortsgruppe Duisburg des Frauenstimmrechtsverbandes für Westdeutschland umschrieb 1912 ihre Haltung zur Stimmrechtsfrage wie folgt:

„Wir erstreben das Frauenstimmrecht in Gemeinde, Kirche und Staat unter den gleichen Bedingungen, wie die Männer es haben oder haben werden.“

Aller politischen Zurückhaltung zum Trotz: Die männliche bürgerliche Öffentlichkeit reagierte sichtlich gereizt auf die Wahlrechtsdiskussion. Nachdem sich in Weimar ein „Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation“ gegründet hatte, sah sich Gertrud Bäumer, die Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine, zu einer Erklärung veranlasst, die auch in den „Duisburger Mitteilungen aus dem Vereinsleben“ veröffentlicht wurde. In ihr heißt es u.a.: *„Wir sind auch überzeugt, daß die deutsche Frauenbewegung in ihrer nun schon über Jahrzehnte währenden gewissenhaften Arbeit an der Lösung einer der schwierigsten und bedeutendsten sozialen Fragen unserer Zeit sich das öffentliche Vertrauen in genügendem Maße gewonnen hat, um gegen die Wirkungen der unwahren und entstehenden Behauptungen ihrer Gegner geschützt zu sein.“*

Auch die sozialdemokratische Agitation unter den Frauen hatte immer die eine Frage zum Inhalt: „Wie können wir die Frauen für die Politik interessieren, sie als Sympathisantinnen und – später – auch als Mitglieder gewinnen?“ Die Jahre vor Beginn des Ersten Weltkrieges standen dann auch in Duisburg ganz im Zeichen der Agitation und Demonstration für das Frauenwahlrecht, von dem sich die Partei eine hohe Mobilisierung unter den Frauen versprach. Am 8. März 1911 – dem ersten Internationalen Frauentag – erreichte die Kampagne einen Höhepunkt.

Wilhelm Thielkorn, Redakteur der Niederrheinischen Arbeiterzeitung, sprach vor 400 Menschen, darunter 350-375 Frauen, über die „Frauen und das Wahlrecht“. Laut Polizeibericht führte er u.a. aus:

„Seit Beginn der Arbeiterbewegung habe die Sozialdemokratie schon auf dem Standpunkte des gleichen Rechts der Frauen gestanden. Es habe aber schwergefallen, diesen Gedanken besonders bei den Frauen Eingang zu schaffen. Erst in letzter Zeit nehme das Interesse an der Frauenbewegung sichtlich zu. Es sei doch klar, daß die Frau heute dasselbe Interesse am politischen Leben haben müsse

wie der Mann, da sie doch gleich ihm die selben wirtschaftlichen Verhältnisse zu erleiden habe.“

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Versammlung verabschiedeten nahezu einstimmig eine Resolution, in der es hieß:

„Die Frauen fordern das Wahlrecht, um teilzunehmen an der politischen Macht zum Zwecke der Aufhebung der Klassenherrschaft und Herbeiführen der sozialistischen Gesellschaft, die erst das volle Menschentum dem Weibe verbürgt.“

Die Internationalen Frauentage vor dem Ersten Weltkrieg wurden ein voller Erfolg im Hinblick auf die Entwicklung der Zahl der weiblichen SPD-Mitglieder. Der sozialdemokratische „Agitationsbezirk“ Niederrhein war 1913 der drittgrößte in Deutschland, und in Duisburg waren nach einer geheimen Mitteilung des Ministeriums des Innern 785 weibliche Mitglieder eingeschrieben gegenüber 3780 männlichen Mitgliedern, also ca. 17 Prozent.

Was so vielversprechend begonnen hatte, fand 1914 ein jähes Ende: Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs ließ nicht nur die Forderung nach dem Frauenwahlrecht in den Hintergrund treten,

sondern er bewirkte auch eine unvermutete Annäherung der verschiedenen Flügel der Frauenbewegung. Denn der Kriegsbeginn im August 1914 zog nicht nur den politischen und sozialen Burgfrieden zwischen Sozialdemokratie und Gewerkschaften auf der einen und wilhelminischem Staat auf der anderen Seite nach sich, sondern auch den Burgfrieden zwischen den Geschlechtern. Alle Frauen – und zwar unabhängig von ihrem sozialen Status – bewährten sich im sozialen Hilfsdienst und der kommunalen Arbeit, in der Kinderfürsorge sowie im Kranken- und Wöchnerinnendienst.

Es war wohl diese Art der Gemeinsamkeit, die es mit sich brachte, dass gegen Ende des Krieges bürgerliche und sozialdemokratische Frauen erstmals einen gemeinsamen Aufruf zur Einführung des Frauenwahlrechts veröffentlichten. Nach Kriegsende war es dann so weit:

Als der Rat der Volksbeauftragten am 12. November 1918 einen Aufruf an das deutsche Volk richtete, war dies die Geburtsstunde des Frauenwahlrechts in Deutschland:

„Alle Wahlen zu öffentlichen Körperschaften sind fortan nach dem gleichen,

geheimen, direkten allgemeinen Wahlrecht für alle mindestens 20 Jahre alten männlichen und weiblichen Personen zu vollziehen.“

Frauen in der Weimarer Republik oder: „Nicht mehr als ein schäbiger Platz zur linken Hand“

Nach der Durchsetzung des Wahlrechts galt es, den Standort der Frauenbewegung innerhalb des politischen Kräftefeldes neu zu bestimmen; eine neue Zielperspektive war vonnöten, denn der Mittelpunkt der Agitation der letzten zehn bis zwanzig Jahre war ja gewissermaßen über Nacht hinfällig geworden.

Zunächst stand das Werben um Frauen als Wählerinnen und Parteimitglieder im Vordergrund der Aktivitäten. Stärker noch als nach der Verabschiedung des Reichsvereinsgesetzes im Jahre 1908 musste es nun darauf ankommen, Frauen in die Organisationsstruktur der Parteien zu integrieren, ohne die spezifischen Interessen und Probleme von Frauen aus dem Auge zu verlieren. Das Frauenwahlrecht allein brachte die Dis-

kriminierung der Frauen in der Gesellschaft noch nicht zu Fall, auch nicht die Diskriminierung der Frauen in den Parteien.

Das galt vor allem für die bürgerlichen Parteien, die ja zwangsläufig einen großen Nachholbedarf an weiblichen Mitgliedern hatten.

Die Einführung des Frauenwahlrechts führte dazu, dass die große Zahl weiblicher Wahlberechtigter einen Konkurrenzkampf unter den Parteien auslöste, unabhängig von ihrer bisherigen Haltung zur politischen Gleichberechtigung der Frau.

Die bürgerlichen Parteien befahl dabei im Vorfeld der anstehenden Parlamentswahlen gewissermaßen „die Angst vor der eigenen Courage“, was ihre Wahlchancen unter weiblichen Wählern betraf. Aufgeschreckt durch die revolutionären Ereignisse der Jahre 1918/19, fürchteten sie die politische Unerfahrenheit und Unbekümmertheit vieler Frauen, die sie vom Gang zur Wahlurne abhalten würden, und die hohe Mobilisierungsrate unter den sozialdemokratischen Sympathisantinnen, der sie nichts Entsprechendes entgegenzusetzen hätten. Diese Gemütslage spiegelt sich in einem Artikel in der

Rhein- und Ruhrzeitung (RRZ) vom 1. Januar 1919 wider, in dem es heißt:

„Im Deutschen Reich haben wir 3 Millionen mehr Frauen als Männer. Die Frauen sind also zahlenmäßig ausschlaggebend, sie tragen den größeren Teil der Verantwortung für den Gang, den die Ereignisse nehmen.

Die Frauen sind verpflichtet, von dieser Macht Gebrauch zu machen. Die sozialdemokratischen Frauen sind sich bewußt, daß ihre Stimme zur Unterstützung ihrer Partei nicht fehlen darf. Sie werden vollzählig an der Wahlurne erscheinen. Aber wie sieht es mit der großen Menge der bürgerlichen Frauen aus, die auch heute noch nichts von Politik wissen wollen, weil bis heute ihr persönliches Behagen noch nicht gestört wurde und sie nicht begreifen wollen, daß das Schicksal des Bürgertums ... auf dem Spiele steht, wenn sie sich nicht wecken lassen wollen aus ihrer Trägheit und nicht die Gleichgültigkeit abschütteln, mit der sie die brennendsten Fragen unserer Tage bis heute behandelt haben ... Die bürgerliche Frau, die heute noch nicht erkennt, was von der Pflichttreue bei den Wahlen abhängt, versündigt sich schwer an ihren Mitschwestern.“

Und geradezu beschwörend hieß es in einem Wahlauftruf der RRZ am 19.1.1919, dem Tag der Wahl:

„Wählerinnen, bedenkt, daß der Wahlakt etwas Zeit erfordert! Geht früh zur Wahl. Lauft nicht fort, wenn das Wahllokal überfüllt ist. Ihr habt im Kriege ja gelernt, „anzustehen“, wenn es sich um Lebensmitteleinkauf und dergleichen handelte. Nun beweist Eure Geduld, wo es Größeres gilt: Das Geschick des Vaterlandes!“

Die Befürchtungen waren offensichtlich unbegründet. Denn als am 19. Januar 1919 die verfassungsgebende Nationalversammlung gewählt wurde, erhielten die beiden sozialdemokratischen Parteien lediglich 187 von 421 Mandaten, so dass von einer sozialistischen Mehrheit keine Rede sein konnte.

Das Wahlverhalten der Frauen bei diesem ersten demokratischen Urnengang war Gegenstand parteiinterner wie öffentlicher Wahlanalysen. Ihre Wahlbeteiligung war mit 82,3% (gegenüber 82,4% bei den Männern) außerordentlich hoch.

Obwohl nur in wenigen Wahlbezirken die Stimmzählung nach Geschlechtern getrennt erfolg-

te, legen die verfügbaren Daten den Schluss nahe, dass die Sozialdemokratie ein Frauendefizit von bis zu 4,5% reichsweit hinnehmen musste. Diese Annahme findet im Raum Duisburg ihre Bestätigung.

So schrieb die RRZ am 4. März 1919 unter dem Titel „Wie Frauen wählten“ unter Berufung auf eine Wahlanalyse in der „Niederrheinischen Volksstimme“:

„Eine interessante Aufstellung finden wir in der Niederrheinischen Volksstimme über die Wahlen in Oberhausen. Dort stimmten Männer und Frauen getrennt. ... Die radikalen Parteien haben demnach an dem von ihnen stets geforderten Frauenwahlrecht wenig Freude. Ähnliche Erfahrungen hat man auch in den anderen Städten gemacht, in denen Frauen und Männer getrennt wählten.“

Die Einführung des Frauenwahlrechts zog auch auf der kommunalen Ebene grundlegende Veränderungen nach sich, da die bestehenden Gemeindeparlamente aufgelöst wurden und Neuwahlen nach dem neu geschaffenen demokratischen Wahlrecht unter Beteiligung von Frauen vorgenommen werden mussten.

Anlässlich der Wahl zur Duisburger Stadtverordnetenversammlung am 23. Februar 1919 stellten die Parteien insgesamt 24 weibliche Kandidaten auf, von denen dann schließlich vier als Abgeordnete in das 75köpfige Stadtparlament einzogen: die beiden Lehrerinnen Margarethe Pasié und Frieda Heidkamp für die Deutsche Demokratische Partei bzw. das Zentrum, und für die Sozialdemokratie die Hausfrauen Marie Arning und Therese Cremers. 64.464 Frauen waren am Wahltag wahlberechtigt, und wie schon einen Monat zuvor lag ihre Wahlbeteiligung bei über 80%, und ihre Vorliebe gehörte mehrheitlich den bürgerlichen Parteien.

Unter den sozialdemokratischen Frauen herrschten Enttäuschung und Ratlosigkeit über die Zurückhaltung vieler Frauen gegenüber der Sozialdemokratie.

Und so stand das Wahlverhalten der Frauen im Mittelpunkt der Debatten des sozialdemokratischen Frauentages des Bezirks Niederrhein im Jahre 1920. In der Analyse der Vorsitzenden Marie Arning heißt es:

„Durch die unklaren politischen Verhältnisse der letzten zwei Jahre, der Putsche von Rechts und Links, der

vielen Streiks, die immer wieder das Wirtschaftsleben erschütterten, werden die Frauen verwirrt ..., so daß sie gar nicht recht wußten, wie sie entscheiden sollten, weil von den bürgerlichen Parteien alle Unruhen und Putsche als sozialistische bezeichnet wurden.“

Gegen mangelnde politische Standfestigkeit und Anfälligkeit für die Parolen der politischen Gegner helfe planmäßige Agitation, welche wiederum eine starke Organisation der Frauen in der Partei voraussetze, schlussfolgerte Marie Arning. Vor allem die Funktionärinnen wurden wiederum zur verstärkten Schulung aufgefordert,

„damit sie befähigt werden, gleich den Männern, die allgemeinen Parteiinteressen wahrzunehmen und die besonderen Interessen der Frauen ihrer Psyche gemäß zu beurteilen und zu vertreten.“

Dieser Doppelstrategie entsprechend veranstalteten die sozialdemokratischen Frauen in den zwanziger Jahren wiederum zahlreiche öffentliche Frauenversammlungen in den Stadtteilen vor Ort, in denen Frauen als Wählerinnen und Mitglieder geworben werden sollten. Ähnliche Erfahrungen beim Aufbau der Frauenarbeit

machten die Vertreterinnen der bürgerlichen Parteien. Trotz – oder gerade wegen – des unerwarteten Erfolges der konservativen Parteien unter den weiblichen Wählern begannen die weiblichen Parteimitglieder mit dem Aufbau einer eigenständigen Organisationsarbeit. Aufgeschreckt durch die freiwillig-erzwungene Rückkehr zahlreicher Frauen aus dem Erwerbsleben in die Familie und an den heimischen Herd im Zuge der Demobilisierungsmaßnahmen, bildete sich in den Reihen der Deutschen Demokratischen Partei ein „Demokratischer Frauenausschuss für Groß-Duisburg“, der unter dem Motto „Demokratie und Frauenarbeit“ zu einer öffentlichen Frauenversammlung aufrief und insbesondere solche Frauen ansprach, „welche auf Arbeit angewiesen sind“. Fast zur gleichen Zeit konstituierte sich in den Reihen der Deutschnationalen Volkspartei ein vorläufiger Frauenausschuss, der für den 23. März 1919 zur Wahl des Frauenausschusses aufrief.

Das Mobilisierungspotential und der Politisierungsgrad der Frauen vor und während der Novemberrevolution konnten in der Folgezeit nicht stabilisiert werden. Die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Weimarer Verfassung blieb

so eine Leerformel, nicht zuletzt deshalb, weil beide Richtungen innerhalb der Frauenbewegung letztlich auf dem Standpunkt standen, „daß Frauen und Männer prinzipiell andere Interessen und Bedürfnisse hätten und daher wenn auch gleichwertig, so doch nicht gleichartig seien“. Der Anspruch auf umfassende gesellschaftliche Gleichberechtigung wurde in der Praxis de facto aufgegeben, das Erreichte zu bewahren war nun oberstes Gebot, vor allem in den Reihen der bürgerlichen Frauenbewegung.

Die sozialdemokratische Frauenbewegung konzentrierte sich in der Folgezeit fast vollständig auf das sozialpolitische Engagement innerhalb der Arbeiterwohlfahrt.

Die Mobilisierung der Kräfte für den sozialen Gedanken oblag nahezu ausschließlich den weiblichen Mitgliedern der SPD. Die Frauen konnten in diesem Bereich ohne die sonst übliche Konkurrenz der Männer tätig werden; denn die Männer überließen ihnen diesen Bereich unwiderrprochen – um sich um so intensiver auf dem Feld der „großen“ Politik zu engagieren.

Das Ende der Frauenbewegung in der Weimarer Republik liest sich im Urteil ei-

ner Zeitgenossin, der Soziologin und Psychologin Alice Rühle-Gerstel, wie folgt:

„Die Frauen, die das spezifisch Weibliche programmatisch zur Geltung bringen wollten, sind dahin gelangt, daß sie die angezüchteten Minderwertigkeiten und Einseitigkeiten der Frau heiligsprechen. Sie sind nur noch ein riesiger Dach- und Hausfrauenverein. Die Frauen, die tapfer, tollkühn und oft blindlings den Mann in seinem Feld einholen wollten, stehen in der Gegenwart kaum noch im Lager der Frauenbewegung. Entweder sie begnügen sich mit den erreichten Positionen und leben individuell als moderner Mensch ... oder sie sind in das Lager des Sozialismus übergegangen ... Die Sozialistinnen haben zwar ihre Frauenprobleme in die Parteiprogramme eingehäkelt, aber mehr als einen schäbigen Platz zur linken Hand haben sie nicht erreichen können.“

So paradox es auch klingen mag:

Als die Frauenbewegung in Deutschland nicht mehr gespalten war, weil sich die verschiedenen Flügel im Laufe der Jahrzehnte in Theorie und Praxis mehr und mehr angeglichen hatten, war sie als soziale und

politische Kraft in Deutschland praktisch nicht mehr existent. Ungeachtet der vielfältigen Aktivitäten von Frauen in den kommenden Jahrzehnten hat es bis zum Beginn der siebziger Jahre gedauert, bis sich eine neue „soziale Bewegung“ der Frauen gebildet hat, die inzwischen ihren Einfluss in die verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche hinein ausgedehnt hat. Dabei begann die neue Frauenbewegung in ihrem Selbstverständnis zunächst scheinbar ganz von neuem – ohne Wissen um das Werk ihrer Vorgängerinnen, ihrer Erfolge, ihrer Niederlagen. Erst in jüngster Zeit ist die Geschichte der Frauenbewegung zur „Quelle widerständigen Bewusstseins und

politischer Identifikationsmöglichkeiten“ geworden, wie es die Frauenforscherin Ute Gerhard ausgedrückt hat, die nun das Schlusswort haben soll:

*„Das Private auch als das Politische zu begreifen, dieses Leitmotiv des neuen Feminismus aber macht nur Sinn, wenn das bisher Private nicht im Individuellen verbleibt, wenn es gesellschaftlich Bedeutung gewinnt ...
Zur Teilhabe an Kultur und Politik und ihrer Veränderung, zu einem neuen Selbstbewußtsein gehören auch das Wissen und die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte.“*

Weiterführende Literatur

Bebel, August: Die Frau und der Sozialismus. Frankfurt am Main 1985.

Frederiksen, Elke (Hg.): Die Frauenfrage in Deutschland 1865-1915. Texte und Dokumente. Stuttgart 1981.

Fischer-Eckert, Li: Die wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen in dem modernen Industrieort Hamborn im Rheinland. Hg. u. eingel. von Elisabeth und Ludger Heid. Duisburg 1986.

Niggemann, Heinz (Hg.): Frauenemanzipation und Sozialdemokratie. Frankfurt am Main 1981.

Frevert, Ute: Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit. Frankfurt am Main 1986.

Gerhard, Ute: Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht. München 1990.

Gerhard, Ute: Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Reinbek 1990.

Hofmann-Göttig, Joachim: Emanzipation mit dem Stimmzettel. 70 Jahre Frauenwahlrecht in Deutschland. Bonn 1986.
von Soden, Kristine/Schmidt, Maruta (Hg.): Neue Frauen: Die zwanziger Jahre. Berlin 1988.

Das Private ist politisch

Über die Anfänge der autonomen Frauenbewegung in Duisburg

Die neue westdeutsche Frauenbewegung entstand Anfang der siebziger Jahre einerseits als Reaktion auf die 68er-Studentenbewegung, die den Studentinnen eine subalterne Position und dienende Funktionen zuwies, andererseits aus nichtstudentischen Fraueninitiativen gegen den § 218 StGB und in Auseinandersetzung mit der amerikanischen Feminismusliteratur.¹

Im Laufe der siebziger Jahre entwickelte sich – insbesondere in Berlin, Frankfurt, München und Hamburg – eine feministische Subkultur mit Frauenzentren, Selbsterfahrungsgruppen, Frauenhäusern, Frauencafés, Frauenbuchläden, Frauen-Musikbands, Frauenverlagen, feministischen Gesundheitszentren, Frauenferienhäusern und Frauenzeitungen, um nur einiges zu nennen.

Eine theoretische Position war allen Feministinnen dieser Zeit gemeinsam: Sie verstanden sich als Teil der autonomen Frauenbewegung.

„In diesem Autonomiebegriff ist die Unabhängigkeit von kirchlichen und politischen Organisationen selbstverständlich enthalten; im

Vordergrund steht der Ausschluß der Männer, ...“²

Ursache der Ausgrenzung von Männern war die allen Feministinnen gemeinsame Diskriminierungserfahrung in den unterschiedlichsten privaten und öffentlichen Bereichen; sie war so zu verstehen, dass

„die Frauenbewegung ... in erster Linie für Frauen, nicht gegen Männer (kämpfte). Männer spiel(t)en dabei eine nebensächliche Rolle. Wir richte(te)n uns nur da gegen sie, wo sie unsere Befreiung verhindern woll(t)en, um ihre Vorrechte zu behalten.“³

Und so fing es in Duisburg an:⁴

„Wir haben gemerkt, nur gemeinsam sind wir stark! Deshalb kommt zu uns ins Frauenzentrum!“⁵

Das Frauenzentrum an der Walzenstraße

Das Frauenzentrum an der Walzenstraße, das bisher einzige Duisburger Frauenzentrum, existierte von 1976

bis 1980. Es entstand auf Initiative einiger Frauen, die sich seit 1974 insbesondere im

„... Zuge der Auseinandersetzung um den § 218 regelmäßig getroffen hatten. Sie tagten privat oder in Kneipenhinterzimmern und wuchsen bald dermaßen an, daß es nötig wurde, Räume für ein Zentrum zu mieten. Zu dessen Gründungszeit beteiligten sich ca. 70 Frauen an verschiedensten Gruppen und Aktionen. Es war ihr Zentrum, und sie waren stolz darauf.“⁶

Zunächst entstand eine sogenannte „Beratungsgruppe“, *„... die es sich zum Ziel setzte, Frauen in Notlagen (Schwangerschaft, Abtreibung, Verhütung, Scheidung, Probleme mit Kindern oder Partnern) zu beraten und an entsprechende Einrichtungen oder Personen weiterzuleiten.“⁷*

Dieser Arbeitsschwerpunkt resultierte auch aus der persönlichen Biographie der Gründungsfrauen, gehörten doch eine Psychologin, eine Ärztin und eine Sozialarbeiterin zu ihnen, die mit ihrer Fachkompetenz eine qualifizierte Beratungstätigkeit gewährleisten konnten.

„Und vor dem ersten Kinderschrei'n muß ich mich erst mal selbst befrei'n!“⁸

Aktivitäten des Frauenzentrums

Es entstanden weitere Arbeitskreise, Gruppen und Aktivitäten, die unterschiedlich lang existierten. Die Frauen trafen sich

- *„in Selbsterfahrungsgruppen, um persönliche Probleme zu besprechen und aus dem Vergleich gegenseitiges solidarisches Verhalten zu entwickeln*
- *in der Beratungsgruppe, die im Zentrum über Schwangerschaft, Abtreibung, Sterilisation berät und über juristische, soziale und medizinische Fragen informieren will*
- *in der Theoriegruppe, um die Grundsatzfragen und Zielsetzungen der Frauenbewegung zu erarbeiten und zu diskutieren*
- *in der Selbstverteidigungsgruppe wollen Frauen ihre körperliche Unterlegenheit gegenüber Männern abbauen.“⁹*

Darüber hinaus gab es eine Lesbengruppe, eine Film-

^{1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9} Siehe Anmerkungen ab Seite 147 Siehe Anmerkungen ab Seite 147

gruppe, eine Selbstuntersuchungsgruppe, ein monatliches Frauenplenum und „offene gemütliche Abende“. Insgesamt waren die Arbeitsschwerpunkte im Frauenzentrum mit denen der westdeutschen und der internationalen Frauenbewegung identisch, und es wurden „Studienreisen“ zwecks Erfahrungsaustausches nicht nur in die Nachbarstädte, sondern auch nach Berlin und Paris unternommen, wo sich gerade Alice Schwarzer aufhielt. Finanziert wurde das Frauenzentrum über Beiträge und Spenden. Zu den Zentrumsfrauen gehörten Berufstätige, Auszubildende und Studentinnen, und obwohl immer wieder um „neue Frauen“ geworben wurde, war

„das größte Problem ..., in Kontakt mit Hausfrauen oder Arbeiterfrauen zu kommen. Alle Ansätze schlugen fehl.“¹⁰

Im Juni 1980 schlossen die Frauen ihr Frauenzentrum an der Walzenstraße.

„Wir zogen Bilanz: Es existierte eine Vielzahl von Gruppen (drei Selbsterfahrungs-, eine Selbstverteidigungs-, eine Selbstuntersuchungsgruppe, Beratungs-, Kunst- und Fotogruppe, Lesbengruppe und der Offene Abend für neue Frauen mit

vierzehntägiger Diskussion), aber nur noch wenige Gruppen trafen sich im Zentrum. Sie begründeten es damit, daß es ihnen zu ungemütlich sei.“¹¹

1988 taten sich wiederum einige Frauen zusammen, um ein neues Frauenzentrum zu schaffen, den eingetragenen Verein „Frauenkulturzentrum“.¹² Das Vorhaben scheiterte jedoch durch den Wegzug der Initiatorinnen aus Duisburg.

Ursache für die Schließung des Frauenzentrums an der Walzenstraße war die Ausdifferenzierung der Duisburger autonomen Frauenszene in vielfacher Hinsicht. Etliche Frauen engagierten sich nach wie vor in Kleingruppen, die für die autonome Frauenbewegung typisch waren und die zum Teil auch zu Frauenzentrumszeiten existiert hatten. Treffpunkte waren nun zum Beispiel Privatwohnungen, Kneipen und der Büchertreff „die Brücke“. Andere Frauen wiederum vollzogen eine Abkehr vom Konzept der Selbsterfahrungsgruppe –

„Frauenbewegung ist für mich eine politische Bewegung, die nach außen hintreten, zu den tagespolitischen Ereignissen Stellung (nehmen) muß und so erst zu einem politischen Faktor

werden kann. Es genügt nicht, sich in Selbsterfahrungsgruppen zurückzuziehen, um etwas zu verändern. Verändern können wir nur, wenn wir neben unseren privaten, täglichen Auseinandersetzungen mit den Männern, die wir kennen, eine politische Stärke entwickeln, die ernstgenommen wird.“¹³

und wurden zum Beispiel in Gewerkschaften, Parteien, im Stadtelternrat oder anderen Organisationen aktiv. Darüber hinaus begann ab Ende der siebziger Jahre das Eschhaus eine wichtige Rolle für die autonome Frauenbewegung in Duisburg zu spielen.

„Die Nacht gehört uns ... auch!“¹⁴

Eschhaus – rauschende Frauenfeste und vieles mehr

Um 1979 wurde das Eschhaus an der Niederstraße verstärkt zum Forum und zum Treffpunkt für die verschiedensten Frauenaktivitäten und -gruppen. Hier gab es Arbeitsschwerpunkte zu den unterschiedlichsten Themen, zum Beispiel: Frauen und Kinder, Gentechnologie, Sexualität von Frauen, § 218 StGB. Es gab eine Lesbengruppe und alle zwei Wochen ein Sonntags-

frauencafé.¹⁵ Berühmt aber waren die Frauenfeste im Eschhaus, die auch von Frauen weit über Duisburgs Grenzen hinaus besucht wurden. Ihre Magnetwirkung beruhte gleichermaßen auf der akzeptierten Atmosphäre und der Möglichkeit zur Kommunikation.

„Lesben sind überall!? – Und Duisburg? ...

Lesben bewegt euch, und die Welt erlebt euch!!!“

Die deutsche Lesbenbewegung¹⁶ war von Anfang an konstitutiver Bestandteil der deutschen Frauenbewegung; die Repression von Lesben wurde und wird als die Zuspitzung der allgemeinen Diskriminierung von Frauen verstanden. Den Lesbengruppen – Anfang der siebziger Jahre gab es die erste deutsche organisierte Lesbengruppe in Berlin – kam immer eine wichtige Funktion im Zusammenhang des Coming-outs zu.

„Der aus den USA importierte Begriff des 'Coming-out', der die Bejahung des eigenen Andersseins vor sich selbst und vor der Öffentlichkeit beinhaltet, wurde zur Perspektive einer ersten inneren Befreiung. Die sich hieraus ergebenden neuen Probleme (Angriffe

von außen) konnten nur innerhalb solidarischer Gruppen aufgefangen und neutralisiert werden.“¹⁷

Auch in Duisburg gab es Lesbengruppen, und viele Lesben waren nicht mehr bereit, sich „in die Pseudofreiheit“ zu begeben.¹⁸ Den Lesbengruppen diente das Frauenzentrum an der Walzenstraße und später das Eschhaus als Treffpunkt. Auch die Duisburger Lesbengruppen hatten die Funktion, der Tabuisierung weiblicher Homosexualität entgegenzuwirken und Strategien des Coming-outs zu entwickeln.

„Na, versuch's mal; setz' dich ab und geh' zur VHS!“

Exkurs: Erste Frauenkurse an der Volkshochschule¹⁹

Seit Ende der siebziger Jahre gab es die ersten frauenspezifischen Kurse an der VHS, zum Beispiel 1978/79 den Kurs „Zur Situation der Frauen in Duisburg“. Die Frauenkurse an den Volkshochschulen können zwar nicht unter die autonome Frauenbewegung subsumiert werden; hier wurde aber versucht, über die frauenrelevanten Inhalte hinaus Grundprinzipien der auto-

nomen Frauenbewegung auch in einem institutionellen Rahmen umzusetzen. Dies betrifft zum Beispiel den Ausschluss von Männern, der auch als Ursache für die „Hochkonjunktur“ dieser Seminarform – bis heute – bezeichnet werden kann. In den Frauenkursen an der Volkshochschule gelang es, einem breiten Interessentinnenkreis den Bildungserwerb in einem akzeptierten Gruppenklima zu ermöglichen:

„Als wertvolle Erfahrungen ... wurden ebenso beurteilt die konkurrenzfreie Atmosphäre, die Möglichkeit, Erfahrungen auszutauschen, persönliche Erfahrungen zu relativieren, Gemeinsamkeit festzustellen.“²⁰

„Wir wollen kein Heim, sondern ein selbstverwaltetes Haus, in dem ohne Männer gearbeitet wird.“

Das Autonome Frauenhaus – Frauen helfen Frauen e.V.²¹

Autonome Frauenhäuser sind eine Reaktion der Frauenbewegung auf die tagtägliche Männergewalt gegen Frauen. Sie sind selbstverwaltete Wohnge-

meinschaften, die misshandelten Frauen eine Zuflucht für sich und ihre Kinder bieten. Theoretische Grundprinzipien sind die der Selbstverwaltung und Autonomie.

„Wichtige Grundsätze der Arbeit der Frauenhäuser sind ihre Unabhängigkeit von den hierarchischen Institutionen der staatlichen Sozialarbeit, das Prinzip der Selbstverwaltung und außerdem ein grundsätzliches Besuchs- und Arbeitsverbot für Männer. Männer sind nicht nur ausgeschlossen, weil sie den betroffenen Frauen und Kindern mit physischer Gewalt begegnet sind. Auch in anderen Situationen waren für die Frauen Macht und Autorität männlich – in Gestalt der Polizei, des Arztes, der Behörden. Dem Erleben weiblicher Ohnmacht soll das Modell weiblicher Autonomie, also die Möglichkeit eines von Frauen selbstverantwortlich gestalteten Lebensbereichs, entgegengesetzt werden.“²²

1976 wurde das erste deutsche Frauenhaus in Berlin eröffnet. Bereits im Frühjahr 1977 schlossen sich Duisburger Frauen aus verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen zu einer „Initiativgruppe Frauenhaus“ zusammen, und Anfang 1978 wurde das autonome Frauenhaus eröffnet.

„Der Duisburger Verein ‚Frauen helfen Frauen e.V.‘ gründete sich im Dezember 1977. Damit schloß er sich den schon in vielen Städten der BRD bestehenden Frauenhausinitiativen an, die sich als Teil der autonomen Frauenbewegung verstanden und die auf die dringende Notwendigkeit einer Zufluchtsstätte für mißhandelte Frauen und deren Kinder aufmerksam machten.“

Am 20.2.1978 konnte in einem städtischen Haus eine Wohnung angemietet werden. Die ersten Frauen wurden bereits aufgenommen, als die Wohnung noch nicht fertig war.

Da sich die Wohnung bald schon als zu klein erwies, wurde im Mai 1979 ein Haus mit Garten angemietet. In diesem Haus können acht Frauen und deren Kinder aufgenommen werden. Ziel der Arbeit mit den Frauen ist unter anderem, ihnen praktische Hilfe bei der Lebensführung zu geben, sie zu ermutigen, ihre Ansprüche gegenüber Behörden geltend zu machen und eine mögliche Wiedereingliederung ins Berufsleben zu forcieren. Frauen helfen Frauen e.V. hilft ihnen, ihre Lebenssituation für sich zu klären, ihre Selbstständigkeit und Eigenverantwortlichkeit zu fördern und versucht, sie weit-

gehend zu stabilisieren. Die Kinder als Opfer der häuslichen Dramatik sollen erfahren, daß sie wichtig sind und ernst genommen werden. Sie sollen eine möglichst schöne Zeit im Frauenhaus erleben (Spiel, Sport, kulturelle Veranstaltungen). Nach dem Verlassen des Hauses wird den Frauen die Möglichkeit geboten, in den Stadtteilläden, lila Frauentreffs, Kontakte zu anderen Frauen mit ähnlichen Interessen und Problemen aufzunehmen. Sie können an Gruppenangeboten, wie z.B. Nähgruppe, berufsorientierte Gruppe ‚sexueller Mißbrauch von Mädchen‘, Tanzgruppe und Bewegung (Marxloh), teilnehmen. Der Verein wird finanziert durch Spenden, Mitgliedsbeiträge und Bußgelder sowie durch die jeweiligen Mietanteile, die die Stadt Duisburg allen Sozialhilfeempfänger/innen zu zahlen verpflichtet ist.“²³

Das Private wird öffentlich ...

Die Anfänge der autonomen Frauenbewegung in Duisburg waren integraler Bestandteil der westdeutschen neuen Frauenbewegung mit ihrem Grundprinzip der Autonomie und der praktischen Umsetzung der theoretischen Erkenntnis, dass das Private politisch ist (ein Slogan der Frauenbewegung). Im Vergleich mit der Infrastruktur frauenrelevanter Einrichtungen zum Beispiel in Berlin, München, Frankfurt und Hamburg fällt allerdings auf, dass in Duisburg eine zu geringe Basis autonomer Frauen vorhanden war, die den Aufbau weiterer feministischer Einrichtungen wie Frauenbuchläden, feministische Gesundheitszentren usw. hätten leisten können. Dies korrespondiert mit der Entwicklung der neuen Frauenbe-

wegung im gesamten Ruhrgebiet, wo die Mehrzahl der Frauen nicht in autonomen Frauengruppen, sondern, wie auch heute noch, in Initiativen, Parteien und Gewerkschaften mitarbeiteten.²⁴ Ab Anfang der siebziger Jahre gab es auch in Duisburg eine breit ausdifferenzierte autonome Frauenbewegung, die im Laufe der Jahre – analog zu gesellschaftspolitischen und wirtschaftlichen Veränderungsprozessen – partiell ihre Aktionsformen und Inhalte modifizierte. Spätestens mit Beginn der neunziger Jahre erfolgte ein struktureller Veränderungsprozess in der deutschen Frauenbewegung, und neben den autonomen Frauengruppen wurde eine Vielzahl von Frauenorganisationen, -institutionen und -netzwerken unter dem Begriff der Frauenbewegung subsumiert, der ur-

sprünglich mit dem Entstehen der Neuen Frauenbewegung in erster Linie auf die autonomen Frauengruppen bezogen wurde. Heute gibt es die unterschiedlichsten Strömungen und Positionen innerhalb der Frauenbewegung, die mit den verschiedensten Strategien und Arbeitsinhalten – auch innerhalb von Institutionen, Parteien usw. – für die Durchsetzung der Gleichberechtigung der Frauen arbeiten. Diese Ausdifferenzierung der deutschen Frauenbewegung²⁵ spiegelt sich auch in Duisburg wider, und in der zukünftigen Entwicklung wird es darauf ankommen, dass im Interesse gemeinsamer Ziele auch weiterhin eine partielle Kooperation möglich ist – gemäß dem Motto der autonomen Frauenbewegung der siebziger und achtziger Jahre **„GEMEINSAM SIND WIR STARK“**.²⁶

„Wer keinen Mut zum Träumen hat – hat keine Kraft zu kämpfen.“

Chronologie der autonomen Frauenbewegung in Duisburg bis 1999

seit ca. 1974

Die Kampagnen zur ersatzlosen Streichung des § 218 StGB führen in Duisburg zur Gründung von autonomen Frauengruppen.

1976 – 1980

Frauzentrum an der Walzenstraße

1977

Initiativgruppe Frauenhaus

1978

Eröffnung des Autonomen Frauenhauses (Frauen helfen Frauen e.V.)

verstärkt ab 1979

Frauenaktivitäten im Eschhaus

Ende siebziger Jahre

erste Frauenkurse an d. VHS

seit 1980

Lila Frauentreff

seit 1983

Autonomes Frauen- und Lesbenreferat an der Universität / Gesamthochschule Duisburg

seit 1983

„Notruf und Beratung für vergewaltigte Frauen e.V.“ in Duisburg

1983/84 – 1987

Terre des femmes, Ortsgruppe Duisburg

seit ca. 1985

Frauengruppe TROTZdem

seit Frühjahr 1985

Duisburger Frauenbündnis, in dem autonome Frauengruppen mitarbeiteten

seit September 1989

Mütterzentrum „Mütterauflauf“

seit Januar 1991

Frauenradiogruppe, erste Sendung des Frauenradiomagazins „Dauerwelle“ (Bürgerinnenfunk) ¹

seit Juli 1991

Wildwasser Duisburg e.V.

1999

Derzeit gibt es folgende autonome Frauengruppen bzw. -vereine in Duisburg, die untereinander in einem Arbeitskreis vernetzt sind und partiell mit anderen Frauenvereinen usw. zusammenarbeiten:
Frauen helfen Frauen e.V., das autonome Frauenhaus, Notruf und Beratung für vergewaltigte Frauen e.V., Mütterzentrum „Café

Mütterauflauf“ e.V., Wildwasser Duisburg e.V., Mabilda e.V. und das autonome Referat für Frauen- und Lesbenpolitik an der Gerhard-Mercator-Universität Gesamthochschule Duisburg

Frauen im Mittelalter in Duisburg

Eine Forschungsaufgabe und ein Forschungsproblem!

Wenn Sie in allen bis etwa 1980 gedruckten Texten zur Geschichte Duisburgs im Mittelalter lesen – und das sind nicht wenige – und danach suchen, was da zur Geschichte der Frauen (allgemein und im Besonderen) gesagt wird, dann werden Sie feststellen, dass Frauen nur an drei bis vier Punkten erwähnt werden und zwei, höchstens drei mit Namen genannt werden, nämlich Griet Muskens, die Arztsche, Agnes Muisfelts, die Hexe, und Margarete von Münch, die Äbtissin von Kloster Duisern.

Wenn Sie daraufhin sagen, die Historiker haben zu wenig auf die Frauen geachtet, gebe ich Ihnen Recht. Würden Sie allerdings sagen, die Historiker haben absichtlich die Frauengeschichte unterdrückt, sage ich, das ist Unfug.

Auch ich habe bis vor vielleicht zehn oder zwölf Jahren die Quellen nicht speziell unter dem Gesichtspunkt „Frauen“ gelesen.

Tut man das, stößt man in der Tat viel öfter auf irgendwelche Nachrichten, die man früher einfach überlesen hat, da man ja ganz etwas Anderes suchte.

Da ich nun seit einigen Jahren – zumindest beim Quellenstudium – die Frauen ständig im Hinterkopf habe, wäre es mir heute ein Leichtes, Ihnen 40 Minuten lang Geschichtchen zu Frauen in Duisburg und im Mittelalter zu erzählen, Episoden aneinander zu reihen, aber so leicht will ich es Ihnen und mir doch nicht machen. Ich möchte Ihnen vielmehr zunächst klarmachen, was es heißt, Informationen zur Frauengeschichte zu sammeln, zu Einzelschicksalen oder zur Lage insgesamt.

Zum Einstieg aber erzähle ich Ihnen doch eine Geschichte. Der Mönch Caesarius aus dem Kloster Heisterbach, der um 1220 lebte, sammelte alles an Wundergeschichten, was er nur bekommen konnte, und fasste sie in zwei großen Sammelwerken zusammen. Im 31. Kapitel des 10. Abschnittes seines „Dialogus Miraculorum“ berichtet er über ein Wunder, das sich in Duisburg ereignete:

Bei einem großen Brand, der – wie das im Mittelalter so üblich war – ein ganzes Stadtviertel zu vernichten drohte, war auch das Haus einer Witwe gefährdet, das mitten in dem Gebiet lag.

Diese Frau pflegte Bier zu brauen und zu verkaufen („*vidua quaedam cervisiam braxare ac vendere solebat*“). Als das Feuer immer näher kam, nahm sie alle ihre Gefäße, mit denen sie den Käufern das Bier abzumessen pflegte, und stellte sie in die Tür des Hauses, gewissermaßen den Flammen in den Weg („*omnia sua vasa, quibus cervisiam emptoribus mensurare solebat, ad ostium domus contra flammam ponens ...*“). Dann betete sie zu Gott, wenn sie jemals mit diesen Gefäßen einen Käufer betrogen habe, möge das Feuer ihr Haus verzehren, wenn aber nicht, möge es verschont bleiben. Das Haus blieb verschont, und stauend sahen die Menschen, wie die Flammen an dem brennbaren Material leckten, ohne es zu entzünden. Ein Wunder!

Ich bin auf diese Geschichte, die Sie nicht in den gedruckten Stadtchroniken finden werden, gestoßen, als ich im Caesarius blätterte, den ich geschenkt erhalten hatte.

Also ein echter Zufallsfund, denn kein Mensch kann alle gedruckten mittelalterlichen Quellen durchlesen in der freudigen Gewissheit, schöne Zufallsfunde zu machen.

Es wäre sicher sinnvoller als „Denver“ oder „Dallas“ zu sehen, aber zumindest kann jemand, der beruflich mit Historie zu tun hat, so nicht vorgehen.

Es lassen sich aber doch an diesem Beispiel einige grundsätzliche Dinge erörtern, es wird klar, dass Vorbedingungen zu erfüllen sind, wenn man mit Aussicht auf Erfolg in mittelalterlichen Quellen forschen will.

Die erste und simpelste Vorbedingung: Man muss Latein können und zwar ziemlich fließend, denn der Originaltext (auch in der gedruckten Ausgabe) ist natürlich lateinisch.

Die zweite: Wenn man an die Quellen direkt herangehen will, also an ungedrucktes Material (und das ist die Masse des Schriftgutes), muss man Handschriften lesen können, oder bereit sein, sich mühsam einzuarbeiten. Das oft zitierte Sütterlin reicht da nicht aus.

Drittens: Man muss – um eine solche Meldung richtig interpretieren zu können – einen gewissen Background haben, einen Rahmen, ein Koordinatensystem, in das

man einordnen kann, was man da vorfindet.

Bleiben wir bei der erzählten Geschichte. Hier wird nicht einfach eine Frau genannt, sondern eine Witwe. Das ist kein Zufall, sondern es ist im Mittelalter normal, dass eine Frau – wenn sie dazu in der Lage ist – den Beruf ihres Mannes weiterführt. Wir können davon ausgehen, dass es auch in diesem Fall so war. Oder die Sache mit den Gefäßen.

Auch wir messen ja Flüssigkeiten heute mit Hohlmaßen, und wohl jeder hat sich schon über ein nicht richtig gefülltes Bierglas geärgert. Im Mittelalter maß man aber auch Getreide, Mehl, Hülsenfrüchte, ja sogar Käse in solchen Hohlgefäßen, die geeicht waren und überwacht wurden, aber so eine Kupferkanne konnte ja mal an einer wenig auffälligen Stelle eine Beule bekommen – und dann stimmte das Maß nicht mehr.

Sie können jetzt natürlich sagen, das ist doch alles nicht so wichtig, aber ich sage Ihnen, es gibt viele Fälle, in denen es absolut notwendig ist, die allgemeine Situation, die Rechtslage, zu kennen, um einen Fall richtig einordnen und verstehen zu können.

Ich habe das etwas breit

ausgeführt, weil ich Ihnen begreiflich machen will, dass eine in heutiger Zeit sehr beliebte und weit verbreitete Methode – nach dem Motto „Die Historiker haben versagt, also gründen wir eine Arbeitsgruppe oder stellen einige ABM-Kräfte ein, die werden das dann aufarbeiten, was bisher versäumt wurde.“ –, dass diese Methode zum Scheitern verurteilt ist, wenn die geschilderten Voraussetzungen nicht erfüllt sind.

Ich bin ausgegangen von einem Zufallsfund, komme jetzt aber zu einem anders gelagerten Fall, nämlich der systematischen Forschungsarbeit, die fast immer auch Archivarbeit ist. Stellen Sie sich vor, es wäre möglich gewesen, so eine ideale Arbeitsgruppe zu bilden: ein bis zwei Leute, die Mediävistik studiert haben und sich in Stadtgeschichte auskennen, dazu noch einige Interessierte, die sich einarbeiten wollen.

Was müssten Sie tun? Nun, ins Archiv kommen und Quellen lesen.

Welche Quellen?

Da es im Regelfall keine speziellen Quellen zur Frauengeschichte gibt, bleiben nur die ganz normalen Quellen, die wir bei allen historischen Fragestellungen

heranziehen. Klammern wir die Urkunden einmal aus, so wären das: Stadtrechtsordnungen, Gerichtsprotokolle, Stadtrechnungen, Steuerakten (falls vorhanden), Gerichtsakten, Konsistorialakten, Testamente (falls vorhanden) und Neubürgerlisten. (Sie werden da zwar keine Frauen finden, die Neubürger wurden; aber um diese Aussage machen zu können, müssen Sie diese Liste über fünf Jahrhunderte erst einmal durchgeackert haben.)¹

Um Ihnen eine Vorstellung zu vermitteln, zeige ich Ihnen hier einmal eine Stadtrechnungsrolle aus dem Jahre 1561/62. Hier finden Sie die immer wieder zitierte Nachricht über Agnes Muisfelts, die mehrfach unter der Folter befragt wurde, ob sie Hexe sei. Sie war wirklich eine „starke Frau“, denn sie widerstand der Folter und wurde der Wasserprobe unterworfen. Man warf sie auf das Wasser, um zu sehen, ob sie „swemmete oder nit“. Bei dieser Probe wurde der oder die zu Prüfende mit zusammengebundenen Händen und Füßen ins Wasser geworfen. Schwamm der Körper oben, war der Teufel im Spiel, die Person war also Hexe. Ging sie unter, war sie unschuldig.

Das Verfahren war nicht

sehr menschenfreundlich, aber es stimmt nicht, wenn es immer heißt, man war hierbei so oder so dem Tode geweiht. Die zu prüfende Person hing nämlich an einem Strick, wurde also, wenn sie versank, sofort wieder hochgezogen – und von einmal Wasserschlucken stirbt man nicht. Es ist anzunehmen, dass es mit Agnes Muisfelts diesen Ausgang genommen hat, denn wäre sie oben geschwommen, dann hätte sie als Hexe gegolten. Es hätte eine Hinrichtung gegeben – und dabei wären Kosten angefallen und wieder in der Rechnung erschienen.

Ich habe in einem Band der Duisburger Forschungen einen kleinen Aufsatz veröffentlicht, der sich mit einem Fall von Kindestötung beschäftigt, der sich im 16. Jahrhundert ereignet hat.² Gerichtsakten liegen nicht vor, ich musste aus den Stadtrechnungen arbeiten. Dort war ich bei der Suche nach ganz anderen Dingen auf diese Frau, Grietgen von Nottuln, gestoßen, sah, dass sie im Gefängnis saß, las, dass sie peinlich, d.h. unter der Folter verhört wurde, und wollte mehr über das Schicksal der Frau wissen. Bis ich dann soweit war, den Aufsatz schreiben zu können, musste ich mich durch zwei dieser Bände durchlesen (sie sind noch nicht sy-

^{1,2} Siehe Anmerkungen ab Seite 147

stematisch geordnet), musste mich über geltendes Recht informieren, welche Strafe die Rechtsordnung für Kindsmord – wie der juristische Terminus bis ins 20. Jahrhundert lautete – vorsieht. Ich musste aber auch andere Quellen finden, bis hin zu den Wetterverhältnissen in diesem Jahr, denn erst mit deren Kenntnis wird klar, warum ein so langer Zeitraum zwischen Urteil und Vollzug der Todesstrafe verstrich.

Das endliche Resultat all dieser Mühe ist ein Aufsatz von zehn Seiten, der ein Einzelschicksal schildert, aber kaum verallgemeinernde Aussagen zulässt. Sie sehen also, es ist ein äußerst hartes Brot, aus den Quellen zu arbeiten.

Eine weitere Gefahr liegt in der Art der Quellen. Quellen mit normierenden, rechtsetzenden Texten liefern meist nur Informationen über den allgemeinen rechtlichen Hintergrund wie: Frauen haben das Bürgerrecht, Frauen dürfen das Geschäft ihres Mannes weiterführen, Frauen können Eide vor Gericht leisten usw.

Dies alles ist sehr wichtig, aber man hätte doch auch immer gern etwas Persönliches, echte Schicksale sozusagen. Und steigt man in Gerichts- und Konsistorial-

protokolle ein, dann wird man fündig. Hier ist aber Selbstzensur angesagt. Denn schreibt man hier einfach alles aus was man findet, dann entsteht ein völliges Zerrbild, ein Kuriositätenkabinett, ähnlich so, als wollte man das Weltgeschehen aus der Lektüre der Bildzeitung erklären. Denn hier trifft man ja nur auf das Ungewöhnliche, auf das von der Norm Abweichende. Auch das muss man sich erst einmal klarmachen und versuchen, auch hier aus den interessantesten Einzelfällen das Allgemeingültige herauszufiltern.

Ich kann Ihnen versichern, dass es nicht einfach ist, diese Klippen zu umschiffen, die ich Ihnen aufgezeigt habe. Nachdem ich nun hoffentlich Ihre Sensibilität für diese Klippen und Fallstricke geschärft habe, möchte ich jetzt noch einiges von dem vortragen, was man denn heute schon zu dem Thema „Frauen im mittelalterlichen Duisburg“ mit einiger Sicherheit sagen kann.

Es gibt keine Frauen in den politischen Gremien, in den Herrschaftsorganen der mittelalterlichen Stadt; es gibt auch keine Hinweise darauf, dass irgendein Bestreben vorhanden gewesen wäre, aus dieser politischen Passivität herauszutreten; so etwas kommt nur in den Krei-

sen des Hochadels vor – bei Königinnen oder Herzoginnen. (Das Bauernmädchen Johanna von Orleans ist eine absolute Ausnahmeerscheinung.) Insofern ist ein kämpferischer Buchtitel wie „Frauen machen Geschichte“ für die mittelalterliche Stadt schlicht falsch. Dort haben Frauen Geschichte erlebt oder erlitten, aber nicht gestaltet.

Immerhin: Frauen haben genauso Anteil am Bürgerrecht wie Männer, ihr Bürgerrecht besteht auch nach dem Tode des Mannes weiter. Kommt ein Mann von außerhalb, so erleichtert ihm die Heirat mit einer Bürgerin oder einer Bürgerstochter den Erwerb des Bürgerrechtes – er muss nur die halbe Gebühr entrichten. Zieht ein Ehepaar zu und erwirbt das Bürgerrecht, so gilt das für beide, auch wenn nur der Mann vermerkt wird.

Sprechen wir von Frauen im Berufsleben. Dass es so etwas im Mittelalter überhaupt gab, ist den Historikern eigentlich erst in den letzten 10-15 Jahren so richtig bewusst geworden. Zunächst einmal werden Frauen oft in Berufen erwähnt, die in den medizinisch-pflegerischen Bereich gehen. Um 1400 wird ein Meister Johann Engelsmann mehrere Jahre von der Stadt als Arzt besoldet; als dann

1427/28 bei einer Fehde eine Anzahl von Duisburger Bürgern getötet und verwundet wurden, wurden letztere von Drutgen Engelsmann auf Kosten der Stadt gepflegt. Sie war möglicherweise die Tochter des Arztes. 1532 wird Griet Muskens als „arztsche“ besoldet, und dass Frauen als Hebammen tätig waren, muss wohl nicht besonders hervorgehoben werden. Im 16. Jahrhundert wurden auch mehrfach sogenannte „Pestfrauen“ angestellt, die während der Seuche die Kranken zu versorgen hatten.

Die früheste Erwähnung einer berufstätigen Frau habe ich Ihnen schon bei Beginn meines Vortrages geschildert – Sie erinnern sich an die Bierbrauerin. Eine besonders tüchtige Wirtin mit Namen Aleit Roßkoten lernen wir im 15. Jahrhundert etwas näher kennen, denn von ihr hat sich ein Anschreibebuch erhalten, in dem sie nicht nur den angekauften und ausgeschenkten Wein notiert und mit ihrer Herrschaft, der Familie Volden, abrechnet, sondern auch die Namen ihrer Gäste und deren Verzehr aufführt, was eine eigene Untersuchung wert wäre.

Im Jahre 1434 gibt es in Duisburg 13 Krämer, davon sind 3 Frauen, und eine von ihnen macht den größten

Umsatz, zahlt nämlich mit 16 Albus die meiste Steuer, während der kleinste Laden nur einen Albus zahlt. Im selben Jahr gab es 6 Bäcker und 7 Bäckerinnen. In diesem Beruf waren die Frauen also sogar in der Überzahl.

Auch in zünftigen Berufen waren Frauen tätig. In der neuen Verfassung (1446) der alten Leineweberzunft werden Meister und Meisterin nebeneinander genannt und der Knecht (was hier Geselle bedeutet) mit „*der Frau oder Magd, die wie ein Knecht dient*“ in Rechten und Pflichten gleichgestellt!

1460 wurde eine Einschränkung im Schneider- und Tuschschereramt getroffen, denn man stellte fest, das Handwerk sei herabgekommen, weil viele Frauen und Mägde es außerhalb der Zunft betrieben und also nicht deren strengen Qualitätskontrollen unterworfen waren. Sie dürften dabei bleiben, müssten aber in die Zunft eintreten. Künftig aber sollten Frauen das Handwerk nicht mehr selbstständig ausüben, nur Witwen das ihrer Männer fortführen dürfen.

Andererseits war im Rahmen des Wollenamtes das Färben und Kämmen der Wolle reine Frauensache, aber es kam in Duis-

burg nicht zu reinen Frauenzünften wie in Köln, wo es Seidenmacherinnen, Garnmacherinnen und Goldspinnerinnen in eigenen Zünften gab.

Nachweisbar sind aber auch viele vermögende Frauen, die Einkünfte aus Renten (im Klartext aus Geldverleih) bezogen, ihr Vermögen also selbstständig verwalteten. Ich habe das einmal für drei Jahre nachgeprüft. Im Jahre 1381 hatte die Stadt an folgende Leibzüchter, wie sie genannt wurden, also an Personen, von denen sie Geld geliehen hatte, Renten (Zinsen) zu zahlen: an 28 Männer, an 16 Frauen und an 3 Ehepaare! 1385 waren es 18 Männer, 9 Frauen und 1 Ehepaar und 1407 schließlich 17 Männer und 13 Frauen (davon 7 Klosterfrauen) – der Anteil der Frauen ist also doch sehr hoch und hat eine steigende Tendenz.

Mit den Klosterfrauen habe ich bereits eine andere Institution eingeführt, in der viele alleinstehende Frauen im Mittelalter ihre Lebensform fanden, die relativ zahlreichen Kloster- und Beginenkonvente. Während die Klöster die Tendenz hatten, sich zu adeligen Damenstiften zu entwickeln, bei denen man vor der Aufnahme seine Herkunft nachzuweisen hatte, waren die

Beginenkonvente nicht besonders wählerisch in der Aufnahme ihrer Mitglieder. Hier wurde auch über den Makel der unehelichen Geburt hinweggesehen, wie die Erwähnung der Begine Styne Tack zeigt, die um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert lebte. Sie wird in einer Urkunde ganz unbefangen als „*Maes Tacken bastart dochter*“ bezeichnet!

Wohlhabenden Frauen kommt man auch noch in einer ganz anderen Quelle auf die Spur, nämlich im Verzeichnis der Walderben. Das sind Personen, die am Duisburger Wald erbberechtigt sind, d.h. sie verfügen über Nutzungsrechte, ideelle Anteile, die wie reale Grundstücke verkauft und vererbt werden. Es ist dies eine Gruppe von Bürgern, die der Oberschicht zuzurechnen sind. (Auch Gerhard Mercator war ein solcher Walderbe.) Um 1550 werden unter ihnen rund 170 Männer, 20 Frauen und 12 Institutionen genannt. Die Frauen sind wirklich die als Eigentümerinnen auftretenden Einzelpersonen; die Ehefrauen werden im Regelfall mit ihren Männern genannt.

Mit der Waldnutzung durch die Schweinemast – wenn Eicheln und Bucheckern reif waren, wurden die Schwei-

ne, die fast jeder hielt, zur Mast in den Wald getrieben, wobei aber die Zahl genau festgelegt wurde – hängt ein Fall zusammen, in dem eine Frau sich mit der städtischen Obrigkeit anlegte und natürlich den Kürzeren zog. 1543 wurde gegen Tryn Michels vorgebracht, „*dat sy hesselich up einen E(hrsamen) raidt gekallet hedt un gesacht: Huilden sy die fercken uit dem bosch, soe wulden sy die wyver mit steynen werpen und ick, sprack sy, will dat irste syn.*“ Tryne wurde dazu verurteilt, die Stadt zu verlassen und sich im Gerichtsbezirk von Duisburg nicht mehr blicken zu lassen. Wie es üblich war, wurde das strenge Urteil dann auf Bitten ermäßigt und sie zur Zahlung von einem Goldgulden Strafe begnadigt.

Eine Grundstücksspekulantinnen können Sie in Lisken Coellers sehen. Ihr liebster Rat 1538 ausrichten, sie sollte nach Stadtrecht ihr unbebautes Grundstück in der Brüderstraße am Kirchhof bebauen. Tut sie das nicht, wird die Stadt das Grundstück an sich ziehen, also enteignen.

Hier standen Frauen als Angeklagte vor Gericht, aber sie konnten auch selbst Prozesse führen und um ihr Recht streiten. 1543 hat

Trintken van Ulenbroch in Köln einen Prozess gegen Junker Johann van Stomeln laufen. Sie schwört vor dem Notgericht in Duisburg mit „*upgerichten Fingern*“, dass sie in Köln – da sie dort nicht bekannt ist – keine Bürgen aufreiben kann, und erhält deshalb einen Schein (ein Leumundszeugnis) vom Duisburger Gericht. Etwa zur gleichen Zeit verklagt eine Dienstmagd ihre Herrin um ausstehenden Lohn – hier ist sehr interessant, dass sie die Frau des Hauses verklagt, die also offenbar das Recht hatte, Dienstboten einzustellen und zu bezahlen.

Es gab also eine beachtliche Gruppe wohlhabender und entsprechend selbstbewusster Frauen, wie aber sieht es am entgegengesetzten Ende der Skala aus, bei den Armen?

Bevor man eine Aussage versucht, muss man zunächst etwas zu dem Begriff der Armut im Mittelalter sagen, der zwar eine gewisse Verwandtschaft mit dem in jüngster Zeit gepflegten Armutsbegriff hat (nach dem auch ich bis zu meinem 36. Lebensjahr unterhalb der Armutsgrenze gelebt habe), aber nichts mit dem Armutsbegriff der letzten 100 Jahre zu tun hat. In der mittelalterlichen Stadt, in der soziales Anse-

hen ganz eindeutig vom Besitz abhing, finden sich Arme nicht in öffentlichen Ämtern, was allerdings nicht nur eine Frage von Unterdrückung ist: Es gibt Urkunden, in denen ausdrücklich gesagt wird, dass z.B. die Schöffen nur aus den Reihen der Reichen und Mächtigen gewählt werden sollen, da ein Armer, von den Drohungen eines Reichen eingeschüchtert, es nicht wagen würde, Recht nach dem Gesetz zu sprechen.

Aber es gibt auch einen anderen Aspekt, der uns heute völlig fremd ist – der Arme hatte einen festen Platz in der mittelalterlichen Gesellschaft, die ja doch christlich geprägt war. Der Arme war in jedem Falle „näher zu Gott“ – das Gleichnis, wonach eher ein Kamel durch das Nadelöhr geht als der Reiche in den Himmel, war noch sehr bewusst! Der Reiche spendete von seinem Reichtum, und der Arme bat zu Gott für den Reichen, leistete also eine Gegengabe, die der Reiche dringend nötig hatte. Das war geradezu institutionalisiert bei Messstiftungen, bei denen jedem Armen, der der Messe beiwohnte und also für den Stifter betete, eine Münze oder ein Brot gegeben wurde. Aber gab es denn so viele Arme, dass sich darüber zu

sprechen lohnt? Es gibt für Duisburg keine Steuerlisten, die die Einwohnerschaft erfassen und klassifizieren; aus anderen Städten wissen wir, dass die Habenichtse, wie sie oft hießen, bis zu 60% der Bevölkerung ausmachten.

Damit können also nicht die Armen gemeint sein, an die Sie vielleicht gedacht haben, die Bettler vor den Kirchentüren, die Krüppel, die Bresthaften – die gab es natürlich mehr als genug, aber nicht in dieser Zahl, nein, es ist eben der andere Begriff von Armut.

Was bedeutet also „arm“ in den schriftlichen Quellen der Zeit?

In den Quellen meint „arm und reich“ die ganze Bevölkerung, der hörige Bauer ist der arme Mann; der zum Tode Verurteilte ist der arme Mann; wer eine Bittschrift an den Magistrat richtet, bezeichnet sich als arm.

Wer weniger besaß, als seiner ständischen oder gesellschaftlichen Position eigentlich entsprach, war arm. Wer so wenig Vermögen oder Einkünfte hatte, dass er sich in einer schwierigen Situation (Teuerung) nicht selbst helfen konnte, war arm. Ein solcher „Armer“ konnte durchaus ein Haus

besitzen, womöglich noch eine Kuh, er konnte ein Handwerk ausüben (das ihn nicht ausreichend ernährte) oder sonst einen Beruf (z.B. Hirte), er war trotzdem arm.

Wie mit solchen Armen umgegangen, wie sie unterstützt wurden, das lässt sich in detaillierter Form erst von dem Zeitpunkt an beschreiben, seit dem die Armenfürsorge von der Stadt überwacht wurde, was etwa seit der Mitte des 16. Jahrhunderts der Fall ist.

Vorher war dies (von privater Mildtätigkeit abgesehen) primär Sache der Kirche, und dazu gibt es keine schriftlichen Quellen. Wir erfahren zwar von der privaten Stiftung des Hospitals (Gasthaus) vor 1318, von der Einrichtung der Altäre und ihrer Ausstattung, von Stiftungen an das Gasthaus, aber nicht von der eigentlichen Tätigkeit. Das ändert sich erst für das 16. Jahrhundert, als detaillierte Abrechnungen des Gasthausmeisters vorhanden sind. Daraus ergibt sich, dass das Gasthaus nicht nur für die dort stationär untergebrachten Armen sorgte, sondern auch für die anderen Armen, die durchreisenden Bettler ebenso wie für die sogenannten Hausarmen, die entweder im eigenen Haus wohnten, eventuell bei Verwandten, oder

auch in einem der gestifteten Armenhäuser am Salvatorfriedhof – hier wurden zwischen 1555 und 1579 acht Häuser für diesen Zweck gestiftet! – oder am Kalkhof.

Am Salvatorfriedhof stand auch das sogenannte Altfrauenhaus neben der alten Schule, das wie diese ja erst im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde.

Etwa 50-90 Personen (zu zwei Dritteln Frauen) erhielten Wochengelder, also eine regelmäßige Unterstützung. Sie erhielten Brennmaterial, Holz und sogar Kohlen, die gekauft werden mussten; es gab Leinen und Wolltuch; Barbier und Scharfrichter, die als Ärzte für die Armen fungierten, wurden bezahlt; es gab Schulgeld und Lehrgeld für arme Kinder; ja sogar für Studenten gibt es vereinzelt Beihilfen.

Hatte der Arme eine Kuh und kein Geld, um die Gebühr für die städtische Weide zu bezahlen, wurde auch die ganz oder teilweise ersetzt, und schließlich übernahm die Armenkasse auch die Bestattungskosten.

Ein Beispiel für eine sehr extensive Unterstützung bietet uns eine Frau mit Namen Mechtild Weggen. Bereits ihr Vater hatte Armenunterstützung bezogen;

nach seinem Tode lebte sie noch 42 Jahre in ihrem Haus am Burgplatz von dieser Unterstützung!

Woher kam das Geld des Armenhaushaltes, der vom Umfang her ein Drittel bis zur Hälfte des städtischen Haushaltes ausmachte?

Einmal aus den Erträgen der Stiftungen, die dem Gasthaus gemacht oder direkt von den Armenprovisoren verwaltet wurden. Dann gab es in den Kirchen Almosenkästen, die regelmäßig unter Aufsicht geleert wurden und erhebliche Beträge einbrachten. Auch gab es die sogenannten Weinkaufgelder. Wenn z.B. ein Haus verkauft wurde, gab es nach alter Sitte anschließend für die Schöffen und Zeugen einen guten Umtrunk. Im 16. Jahrhundert wurde das durch eine Zahlung an die Armenkasse abgelöst – als 1609 die Äbtissin Margarete von Viffhusen das spätere Dreigiebelhaus für die Duisserner Nonnen erwarb, fielen 20 Taler Weinkaufs- oder Armengeld an.

Beim Tode eines Armen, der lange unterstützt worden war, griff die Armenverwaltung allerdings auch auf dessen Hinterlassenschaft zu, um durch Verkauf wieder zu Geld zu kommen (13 Gulden im Jahre 1601).

Ein Versuch, an Gelder für die Armenkasse zu kommen, schlug allerdings fehl: Auf der Ratskammer wurde eine Armenbüchse aufgestellt – nachdem sie 1586 in drei Monaten nur 11 Gulden und 10 Albus eingebracht hatte, verschwand sie wieder in der Versenkung.

Da also bis zu zwei Drittel der unterstützten Armen Frauen waren, ging ich auch von einem solchen Ergebnis aus, als ich mich daran machte, für das Jahr 1534 die Personen auszuzählen, die sogenannte Holzzeichen erhielten, womit sie berechtigt waren, im Wald unentgeltlich Brennholz zu holen. Diese Holzzeichen waren aus Blei, viereckig und mit einem Adler gestempelt. Sie wurden *„den armen gegeben, die tho erm waren, holt t'copen; und sullen dat teyken op der mouwen off op den boussen hangen, wanneyr sy holt dragen“*. Die Liste der Personen, die *„umb Gades willen holdt dragen moegen“*, umfasst 70 Personen, davon – Überraschung – 35 Frauen und 35 Männer! Wieso das, nachdem ansonsten doppelt so viele Frauen unterstützt werden wie Männer? Ich habe noch keine Erklärung, aber auch das ist ein gutes Beispiel dafür, dass man in der Geschichtsforschung

nicht zu schnell irgendwelche Schlüsse ziehen darf, sondern wo immer es möglich ist, auf die Quellen zugreifen muss.

Nun haben wir schon einiges über die berufstätigen Frauen gesagt und etwas über die, die aus eigenem Vermögen leben konnten, und auch über die Unterstützungsbedürftigen. Jetzt wäre es ja doch ganz nett, wenn wir auch noch etwas über die verheirateten Frauen, womöglich über ihr Familienleben, sagen könnten. Sie werden nicht überrascht sein, wenn ich sage, dass so etwas natürlich extrem schwierig ist. Hier tritt der Fall ein, dass man nur dann etwas erfährt, wenn es nicht mehr so richtig stimmt und Gerichtsverhandlungen anstehen. Das kann natürlich passieren, bevor es überhaupt zu einer Ehe kommt. Als 1538 Agnes Koep merkt, dass Konrad, Diener in der Familie Tibis, mit dem sie offenbar liiert war, eine andere Frau heiraten will, verklagt sie ihn, *„so hie dan oer oer ere hefft genomen“*, will dafür den penninck (Kranzgeld), Wochengeld für die Geburt und für acht Jahre Kindesunterhalt zu je sieben Gulden. Konrad hält dagegen, er hätte sie heiraten wollen, ihren Vater um sie gefragt, aber der hätte sie ihm nicht geben wollen, deshalb kein

Kranzgeld. Das Wochengeld gesteht er ihr zu, aber nicht den Kindesunterhalt, denn sie hätte das Kind freiwillig behalten; er hätte auch Freunde und Verwandte, die das Kind aufgenommen hätten. Leider erfahren wir meistens – und auch in diesem Falle – nicht, wie die Sache ausgeht. Es wird dann den Parteien aufgegeben, sich untereinander zu einigen, was dann auch passiert.

Stichwort Kinder: Wir wissen, dass durchschnittlich auf eine Ehe etwa elf Geburten kamen, aber sechs bis sieben Kinder starben schon sehr jung. Wer einmal 14 Jahre alt geworden war, war derart immunisiert, dass er schon fast die heutige Lebenserwartung hatte.

Wenn Sie also irgendwo lesen, dass die Menschen im Mittelalter alle nur 30 Jahre alt geworden sind, so ist das nur eine der gefürchteten statistischen Aussagen, die zwar richtig sind, aber ein völlig falsches Bild ergeben. Allerdings waren die Frauen durch die vielen Geburten

in sehr hohem Maße gefährdet; viele starben im Kindbett, und man kann besonders an Testamenten erkennen, dass oft in einem Haushalt Kinder eines Vaters, aber zweier bis dreier Mütter leben. Zu einer Zeit, in der eine Ehescheidung noch unbekannt war, ein Zeichen dafür, dass die Ehefrauen jung verstorben sind. Andererseits wurden Frauen auch damals schon oft älter als Männer. Ergebnis dieser verzwickten Situation: Wir sind nicht einmal in der Lage, mit Sicherheit zu sagen, ob in den mittelalterlichen Städten Männer- oder Frauenüberschuss herrschte. Beide Thesen werden mit guten Argumenten vertreten.

Aber ich hatte Ihnen Einblicke in das Zusammenleben in der Ehe versprochen – vielleicht besser über die rechtliche Situation der Ehefrauen – und will zumindest zwei Beispiele bringen. Die Stadtkören (also die Rechtssatzung) der Stadt Duisburg bestimmen, dass niemand etwas aus seinem Besitz veräußern darf „*buyten wetten, wyll und con-*

sent syner elicker Huysfrouwen“, also ohne Wissen, Willen und Zustimmung seiner Ehefrau. Die Frau musste also über den Besitz des Ehepartners mit verfügen. (Sie stand sich also wesentlich besser als etwa im 19. Jahrhundert.)

Ein anderer Paragraph besagt, wenn jemand des Ehebruchs überführt wird – „*hye were man offt wyeff*“ –, der soll den Schandstein tragen oder der Stadt zehn Goldgulden Strafe zahlen nach Ermessen des Rates. Also auch im Fall des Ehebruchs werden Frau und Mann gleich behandelt – zumindest vor dem Gesetz. Wie darüber gedacht wurde, entzieht sich ohnehin einer gesetzlichen Regelung.

Ein letztes, ganz konkretes Beispiel aus dem Jahre 1538. Drutgen von Alsfelt verklagt den Meister Joeris Kern auf Zahlung einer versprochenen Geldsumme. Worum es da geht, erfahren wir nicht, aber sie schildert vor Gericht, was sie erlebt hat, als sie zu Joris kam und das Geld haben wollte.

„*Hefft Joerien gesacht tegen syn huysvrau: Aleken, ick hab Drutken in maten vurscreven 20 Gulden ge-laiff. Doett die kist up and gefft oer die 20 Gulden. Hefft Aeleken geantwort: Joerien, heb ghy oer ge-laiff, soe betailt oer dan!*“

Also saß die Frau wohl auf der Geldkiste, im Interesse der Duisburger Ehemänner möchte ich allerdings wünschen, dass nicht alle Frauen so resolut waren.

Ich möchte hier aufhören. Ich hoffe, ich habe Ihnen bewusst machen können, mit welchen Mühen es verbunden ist, in mittelalterlichen Quellen über ein ganz bestimmtes Thema gezielt zu forschen, dass es aber auch lohnend und reizvoll sein kann, diese Mühen auf sich zu nehmen. Allerdings wäre es ein Fehlschluss, glauben zu wollen, man könne ein Thema wie die Geschichte der Frauen im Mittelalter mal so eben auf die Schnelle „aufarbeiten“.

Frauen in der Polizei

Die Entwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts brachte um die Jahrhundertwende in besonderem Maße eine zunehmende Gefährdung, ja Verwahrlosung von Kindern und Jugendlichen.

Konfessionelle Verbände übten in den Strafvollzugsanstalten Gefängnisfürsorge aus.

Bereits 1833 eröffnete der Pfarrer in Kaiserswerth, Theodor Fliedner, mit seiner Frau das erste Zufluchtheim für entlassene Strafgefangene in seinem Gartenhäuschen. Auch die Polizei konnte sich nicht verschließen, den Gefährdeten früher zu begegnen. Im Polizeipräsidium Berlin wurde eine „Hilfsstelle für Frauen“ eingerichtet. Die erste dort wirkende Fürsorgedame, Margarete Dittmer, betreute hilfsbedürftige Jugendliche, und zwar überwiegend obdachlose Umhertreiber. Der preußische Staat stellte 1903 zum ersten Mal für konfessionelle Verbände Geldmittel bereit, um die Fürsorgetätigkeit von Frauen bei der Polizei zu ermöglichen. Dies geschah zunächst in Hannover 1904, weitere Städte folgten dem Beispiel. Die Polizeifürsorgereinen arbeiteten als Ange-

stellte konfessioneller Fürsorgeorganisationen. Die Polizeibehörde in Stuttgart stellte als erste eine Frau als „Polizeiassistentin“ vollamtlich ein. Ihr wurde die Betreuung von Mädchen übertragen, die sittlich gefährdet oder bereits der Prostitution verfallen waren. Die erste Polizeiassistentin erweiterte ihr Arbeitsgebiet auf die Betreuung von Kindern aus, die in ihrer Entwicklung bedroht waren (z.B. bei Misshandlung und Ausnutzung durch Pflegeeltern).

Preußen forderte in einer Verfügung vom 15.07.1918 für die Polizei amtlich angestellte, vorgebildete Fürsorgereinen. Der Schwerpunkt der Arbeit lag in der Betreuung der obdachlosen, sexuell gefährdeten Jugendlichen und besserungswilligen Prostituierten.

Unter dem Einfluss von Pastor von Bodelschwingh erweiterte sich die Polizeifürsorgearbeit. Die Vollstreckung von halb- bis zweijährigen Arbeitshausstrafen bei Prostituierten (§ 362, Abs. 3, Satz 2 R/StGB) wurde ausgesetzt, wenn sich die Verurteilten den von den Fürsorgestellen getroffenen Maßnahmen zu ihrer sozialen Einordnung nicht entzogen. In Zusammenarbeit mit den

Gerichten mussten Unterkünfte für die Betroffenen geschaffen werden. Durch ihre praktischen Erfahrungen waren die Polizeifürsorgereinen nahezu ausnahmslos Gegnerinnen der Reglementierung von Prostitution. Sie schlossen sich der „Internationalen Abolitionistischen Föderation“ an, die in England von Josephine Butler ausging. Prostitution wurde als Krankheit angesehen und sollte durch soziale Reformen überwunden werden. Minderjährige Prostituierte (18 bis 21 Jahre) wurden nach Verwarnung dem Pflegeamt überstellt.

Die Entwicklung der Frauenarbeit bei der Polizei wurde aber auch noch von anderen Reformbestrebungen beeinflusst. Das Reichsstrafgesetz (R/StGB) von 1871 berücksichtigte in den Paragraphen 55 bis 57 erstmals in Deutschland das jugendliche Alter Straffälliger. Die Strafmündigkeitsgrenze wurde auf das 12. Lebensjahr festgesetzt, es mussten für die Jugendlichen bis zum 18. Lebensjahr mildere Strafen verhängt werden. In der Folgezeit wurde ernstlich versucht, für die in der Entwicklung begriffenen Jugendlichen das Vergeltungsstrafrecht in ein Erziehungsstrafrecht umzuwan-

deln. Diese Gedanken breiteten sich auch im Bereich der Kriminalpolizei aus. Polizei- oder Pflegeamtsfürsorgereinen setzten sich nicht nur für die jugendlichen Prostituierten, sondern auch für andere kriminelle Jugendliche ein. Ihre Berichte und Erziehungsvorschläge wurden den Gerichten zugeleitet. Um die Jahrhundertwende setzte auch die Erkenntnis ein, dass jungen Menschen als Zeugen oder Opfer strafbarer Handlungen eine besondere Beachtung zukomme. Die Vernehmung von Minderjährigen sollte durch geeignete geschulte Kräfte erfolgen, möglichst nicht durch Polizeibeamte, sondern durch befähigte Richter.

Da dies in der Praxis zu Schwierigkeiten führte, wurde diese Tätigkeit von Fürsorgereinen durchgeführt, in erster Linie Polizeifürsorgereinen. So findet sich in den Dienstabweisungen der Polizeifürsorgereinen in vielen deutschen Städten eine ausdrückliche Anweisung, Vernehmungen von Kindern und Jugendlichen bei Sexualdelikten zu übernehmen. Vorreiterin der Frauen bei der Polizei war Anna Pappritz, die die Auffassung vertrat, dass wo

immer die Polizei sich mit Kindern und weiblichen Jugendlichen zu befassen habe, es dort auch Frauen geben müsse, die bereit und geeignet seien, alle erforderlichen Maßnahmen durchzuführen. So kam es, dass in Köln während der Besatzungszeit am 1.8.1923 drei deutsche Polizeibeamtinnen in den Exekutivdienst eingesetzt wurden. Sie richteten nach englischem Vorbild einen Streifenfahrdienst zur Erfassung obdachloser, sittlich gefährdeter weiblicher Jugendlicher und auch älterer, der Prostitution verdächtiger Frauen ein. Da sich kein Kostenträger für die erfolgreich arbeitende weibliche Polizei fand, wurde sie am 1.5.1925 wieder aufgelöst.

Am 01.04.1924 trat das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz (RJWG) in Kraft, im ganzen Reichsgebiet wurden Jugendämter gegründet. Da jetzt ein zuständiges Amt existierte, war die Überlegung nicht unberechtigt, ob sich die sozialfürsorglich geschulte Frau innerhalb der Polizei erübrige. Sie wurde aber weiterhin zur Betreuung der kindlichen und jugendlichen Obdachlosen und Umhertreiber mit viel Erfolg eingesetzt.

In der Folgezeit ergab sich ein uneinheitliches Bild in

der Frauenarbeit bei der Polizei. Jede Stadt hatte eigene Regelungen. In Hamburg wurde z.B. eine selbstständige Kriminalinspektion eingerichtet. Das Hauptarbeitsgebiet war die Vernehmung kindlicher und jugendlicher Zeugen bei Sexualdelikten. Nach Auflösung der Kölner weiblichen Polizei brachten mehrere politische Parteien unabhängig voneinander Anträge im Preußischen Landtag auf Schaffung einer weiblichen Polizei ein.

Das veranlasste den Preußischen Minister des Inneren, im Herbst 1925 die Leiterin der Kölner Frauenwohlfahrt, Frau Erkens, zur Kriminalpolizei nach Frankfurt / Main zu berufen. Sie wurde im Februar 1926 nach bestandenem Examen erste Kriminalkommissarin. Zu Beginn der dreißiger Jahre umfasste der Stellenplan in Preußen 116 Planstellen für die weibliche Kriminalpolizei, die bei 16 staatlichen Polizeipräsidien jeweils unter weiblicher Leitung in einem Kommissariat, in Berlin einer Kriminalinspektion mit drei Kommissariaten eingesetzt waren. Die Kommissaranwärterinnen wurden gemeinsam mit den männlichen Kollegen ausgebildet, es war aber ein Sonderunterricht über die Aufgabengebiete der Weiblichen Kriminalpolizei (WKP) vorgesehen.

Der Nationalsozialismus lehnte Frauenarbeit bei der Polizei im Prinzip ab. Verheiratete Beamtinnen mussten als „Doppelverdiener“ ausscheiden. Die preußischen Beamtinnen leisteten in alter Weise unauffällig wirklich qualifizierte Arbeit, die bei den Leitern der Kriminalpolizei und bei den Gerichten Anerkennung genoss. Da die eingesetzten Beamtinnen in den Städten unterschiedliche Arbeit verrichteten, wurde die Leiterin der WKP in Berlin beauftragt, Richtlinien für die Arbeit der Frauen vorzubereiten. Sie wurde seit 1937 durch die Reichsfrauenführung dabei unterstützt.

Einer Tagung der Polizeifrauen ist es zu verdanken, dass der Erlass vom 24.11.1937 über die „Neuordnung der weiblichen Kriminalpolizei“ durch den Vertreter der Kriminalpolizei im Reichssicherheitshauptamt verlesen wurde. Die Dienststelle unterstand unmittelbar dem Leiter der Kriminalpolizei. Auf eine weibliche Leitung wurde dabei Wert gelegt. Die Beamtinnen hatten kriminalpolizeiliche Arbeit zu erfüllen, sollten aber Bindeglied zwischen Polizei und Fürsorge sein. Am 06.05.1940 wurde im Runderlass des Reichssicherheitshauptamtes die Einstellung und Ausbildung der weiblichen Krimi-

nalbeamten geregelt. Voraussetzung für die Übernahme zur WKP war eine abgeschlossene volkspflegerische Ausbildung oder eine gleichwertige Vorbildung. Als Bewerberinnen wurden zugelassen: Jugendleiterinnen, Juristinnen, Dipl.-Volkswirtinnen mit Erfahrung in sozialer Arbeit, Arbeitsdienstführerinnen oder Personalreferentinnen im Bund Deutscher Mädel (BDM) nach mehrjähriger Bewährung in dieser Arbeit (Ausbildungsdauer: ein Jahr). Später wurden in Ausnahmefällen Krankenschwestern, Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen oder kaufmännisch vorgebildete Frauen mit besonderer Eignung für den Polizeiberuf eingestellt (Ausbildungsdauer: zwei Jahre).

Neben der Bearbeitung von Strafverfahren gegen strafunmündige und weibliche Jugendliche wurde Wert auf die vorbeugende Tätigkeit gelegt, um ein Abgleiten Minderjähriger in die Kriminalität zu verhindern. Die Ausbildung der Beamtinnen als Kriminaloberassistentin dauerte zwei Jahre, danach erfolgte die Beförderung zur Kriminalsekretärin und nach zwei bis drei Jahren zur Kriminalobersekretärin. Die Ausbildung zur Kriminalkommissarin war in einem Sonderlehrgang mög-

lich. Darüber hinaus wurde begonnen, Stellen als Kriminalrätin in den WKP-Etat aufzunehmen.

Ein besonderes Problem stellte zu dieser Zeit die Unterbringung gefährdeter und krimineller Jugendlicher dar. So wurden 1940/42 Jugendschutzlager geschaffen. Sie waren fachlich dem Referat der WKP unterstellt. In dieser Zeit entstanden 65 WKP-Dienststellen mit insgesamt 600 Beamtinnen. Am 03.11.1944 (SVA III 860 / 43 MbliV) wurden die Richtlinien über die Behandlung der Kinder und Jugendlichen bei der Polizei erlassen.

Im Jahre 1945 wurde die Organisation der WKP durch den allgemeinen Zusammenbruch vernichtet. Nur vereinzelte Dienststellen konnten ihre Arbeit wieder aufnehmen. Nach der Besetzung des deutschen Reichsgebietes nach 1945 durch amerikanische, englische, französische und russische Truppen wurden die einzelnen Besatzungszonen fast hermetisch gegeneinander abgeschlossen. Die jeweilige Besatzungsmacht bestimmte auch das Polizeisystem der ihr unterstellten Zone. Die Besetzung Berlins durch russische Truppen ging an den in der Stadt verbliebenen Beamtinnen der WKP nicht spurlos vorüber. So wurden viele Beamtinnen, unter ih-

nen die Kriminalrätin Friedrike Wieking, von der russischen Besatzungsmacht grundlos und ohne Nachweis einer persönlichen Schuld jahrelang interniert.

Während in den Ländern Bayern, Württemberg, Baden und Rheinland-Pfalz die WKP in begrenztem Umfange tätig blieb, fasste die englische Besatzungsmacht den Plan, eine weibliche Polizei im Bereich ihrer Militärregierung aufzubauen. Die Militärregierung machte die WKP nicht, wie es vor 1945 der Fall war, zu einer selbstständigen Organisation, sondern zu einem Bestandteil der Gesamtpolizei. Nach englischem Muster wurden junge Frauen zu gleichen Bedingungen wie die männlichen Bewerber eingestellt. Sie machten einen zweimonatigen Kurzlehrgang. (Früher dauerte die Ausbildung bei vorgebildeten Anwärtinnen ein Jahr.) Die Beamtinnen wurden uniformiert und mussten jeden Morgen mit den Männern zum Appell antreten, wobei nach englischen Kommandos marschiert und exerziert wurde.

Die großen sozialen Umwälzungen der Nachkriegszeit brachten ein starkes Ansteigen der Jugendkriminalität und Jugendgefährdung mit sich. Die Aufgaben der uniformierten weiblichen Poli-

zei lagen in der Hauptsache in der Bekämpfung dieser Erscheinungsformen. Die Streifenfähigkeit zur Eindämmung der Prostitution (viele Frauen waren geschlechtskrank) nahm zu dieser Zeit einen großen Raum ein.

Als erste Polizistin in Duisburg wurde Mathilde Günther am 01.03.1946 eingestellt. Dies geschah aufgrund einer Verfügung „für den Neuaufbau der deutschen Polizei in der britischen Zone“, erlassen vom Hauptquartier der britischen Militärregierung. Es folgten zehn weitere Einstellungen von Frauen, die im Hauptquartier des Chefs der Polizei (K 1) und beim Abschnitt „Süd“ (Krim.-Inspektion „Süd“) und „Nord“ (Krim.-Inspektion „Nord“) beschäftigt wurden. Zur Leiterin der Weiblichen Polizei (WP) wurde am 15.07.1946 die Kriminalmeisterin Pillmann bei der Stadtkreispolizei Duisburg ernannt. Die Dienststelle unterstand direkt dem Leiter der Kriminalpolizei. Die Beamtinnen der WP versahen ihren Dienst in Uniform und Zivilkleidung. Die WP führte keine Waffen.

Da das Problem der verwahrlosten Jugendlichen nach dem Kriege mit der weiblichen Polizei nicht gelöst werden konnte, wurden 1948 die Auswahlkriterien

geändert. Voraussetzung für die Einstellung bei der Polizei war die abgeschlossene Ausbildung als Wohlfahrtspflegerin, Jugendleiterin oder Volksschullehrerin (Einstellungsalter: 24 Jahre). Der Dienst der weiblichen Polizei konnte je nach den Erfordernissen in Uniform oder in Zivil geleistet werden. Das Tätigkeitsfeld der Frauen wurde wieder dem vor 1945 angeglichen.

Nach 1945 gab es intensive Kontakte zur englischen weiblichen Polizei, später auch zur holländischen weiblichen Polizei und der österreichischen Jugendpolizei. Obwohl die Organisationsformen in allen Ländern unterschiedlich waren, wurde prinzipiell die gleiche Arbeit geleistet.

Im Polizeinstitut Hilstrup fanden seit 1950 WKP-Tagungen statt. Ein besonderes Ereignis war 1953 die WKP-Arbeitstagung, die das 50-jährige Bestehen der amtlichen Frauenarbeit bei der Polizei unter großer Beteiligung von Beamtinnen aller Bundesländer und West-Berlins feierte. Nordrhein-Westfalen fasste die Beamtinnen am 31.03.1952 unter der Bezeichnung „Weibliche Kriminalpolizei“ organisatorisch neu zusammen. Sie wurde wie schon vor 1944 wieder dem Leiter der Ab-

teilung K direkt unterstellt. Die Beamtinnen legten die Uniform ab. Nur in den Städten Berlin, Bremen und Hamburg wurden uniformierte Beamtinnen neben der WKP zur präventivpolizeilichen Tätigkeit unter Leitung der Schutzpolizei eingesetzt. Das Aufgabengebiet der WKP bestand im Wesentlichen darin, Kinder, weibliche Jugendliche und

weibliche Heranwachsende in allen Fällen zu vernehmen, in denen sie als Zeugen, als Verletzte oder als Beschuldigte mit der Kriminalpolizei in Berührung kamen.

Am 01.04.1954 übernahm die Kriminalkommissarin Emmy Scholz die Leitung der WKP in Duisburg. Der Dienststelle gehörten außer ihr sechs Beamtinnen an.

Frau Scholz wurde im März 1970 als Kriminalhauptkommissarin pensioniert, die Leitung der Dienststelle wurde von mir am 1. April 1970 übernommen.

Die Anzahl der Beamtinnen hatte sich in der Zwischenzeit auf 11 erweitert (2 im gehobenen Dienst/9 im mittleren Dienst), hinzu kamen zwei Beamte der Dienststelle „WKP und

Jugendschutz“. Die Männer führten während dieser Zeit überwiegend Jugendschutzstreifen durch.

Die ersten Frauen waren noch für die Dienststelle „WKP“ eingestellt worden. Wegen der gelockerten Einstellungsbedingungen – ein Sozialberuf war nicht mehr erforderlich, auch das Einstellungsalter wurde herabgesetzt – bewarben sich

Die ersten Polizistinnen von Duisburg (1949): Frau Mathilde Günther (re.), Frau Kruse, Frau Schwickert.



Lebenslauf von Mathilde Günther

Mathilde Günther, geb. am 26.03.1919 in Duisburg, besuchte das Lyzeum in Duisburg bis zur Mittleren Reife und absolvierte anschließend die Höhere Handelsschule. Sie arbeitete als kaufmännische Angestellte in einer Firma, und anschließend war sie in einem Zeitungsverlag, dem Generalanzeiger, tätig. Am 1.03.1946 wurde sie bei der Stadtkreispolizei Duisburg als Polizeiunterwachtmeisterin auf Widerruf eingestellt und versah ihren Dienst im 1. Polizeirevier im Rathaus Duisburg, Stadtmitte. Sie besuchte in der Zeit vom 13.04.1946 bis 17.06.1946 einen Polizeilehrgang, den sie mit der Note „gut“ bestand. Frau Günther wurde am 01.06.1946 durch den Major und Chef der Polizei zur Polizeiwachtmeisterin ernannt. Sie führte im 1. Polizeirevier

mit der Hand das Straftatenbuch und machte mit ihren Kollegen Bunker- und Marktkontrollen bzw. nahm auch Unfallanzeigen auf. Der Dienstgrad „Polizeiwachtmeisterin“ wurde in „Kriminalassistentin“ umgewandelt. Erwähnenswert ist eine Belobigung zur Bekämpfung des Schwarzhandels vom 13.11.1947. Frau Günther wurde am 19.08.1947 entnazifiziert.

Am 01.08.1953 wurde die Beamtin Kriminalsekretärin und am 28.06.1956 Kriminalobersekretärin (später in „Kriminalobermeisterin“ umbenannt). Vom 04.05.1948 bis 06.06.1948 absolvierte Frau Günther einen Wiederholungslehrgang.

Im Jahre 1966 wurde sie von der Kriminalobermeisterin zur Kriminalhauptmeisterin befördert. Sie wurde mit diesem Dienstgrad am 31.03.1979 in den Ruhestand versetzt.

sehr viele junge Frauen bei der Polizei. Da die Planstellen der WKP besetzt waren, wurden erstmalig Frauen für die allgemeine Kriminalpolizei eingestellt. Voraussetzung war eine abgeschlossene Berufsausbildung. Das Einstellungsalter betrug 21 Jahre. Abiturientinnen wurden erstmalig als Kriminalkommissaranwärterinnen eingestellt.

Die Ausbildung verlief folgendermaßen: Die Beamtinnen hatten zunächst Gelegenheit, je eine Woche alle Kriminalkommissariate und auch die Verwaltung kennen zu lernen. Sie wurden dann ca. neun Monate einer erfahrenen Beamtin der WKP zur Ausbildung zugeteilt, absolvierten dann den Grundlehrgang und setzten ihre Ausbildung in den anderen Kriminalkommissariaten fort.

In der Zeit von 1970 bis 1974 wurden bei der Kreispolizeibehörde Duisburg insgesamt 18 Frauen eingestellt und ausgebildet. Die weibliche Kriminalpolizei war bis September 1974 nicht bewaffnet. Nach einem Erlass des Innenministers wurde Frauen erstmals die Möglichkeit gegeben, an der Waffe ausgebildet zu werden, falls sie mit ihrer Bewaffnung einverstanden waren sowie den Dienst bei der allgemeinen Kripo ver-

sahen. Auch die Beamtinnen der WKP konnten auf Wunsch an der Schießausbildung teilnehmen und eine Waffe tragen, wovon die meisten Gebrauch machten.

Der ersten Beamtin wurde am 18.09.1974 eine Pistole „Walther PPK“, 7,65 mm, ausgehändigt. Im März 1975 wurden alle anderen 16 Beamtinnen, die an der Schießausbildung teilgenommen hatten, mit einer Waffe ausgerüstet. Es war die Zeit der schießenden Terroristinnen. Aus diesem Grunde hatten sich die Beamtinnen entschlossen, eine Waffe zu tragen. Die später eingestellten Beamtinnen erhielten ihre Waffe nach absolviertem Grundlehrgang.

Die Diskussion über Notwendigkeit und Weiterbestehen der WKP erhitze zu dieser Zeit die Gemüter. Sie ging vor allem von einigen Leitern der Kriminalpolizei aus. Als erste Behörde löste die Kreispolizeibehörde Köln unter dem späteren Leiter des Landeskriminalamtes Hammacher die Dienststelle auf und schaffte unter der Bezeichnung 2. Kriminalkommissariat ein Großkommissariat. Auch in der KP B Duisburg wurde über die Auflösung der WKP als Spezialkommissariat, speziell zur Vernehmung von Kindern und Frauen,

diskutiert. Aktuell war in dieser Zeit das Hippie- und Drogenproblem, überwiegend in Schüler- und Studentenkreisen. Die Polizei wurde erstmalig mit der Rauschgiftkriminalität und Suchtproblematik konfrontiert.

„Anstieg, qualitative Veränderung der Jugendkriminalität, insbesondere die Rauschgiftkriminalität in ihren vielschichtigen Erscheinungsformen erfordern präventive Aufmerksamkeit und angepasste kriminalpolizeiliche Maßnahmen“, hieß es 1975 in einer Verfügung des Duisburger Polizeipräsidenten.

Die bisherige Dienststelle WKP wurde umgestaltet, ein neues Kommissariat, das 9. K. – mit Änderung einiger Zuständigkeiten – wurde gebildet. Die WKP wurde Bestandteil dieser Dienststelle, mit Ausnahme der bisher bearbeiteten Kinderkriminalität. Diebstähle, von Kindern und Jugendlichen begangen, wurden jetzt in den verschiedenen Fachkommissariaten bearbeitet. Das 9. K. wurde zuständig für die Bearbeitung von Verstößen gegen das Betäubungsmittelgesetz, die Verschreibungs- und Abgabeverordnung, Rezeptentwendungen, -fälschungen und -verfälschungen.

Das 9. K. das später in 7. K. umbenannt wurde, übernahm auch die Bearbeitung von Vermisstenfällen sowie die schon vorher durch die WKP bearbeiteten Delikte wie z.B. Misshandlung von Schutzbefohlenen, Kinderentziehung, Entführung mit Willen usw. Weiterhin wurden alle Opfer von Sexualdelikten von den Beamtinnen des 9. K. (bzw. 7. K.) vernommen.

In dem neu eingerichteten Kommissariat verrichteten 15 Beamte(-innen) Dienst (davon 2 im gehobenen Dienst). 1978 wurden die Dienststellen WKP und Jugendschutz in Nordrhein-Westfalen offiziell aufgelöst. Die Bekämpfung der Rauschgiftkriminalität und von Sexualdelikten sowie die Bearbeitung von Vermisstensachen wurden in einem Kriminalkommissariat in der Kriminalgruppe I zusammengefasst.

Bei den Polizeipräsidenten und Polizeidirektoren sollte ein Kriminalbeamter des höheren Dienstes Maßnahmen zur Bekämpfung der Jugendkriminalität beobachten und erforderliche Vorschläge für Vorbeugungsmaßnahmen vorlegen. In fast allen Behörden wurden Beamte(-innen) des gehobenen Dienstes aufgrund ihrer Erfahrungen in der WKP-Arbeit damit betraut. Durch

Initiative des Landeskriminalamtes entstand der Begriff „Jugendschutzbeauftragte“.

Ende Januar 1982 entschied Innenminister Dr. Herbert Schnoor, Frauen auch bei der Schutzpolizei des Landes Nordrhein-Westfalen einzustellen. Bis März 1982 bewarben sich bereits 900 Frauen, von denen 40% das Abitur, 50% die Fachoberschulreife und 10% den Hauptschulabschluss hatten.

Insgesamt gingen 15.667 Bewerbungen ein, davon 2.117 weibliche und 13.750 männliche Bewerber. Nach Einstellungstests traten 419 Frauen und 2.282 junge Männer in den Polizeidienst ein. In Duisburg wurden 1982 nur zwei Frauen für den mittleren Dienst eingestellt.

In den folgenden Jahren war ein Anstieg zu verzeich-

nen. Die Ausbildung im mittleren Dienst dauert zweieinhalb Jahre. Um sich für den gehobenen Dienst zu qualifizieren, sind mindestens fünf Jahre Einzeldienst notwendig; anschließend müssen vier Semester in der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung absolviert werden.

Im Jahre 1994 startete ein Versuchsmodell, es wurden sog. Direkteinsteiger für den gehobenen Dienst eingestellt. Diese Beamtinnen und Beamten können nach abgeschlossener Ausbildung sowohl bei der Schutzpolizei als auch bei der Kriminalpolizei arbeiten.

Mittlerweile sind Frauen in vielen Dienststellen eingesetzt wie z.B. drei Beamtinnen bei der Reiterstaffel. Seit dem 01.09.1995 besuchen 21 Frauen die Fachhochschule für den gehobenen Dienst in Duisburg. Es handelt sich hierbei eben-

falls um sog. Direkteinsteiger; das Fachhochschulstudium dauert sechs Semester, davon entfallen drei Monate auf die technische Ausbildung in der Bereitschaftspolizei Linnich.

Am 05.10.1995 versahen 71 Frauen (6,6% aller Bediensteten) ihren Dienst bei der Schutzpolizei, davon studieren zur Zeit zehn, und drei Frauen befinden sich im Erziehungsurlaub. 33 Beamtinnen (13,98% aller Bediensteten) arbeiten in Duisburg bei der Kriminalpolizei.

Quellen und Literatur

Wiekling, Friedrike/Gipkens, Grete: Die Entwicklung der weiblichen Kriminalpolizei in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart. Lübeck 1958.

Neuordnung der weiblichen Kriminalpolizei RdErl. d. RF u. ChdDtPol i. RMdl. vom 24.11.1937 – S-Kr. 1 Nr. 1890/37

Maßnahmen der Polizei zur wirksameren Bekämpfung der Jugendkriminalität und Jugendgefährdung RdErl. des IM v. 02.12.1960 IV A 1 – 52 – 10.01

Behandlung von Kindern und Jugendlichen bei der Polizei Rd.Erl. d. IM vom 17.04.1962 – IV C 4 – 2803

Bewaffnung der WKP in NW Erl. d. IM vom 07.09.1974 – IV A 4 – 0357

Verfügung vom 05.02.1975 – K I -0350/0357 – des Polizeipräsidenten Duisburg

Verhütung und Bekämpfung der Jugendkriminalität Rd.Erl. d. IM vom 03.02.1978 – IV A 4 – 0350.

Hanna und Herta, Martha und Anna ...:

Frauen im Duisburger Widerstand

Hanna N., „Feuer und Flamme“

In Ruhrort, auf der Carpstraße 18, treffen sich im Frühjahr 1945 ehemalige Verfolgte des Naziregimes. Sie wollen nördlich der Ruhr die zwölf Jahr zuvor zerschlagene Duisburger Gewerkschaft wiederaufbauen.¹ Der Ort des Gewerkschaftstreffens hat Symbolcharakter:

- Auf der Carpstraße 18 wohnt die Lehrerin Hanna Niederhellmann. Ihre Wohnung war die Keimzelle des sozialdemokratischen Widerstandes an Rhein und Ruhr gewesen. Hier war im Sommer 1934 der Plan entstanden, „aus der *Hamborner Brotfabrik ‚Germania‘ eine illegale sozialdemokratische Organisationszentrale zu machen*“.²
- Das Haus in der Carpstraße liegt unweit des Tausendfensterhauses, des Hafenumdes und des Vinckekanals. Die Duisburg-Ruhrorter Häfen, Schiffe und Wasserstraßen hatten den Illegalen als Transport- und Fluchtrouten des Wi-

derstands sowie als Versteck und Treffpunkt der Konspiration gedient.³

Das Bild, das sich nach Kriegsende im Hafen bietet, rechtfertigt im Nachhinein jede Form des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus. Überall sind Spuren der Verwüstung zu sehen: Brandruinen, Schiffswracks, zerstörte Brücken und Bahngleise. Die Zerstörungen illustrieren: Ein Neubeginn ist nötig.

Dass die Wohnung Hanna Niederhellmanns (1891 – 1956) zur Geburtsstätte des gewerkschaftlichen Neuaufbaus in Duisburg wurde, ist ihrer führenden Rolle im SPD-Widerstand zuzuschreiben. „Die Hanna“, erinnert sich einer ihrer Mitstreiter, „war ganz *Feuer und Flamme für die Sache*“ gewesen.⁴ Doch haben nervenaufreibende Illegalität und Verfolgungen ihre Gesundheit ruiniert. Trotz ihrer Erschöpfung wurde die damals 56-jährige Sozialdemokratin nach Kriegsende Bezirksvorsteherin von Ruhrort.⁵

Als einzige Frau war sie im neu gegründeten Gewerkschaftsvorstand und im provisorischen Bürgerausschuss von Duisburg vertreten. Au-

ßerdem leitete sie den Wohnungsausschuss von Laar, Beeck und Beeckerwerth. Sie nahm führende Aufgaben in der Arbeiterwohlfahrt und der VVN wahr.

Hanna Niederhellmann verkörperte das, was die Nazis hassten und mit Gewalt zu unterdrücken suchten: Pazifismus und Internationalismus, Engagement für demokratisch-sozialistische Ziele, Einsatz für Frauen- und Freiheitsrechte.

„Die N.“, schrieb die Gestapo, „ist *Agitatorin der internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit und Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft ... und in führender Stellung der Vereinigung ‚Liga für Menschenrechte‘ tätig gewesen*.“⁶

Ihre Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus hatte die frühere Lehrerin an der Freien Schule in Beeck nie verleugnet. Seit 1928 als Referentin der SPD Duisburg für Frauenfragen zuständig, hatte Hanna Niederhellmann die frauenfeindliche NS-Ideologie öffentlich angegriffen. Sie hatte die Frauen aufgerufen, die „Erniedrigung“ nicht hinzunehmen:

„Überall (müßten) die Nazis entlarvt, ihre Behandlung der Frau gekennzeichnet und angeprangert werden.“⁷

Politisch aktive und widerständige Frauen wie Hanna Niederhellmann waren dem Nationalsozialismus zuwider. Er stand in der Tradition eines betont männlichen Rassismus und Sexismus. Erinnert sei an die Exzesse gegen Sanitäterinnen der „Roten Ruhrarmee“, die als „Furien“ und „Bestien“ beschimpft, im Jahre 1920 Opfer der „Hakenkreuzler“ wurden.⁸ Der NS-Staat führte dreizehn Jahre später diese „Hexen“-Jagden in „geordneter“, jedoch verschärfter Form fort. Er beschränkte sich nicht auf frauenfeindliche Beschimpfungen und physische Gewaltakte. Sofort nach der Machtübernahme – Anfang Februar 1933 – musste die SPD-Reichstagskandidatin Hanna Niederhellmann erste Überfälle, Schikanen und Haussuchungen erleiden. Es folgten Berufsverbot, Verhaftung, Folterung, Prozess, Zuchthausstrafe.

Die Kunde von den Misshandlungen, begangen an einer „wehrlosen Frau“,

^{1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8} Siehe Anmerkungen ab Seite 147

ging über die deutschen Grenzen hinaus. Unter der Bildüberschrift „Sie mußte alle Grausamkeit der Duisburger Gestapo erdulden“ zeichnete Karl Schwesig im belgischen Exil „die Vernehmung der Hanna Niederhellmann“. ⁹ Niederländische Frauen richteten Protestschreiben an die Gestapo und die NS-Frauenschaft in Duisburg. Sie bekundeten ihre Solidarität mit der Verfolgten. ¹⁰

Unter der Folter und im Prozess bewahrte Hanna Niederhellmann ihre Kaltblütigkeit. Gestapo und NS-Justiz notieren, die Ruhrorter Lehrerin habe sich intelligent und schlagfertig zu wehren gewusst. Weitgehend konnte sie ihre Rolle als Initiatorin des „Germania-Kreises“ verschleiern. Zweifellos hatten ihre Verbindungen im In- und Ausland die weitreichende SPD-Widerstandstätigkeit ermöglicht. ¹¹

„Hochverrat“ konnte ihr jedoch nur punktuell nachgewiesen werden: Sie war 1934/35 die treibende Kraft beim Wiederaufbau der verbotenen SPD-Ortsgruppe Ruhrort/Laar gewesen, und in ihrer Wohnung auf der Carpstraße 18 hatten geheime Treffen mit illegalen SPD-Funktionären stattgefunden.

Im Duisburger „Germania“-Prozess erhielt Hanna Nie-

derhellmann von den 166 mitangeklagten Sozialdemokraten eine der höchsten Zuchthausstrafen. ¹² Mit Glück und Geschick konnte sie nach der Haftverbüßung die von der Gestapo geplante Verschleppung in ein Konzentrationslager verhindern.

Herta N., „Soziales Empfinden“

KZ-Haft erlitt dagegen ihre jüngere Schwester Herta. Auch sie zeichnete sich durch Zivilcourage und Tatkraft aus. Nach der Befreiung wirkte sie daran mit, die Duisburger SPD, die Sozialistische Jugend („Die Falken“) und die Arbeiterwohlfahrt (AWO) wieder aufzubauen.

„Ich habe 1946“, sagte sie, „in Duisburg die Arbeiterwohlfahrt mit gegründet, bin 22 Jahre ihre Vorsitzende gewesen (1947-1969, d.Vf.) und war mit Unterbrechung bis Dezember 1974 im Rat der Stadt. Dort war ich im Gesundheitsausschuß, im Jugendausschuß und im Sozialausschuß, eine Zeitlang Vorsitzende des Gesundheits- und Sozialausschusses.“ ¹³

Ihr sozialpolitisches Engagement galt den gesellschaftlich benachteiligten Familien, den Kindern und Frauen. Wie ihre Schwester Hanna forderte Herta Brünen-Niederhellmann (1906-1981) die politische Erziehung der Frauen. Ihre soziale Stellung müsse aufgewertet, ihr Selbstwertgefühl gesteigert werden. Der Frauenarbeit in der SPD Duisburg gab sie „entscheidende Impulse“. Ihr Ziel: die „Frauenorganisation innerhalb der Partei stärken als ein Instrument der Erziehung und Werbung zum politischen Denken“. ¹⁴

Sie wuchs in Ruhrort auf, in einem bürgerlich-christlichen Elternhaus. Als Kind erlebte sie dort die sozialen Kämpfe der Schiffer und Hafendarbeiter. Bei ihrer Arbeit im Kabelwerk in Wanheimerort sah sie die Ausbeutung der dort arbeitenden Frauen. Diese Erfahrungen führten sie zur Arbeiterbewegung.

1928 wurde sie Mitglied in SAJ, SPD und AWO. Drei Jahre später trat sie zur neu gegründeten SAP über, deren Mitglieder im Kampf für soziale Rechte und gegen die Nazis aktiver waren.

„Mein soziales Empfinden“, sagte sie Jahre später dem KZ-Kommandanten von Ravensbrück, ¹⁵ „und meine hu-

manitäre Einstellung machten mich zur Sozialistin.“

Dieses Empfinden und diese Einstellung machten sie auch zur Gegnerin des Nationalsozialismus. Im Sommer 1933 wurde sie als Angestellte bei der Stadt Duisburg entlassen, im Oktober festgenommen. ¹⁶

Zusammen mit zehn weiteren Antifaschistinnen aus Duisburg kam sie in die KZ-ähnliche „Arbeitsanstalt“ Brauweiler bei Köln. Die dort gefangenen Frauen kapitulierten nicht. Eine gemeinsame Protestaktion beschreibt Gertrud Voss, die ebenfalls aus Ruhrort stammte und dort wie Herta Niederhellmann das Lyzeum besucht hatte: ¹⁷

„In Brauweiler waren wir zusammen mit Herta Niederhellmann auf der Zelle. Im Dezember '33 haben wir einen Schweigestreik durchgeführt, an dem alle Frauen des Lagers teilnahmen. Beim Essen, bei der Arbeit, beim Hofgang haben wir die Aufseherinnen ignoriert, kein Wort mit ihnen gesprochen. Es war ein stummer Protest gegen die elenden Haftbedingungen.“

Nach monatelanger „Geiselhaft“ wurde Herta Niederhellmann entlassen. Wenig später, im Mai 1934, stellte das Amtsgericht Duisburg

„das Verfahren gegen die erwerbslose Stenotypistin Herta Niederhellmann aus Duisburg-Ruhrort, Carpstraße 18“ ein.¹⁸

Erneut ging sie in den Untergrund:¹⁹

„Für mich war es selbstverständlich, für die illegale SAP weiterzuarbeiten. Wir verteilten unser illegales Flugblatt ‚Das Banner‘ mit Berichten über die Hitlerregierung, die Schandtaten der SA und SS und die Gefahr eines neuen Krieges.“

Im Herbst 1934 erneut inhaftiert, wurde sie „wegen Hochverrats zu vier Jahren Zuchthaus“ verurteilt.²⁰

*„Ich saß“, erzählt sie, „in den Zuchthäusern Ziegenhain, Aichach und Lauffen. Dann folgte nicht – wie gehofft – die Entlassung, sondern das Frauenkonzentrationslager Lichtenburg. ... Ich kam, nachdem das KZ Lichtenburg aufgelöst worden war, in das neu errichtete Frauenkonzentrationslager Ravensbrück.“*²¹

Herta Niederhellmann arbeitete dort als „Funktionshäftling“ in der Ambulanz des KZ-Krankenreviers. Das unmittelbare Erleben der Verbrennen, die dort insbesondere an Polinnen, Bibelforscherinnen, Zigeunerinnen und Jüdinnen verübt

wurden, gehörte zu ihren „furchtbarsten Erinnerungsbildern“.²² Sie beeinflussten ihre politische Arbeit nach der Befreiung. Berichtet wird, dass

*„Herta Brünen-Niederhellmann an den Verletzungen und Vernarbungen, die ihr in den KZ-Lagern zugefügt worden waren, schwer zu tragen hatte, auch wenn sie nie darüber sprach. Sie erschien sehr streng, autoritär, prinzipienfest.“*²³

Unbeirrt hielt die „Partei-Linke“ an den „althergebrachten Ritualen“ und Zielen der Arbeiterbewegung fest. Ihre Briefe als AWO-Vorsitzende pflegte sie häufig mit „Freundschaft“ zu beenden, dem Traditionsgruß der sozialistischen Arbeiterjugend.

Martha H.: „Eine junge Revolutionärin“

Fest verwurzelt in den Ideen und Traditionen der revolutionär-sozialistischen Bewegung war auch Martha Hadinsky (1911-1963), die Tochter einer Bergarbeiterfamilie. Sie war zwanzig Jahre alt, als der Bergmann

Hermann Bogdal aus Beeckerwerth sie kennen lernte. Er war ihr Weggefährte im Duisburger Jugendwiderstand:²⁴

„Es war an einem der Jugendabende in Duisburg-Beeck, an dem Martha teilnahm. Martha war von einer tiefen Begeisterung erfüllt, von jenem revolutionären Enthusiasmus, der damals viele von uns JungkommunistInnen erfasst hatte. Martha sprach kurz und überzeugend. Es war ihre ganze Art, durch die sie Vertrauen erwarb und zu Aktivitäten anregte. Sie war von kleiner, zierlicher Gestalt ... Als wir uns dann wiedersahen, herrschte der Terror.“

Martha Hadinsky bekämpfte den „braunen Terror“ seit dem Frühjahr 1933. Die „Jugend des Hochverrats“, wie sich der KJVD selbst nannte, war als „Freie Sport- und Wanderbewegung“ getarnt: Beim Schwimmen und Bootsfahren, beim Wandern und Zelten traf sich die frühere Rotsportlerin Martha Hadinsky mit ihren MitstreiterInnen. Dabei fanden politische Schulungen statt. Antifaschistische Aktionen wurden vorbereitet.²⁵

Martha Hadinsky war Verkäuferin bei EHAPE in Hamburg. Ihr Arbeitsplatz, ein Seifenstand auf der Jäger-

straße, diente als Anlaufstelle für die illegale Materialverteilung.²⁶ Im Stadtteil – in ihrem Tätigkeitsbereich Bruckhausen, Marxloh und Beeck – bemühte sie sich, Verbindungen zu SAJ- und SAP-Mitgliedern herzustellen und gemeinsame Aktivitäten zu vereinbaren. Zum Teil erfolgreich: Die Jugendlichen schrieben Wandparolen, fertigten Klebezettel, verteilten im Untergrund selbstgefertigte Flugblätter und zentral gedruckte KJVD-Zeitungen („Junge Ruhrgarde“). Hierin wurde dazu aufgerufen, „dem Kriegshetzer Hitler entgegenzutreten, ihn zu stürzen“. Zugleich half Martha Hadinsky mit, Verstecke für gefährdete politische FreundInnen zu finden, die Flucht zu organisieren und den Kontakt zur Emigration in Holland nicht abreißen zu lassen. Gemäß der „Taktik des Trojanischen Pferdes“ schloss sie sich – wie ihre politischen FreundInnen – bürgerlichen Vereinen an. Martha Hadinsky trat, wie die Gestapospitzel beobachteten, *„in Arbeitsdank und Sportverband ein, um Arbeitsdienstler und Sportler für die Sache (des Widerstandes, d.Vf.) zu gewinnen“*.²⁷

Zwischen Dezember 1935 und April 1936 wurde die Widerstandsgruppe von der Gestapo „aufgerollt“. Im

„Duisburger Jugendprozess“ verhängte ein Sondergericht acht Jahre Zuchthaus gegen Martha Hadinsky. Nur schwer ertrug sie die lange Haft im Frauenzuchthaus Ziegenhain bei Kassel. Sie erkrankte an einer lebensgefährlichen Tuberkulose.

Doch blieb sie nach ihrer Haftentlassung politisch tätig. Noch im letzten Kriegsjahr nahm sie Kontakt zu politischen Häftlingen auf, die im Bombenräumkommando Kalkum arbeiteten und bei ihren Einsätzen in den Ruhrgebietsstädten Verbindungen zur Bevölkerung suchten.²⁸

Nach der Befreiung agiterte sie insbesondere gegen die Wiederaufrüstungspläne der Regierung Adenauer und wurde nach dem KPD-Verbot erneut in die Illegalität und schließlich in den Selbstmord getrieben.²⁹

„Es war 1959“, berichtet H. Bogdal, „als wir uns zufällig in einem D-Zug trafen. Nur wenige Worte einer herzlichen und freundschaftlichen Begegnung konnten wir wechseln. Martha war für die wieder verfolgte und außer Gesetz gestellte KPD tätig. Verfolgt und beobachtet von den Häschern, wurde sie 1961 verhaftet. Sie weigert sich, ihre Genossinnen zu nennen und wird

in Beugehaft genommen (im Amtsgericht Ruhrort, d.Vf.). Die Dortmunder Strafkammer verurteilte Martha Hadinsky zu 1 Jahr und 3 Monaten Gefängnis. Die Rentenzahlungen werden eingestellt und sie zur Rückzahlung erfolgter Leistungen aufgefordert ... Im April 1963 scheidet sie aus dem Leben, eine junge Revolutionärin, deren Lebensweg einen anderen Abschluß hätte finden können.“³⁰

Anna S.: „Katholische Aktion“

Bekennernut aus christlicher Überzeugung bekundeten „Zeugen Jehovas“ wie Anna Dickmann oder Anna Speckbrock.

Anna Dickmann,³¹ seit Sommer 1937 in „Schutzhaft“, wurde lange in Duisburg gefangen gehalten, bevor sie ins KZ Ravensbrück abtransportiert wurde. Wie andere „Bibelforscherinnen“ blieb sie auch im Konzentrationslager bei ihrer christlich motivierten Resistenz. Die Zeuginnen Jehovas „weigerten sich“, erinnert sich eine politische Mitgefangene aus Duisburg, „Zählappell zu stehen und

einiges mehr“.³² Gertrud Lemnitz (bis 1933 Sekretärin der KPD in Duisburg; 1944/45 Gefangene in Ravensbrück) musste erleben, „wie die SS-Wachmannschaften ihre Bluthunde auf ... Zeuginnen Jehovas hetzten“. Bibelforscherinnen „hatten sich standhaft geweigert, jeglichen Befehl im Lager auszuführen.“³³

Geduldig ertrugen Zeuginnen Jehovas die über sie verhängten Strafen: Dunkelhaft im Bunker des Lagers oder „bei mörderischer Kälte“ Strafstehen an der Mauer des Arrestbaus.³⁴

Warum verfolgte das NS-Regime BibelforscherInnen als „Staatsfeinde“? Ihre Überzeugung ziele, so urteilte ein Essener Sondergericht, „auf Abtötung jeglichen Nationalbewußtseins, auf eine Verherrlichung pazifistischer Gedanken und auf eine Untergrabung des völkischen Gemeinschaftslebens“.³⁵

Zeuginnen Jehovas wurden angeklagt, „ihre Kinder zu Kriegsgegnerinnen und Wehrdienstverweigerern erzogen“ zu haben.³⁶ Nach dem Verbot ihrer Vereinigung (IBV) im Juni 1933 nahmen sie – trotz drohender Verfolgung – an geheimen Bibelstunden teil, übten „Wahlboykott“ aus, druckten und verteilten

insgeheim ihre Zeitung „Wachturm“. Sie verweigerten den „deutschen Gruß“ sowie Spenden bei NS-Sammlungen.³⁷

Anna Speckbrock, eine überzeugte Katholikin aus Neudorf, wurde im Spätsommer 1941 von der Gestapo „geholt“: Ein Zellenobmann ihres Betriebs hatte die damals 22jährige Kontoristin denunziert.³⁸

Ihr „Vergehen“? Sie hatte „auf ihrer Arbeitsstelle bei der DEMAG eine Predigt des Bischofs Clemens August von Galen“ weitergegeben und im Büro vor ihren Arbeitskolleginnen Kritik am Nationalsozialismus geäußert. Sie empörte sich über den verbrecherischen Krieg, die Euthanasiemorde und die Plünderung des jüdischen Eigentums durch den NS-Staat. Vor der Gestapo vertrat die Jungkatholikin, die keiner NS-Gliederung angehörte, offen und selbstbewusst ihre Gesinnung. Unerträglich erschiene ihr, „daß die Geisteskranken jetzt umgebracht würden.“ Sie pries die Unerschrockenheit des Bischofs von Münster, dem sie vertraute: „Einer ist doch noch da, der es wagt, wenigstens den Mund aufzutun.“

Ohne den Mut und die Aktivität zahlloser katholischer Frauen hätten die Worte

des Bischofs von Galen und anderer Geistlicher nicht den öffentlichen Widerhall gefunden, den sie hatten. Junge Katholikinnen aus Neuenkamp, Meiderich, Duisern etc. vervielfältigten die Predigttexte des „Löwen von Münster“ und gaben sie an Verwandte, FreundInnen, Nachbarn und KollegInnen weiter. Am Arbeitsplatz, im Freundes- und Familienkreis entfachten sie Diskussionen, indem sie Kritik an einzelnen verbrecherischen Maßnahmen des Naziregimes übten.³⁹

Das Netzwerk dieser Aktivitäten war so weit gespannt, dass die Gestapo sie zu unterbinden suchte, von spektakulären Massenverfolgungen jedoch absah.

Selbst Anna Speckbrock kam mit einer „ernstlichen Verwarnung“ davon. Jedoch verhängte die NS-Administration Strafmaßnahmen gegen einzelne katholische Einrichtungen und Geistliche. Einige katholische Krankenhäuser wurden geschlossen, weil Ordensschwwestern sich weigerten, Zwangsabtreibungen und -sterilisationen vorzunehmen.

Die „katholische Aktion“ blieb nicht ohne Erfolg. Das Programm der „T 4“-Euthanasie Morde zum Beispiel,

dem Tausende von Menschen, in der Mehrzahl Frauen, zum Opfer gefallen waren, wurde nach 1941 zum Teil eingestellt.

Sophie K.: „Viele Kontakte“

Hanna und Herta, Martha und Anna sind im Duisburger Widerstand häufig vorkommende Namen. Sie stehen beispielhaft für über zweihundert Frauen, die in Duisburg aktiv gegen den Nationalsozialismus tätig waren.⁴⁰

Ihr Widerstand wurzelte nicht in der feministischen Emanzipationsbewegung. Die Frauen des Widerstands entstammten christlich-kirchlichen Kreisen oder kamen aus den Reihen der sozialistischen Bewegung. Ihre Aktivitäten waren verbunden mit den Kämpfen ihrer Väter, Männer und Söhne. Die Träger des Duisburger Widerstands waren vornehmlich Bergleute und Binnenschiffer, Hütten- und Hafenarbeiter. Sie wirkten vor allem in den Großbetrieben. Ihre Frauen unterstützten die illegale Arbeit im Stadtteil, in den Zechenkolonien und Hüttensiedlungen.

Viele Nazigegegnerinnen besaßen – wie ihre Ehemänner – langjährige politische Kampferfahrung. Schon in der Kaiserzeit und in der Weimarer Republik hatten sie sich für Frauen- und Arbeiterrechte eingesetzt und sich dem heraufziehenden Faschismus früh entgegen gestellt. Ihr Widerstand entsprang der Rebellion gegen die ungerechten Herrschafts- und Besitzverhältnisse, die der Nationalsozialismus zementierte. Zugleich beinhaltete dieser Widerstand die Utopie von einer gerechteren Gesellschaft, die dem ewigen Kreislauf von Not, Ausplünderung und Krieg ein Ende setzen sollte.

Dorothea Schönborn aus Rheinhausen zum Beispiel war Mitglied der SPD seit 1911. Nach der Spaltung der Partei ging sie 1917 zur USPD, später zur KPD. Schon während der belgischen Besatzungszeit musste sie wegen Widerstandsaktionen ins Gefängnis. Seit den Zwanziger Jahren war sie in der Frauen- und Jugendarbeit ihrer Partei tätig, stets von Verboten behindert und von Verfolgung bedroht. Ihr Ehemann Otto Schönborn (bis 1933: KPD-Stadtverordneter und Krupp-Betriebsrat) war wegen seiner politischen Aktivitäten mehrmals verurteilt. Beide Ehepartner konnten ihre konspirative

Schulung und langjährigen Verbindungen im antifaschistischen Widerstand nutzen, unter anderem für Kurierdienste und den Aufbau illegaler Betriebszellen. Im „Jahny-Prozess“ im Januar 1936 wurden sie mit Zuchthaus bestraft.⁴¹

Sophie Kopavnik (1879 – 1945), eine Bergarbeiterfrau, hatte schon in der Kaiserzeit militante Streiks und Demonstrationen der Bergleute unterstützt. Im Ersten Weltkrieg beteiligte sie sich an Frauenkundgebungen und trat – wie andere Thyssen-Arbeiterinnen – der SPD und der Gewerkschaft bei. In den Zwanziger Jahren engagierte sich Sophie Kopavnik in der Freidenker- sowie in der Schul- und Sexualreformbewegung. Sehr entschieden trat sie gegen den § 218 auf und stritt mit Erfolg für die Einrichtung einer Freien Schule in Beek. In der Bergarbeiterbevölkerung von Beeckerwerth war sie politisch gut verankert.

„Meine Mutter“, erzählt Karl Kopavnik,⁴² „hatte viele, auch politische Kontakte in der Nachbarschaft. Sie war überall die ‚Oma‘, obwohl sie noch gar nicht so alt war, 55 Jahre damals. Und meine Mutter, die konnte es sich nach ’33 auch noch erlauben, zum Beispiel in der Straßenbahn Mundpropaganda zu machen und

^{39, 40, 41, 42} Siehe Anmerkungen ab Seite 147

politische Witze zu erzählen ... Manchmal hat sie auch illegale Flugblätter auf die Trittbretter der Straßenbahn gelegt, heimlich, daß niemand es sah ... Sie war wortgewandt, konnte gut reden und überzeugen. Und sie hatte keine Bedenken, Risiken auf sich zu nehmen. Sie hat im SAP-Widerstand viel mehr gemacht als ich. Sie traf sich illegal mit Paula, Eberhards (Eberhard Brünens, d.Vf.) Schwester und mit seiner Mutter Sybille, in Laar bei Fritz Reich und und und.“

Im „Dritten Reich“ diente Sophie Kopavniks Wohnung in Beeckerwerth als Hauptanlaufstelle und Verteilerzentrale für den SAP-Widerstand in Westdeutschland, als Deckadresse und Flüchtlingsunterkunft. Von hier aus wurden geheime Kurierdienste durchgeführt, die bis über die deutsch-niederländische Grenze hinausgingen.⁴³

Als Pilz- und Beerensammlerinnen getarnt, sicherten andere Frauen des SAP-Widerstandskreises, darunter Grete Graber aus Hamborn, die gefährlichen Grenzgänge und grenzüberschreitenden Geheimtreffen ihrer Männer. Sie unterstützten die konspirative Verteilung der illegalen Materialien, stellten Kontakte her, sammelten Gelder für politische

Häftlinge, beherbergten gefährdete Freunde oder lotsten sie über Schleichwege ins rettende Ausland.⁴⁴

Sophie Kopavnik blieb „auch nach ihrer Haft noch aktiv (und) traf sich weiterhin mit Gesinnungsfreunden zu politischem Meinungs-austausch“. Sie habe dabei „Nischen im Faschismus“ genutzt, „um die Organisation insgeheim zusammenzuhalten“.⁴⁵

Zu ihren politischen Freundinnen in Beeckerwerth zählte Maria Mourek (1922 – 32 SPD, dann SAP), deren erster Ehemann Albert Katz Jude war, als Widerständler schon 1934 ins Zuchthaus kam und später im KZ Theresienstadt ermordet wurde.⁴⁶ Aus dieser Ehe stammen sechs Kinder, die als „Halbjuden“ galten und sich – auch aus Zorn über die rassistische Diffamierung – dem SAP-Widerstand anschlossen. Gemeinsam mit ihrer Tochter Hanna hielt Maria Mourek von Duisburg aus Verbindung zu ihren ins holländische Exil geflüchteten Töchtern Ilse, Katharina und Martha. In Zusammenarbeit mit niederländischen Antifaschisten beteiligten sie sich an „Rote-Hilfe“-Aktionen, leisteten „Kurierdienste für deutsche Emigranten in den Niederlanden“, warben 1936-39 für die Spaniensolidarität

und schmuggelten über Tarnadressen verschlüsselte „Flüchtlingspost“ vom Ausland aus ins Ruhrgebiet.

Alle Familienmitglieder wurden beschattet. Sie waren häufig Denunziationen, Repressalien, Postkontrollen, Haussuchungen, „Inschutzhafnahmen“, Prozessen und Haftstrafen ausgesetzt. Nach der Befreiung schilderte Maria Mourek ihre „Angst und das Grauen vor der Gestapo“, ihre Isolation und die Bespitzelung. Ebenso wie ihre Tochter Hanna wurde sie „wegen ihrer antifaschistischen Einstellung“, ihrer Gegnerschaft gegen Krieg und Judenverfolgung monatelang eingesperrt.⁴⁷ Maria Mourek und ihre Kinder überlebten jedoch die Jahre der Verfolgungen – im Gegensatz zu Sophie Kopavnik: Sie wurde Opfer des Krieges, den sie bekämpft hatte. Kurz vor Kriegsende starb sie „durch Artilleriebeschuß“.⁴⁸

Maria M.: „... die aktivste im Widerstand“

Wie Sophie Kopavnik und Maria Mourek waren auch zahlreiche kommunistische Hitlergegnerinnen viele Jahre vor der Machtübernahme in der Arbeiterbewegung aktiv gewesen. Am Beispiel Meiderichs schildert

Lieselotte Wolf, die selbst im Jugendwiderstand tätig war, diese Vorgeschichte und die Arbeit ihrer Mutter Maria Mester:⁴⁹

„Alle ... waren Frauen von Berg- und Hüttenarbeitern. Mit ihren Familien wohnten sie in den Arbeitervierteln, hauptsächlich in der Kolonie Elsässerstraße, und waren dort in der Bevölkerung bekannt, da sie alle schon seit den Zwanziger Jahren politisch tätig gewesen und gesellschaftlich in Erscheinung getreten sind ... Meine Mutter, Maria Mester, zum Beispiel war seit 1925 im Freidenkerverband und in der Freien Schulbewegung engagiert. Drei Jahre später schloß sie sich der KPD an und wurde bald verantwortlich für die Frauenarbeit der Partei. So organisierte sie 1930/31 – als Vorsitzende des Elternbeirats der Freien Schule an der Gartsträucherstraße – zusammen mit anderen Eltern einen Streik an der weltlichen Schule, an dem wir Kinder teilgenommen haben ... In meiner Kindheit schon habe ich erlebt, wie meine Mutter und andere Meidericher Frauen gegen die Fürstenabfindung oder gegen den Panzerkreuzer-Bau A-B-C auftraten. Sie demonstrierten für kostenlose Kinderspeisung an den Volksschulen und für freie Lehr- und Lernmittel ... Sie sammelten Sach- und

Geldspenden für politische Gefangene und für streikende Arbeiter in den Hüttenwerken hier in Meiderich und auf den Zechen Westende, Thyssen 4/8, Beeckerwerth ... Stark war der Einsatz dieser Meidericher Frauen gegen den Paragraphen 218, unter dem besonders die Arbeiterfrauen litten.“

In Stubenversammlungen berieten die Meidericher Frauen „die besonders schlechte Lage der Arbeiterfamilien“, die sich in der Krise zuspitzte. In Meiderich wie in anderen Duisburger Stadtteilen initiierten Frauen „Unruhen“, um gegen den Sozialabbau anzugehen: Sie nahmen an Hungerdemonstrationen teil, besetzten leerstehende Häuser, „stürmten“ Rathäuser und Wohlfahrtsämter, plünderten Lebensmittelgeschäfte und Konsumanstalten ...

Die Polizei ging häufig mit dem Gummiknüppel gegen die Demonstrantinnen vor. Einzelne, sehr aktive Frauen wurden 1931/32 festgenommen und mit Gefängnisstrafen belegt.⁵⁰ Noch am 27. Januar 1933, wenige Tage vor der Machtübergabe an Hitler, gab es eine militante Hungerdemonstration vor dem Meidericher Rathaus. „Wegen Aufforderung zu Gewalttätigkeit“, heißt es in

einem Polizeibericht,⁵¹ wurde Elisabeth Spielvogel, wohnhaft Elsässer (seit 1938: Neubreisacher) Straße 25, verhaftet und „im Rathaus festgehalten“.

Im „Kampfjahr“ 1932 rief Clara Zetkin die Frauen auf, sich in der Abwehr des Faschismus zu verbünden: Die Nazis seien „die Todfeinde der Befreiung und Gleichberechtigung der Frau“.⁵²

In Duisburg wie anderswo bildete sich eine „Frauenstaffel des Kampfbundes gegen den Faschismus“. Unter der KPD-Losung „Gegen den frauenfeindlichen Faschismus“ beteiligten sich Meidericher und Hamborner Arbeiterfrauen an Auseinandersetzungen mit Nationalsozialisten, als diese mit Gewalt versuchten, in die Kolonien vorzudringen. Die Frauen halfen mit, die Wohnsiedlungen abzuschirmen und die Eindringlinge zu vertreiben, auch noch kurz nach der Machtübernahme. Aus den Fenstern ihrer Wohnungen warfen sie zum Beispiel Blumenkästen und Küchenabfälle auf vorbeimarschierende SA-Kolonnen.⁵³ Doch nach Reichstagsbrand und Parteiverbot konnte die Gegenwehr nur noch insgeheim und unter großen Gefahren durchgeführt werden.

„1933“, erzählt Lieselotte Wolf,⁵⁴ „nahmen die Meide-

richer Frauen – meist mit ihren Männern zusammen – die illegale Arbeit auf. Sie waren im Untergrund aktiv, als die Nazis die KPD verboten, die Gewerkschaftsfunktionäre in Duisburg ermordeten, die Juden mißhandelten und ebenso die Funktionäre der SPD wie andere demokratische Kräfte verfolgten und einsperrten. In der Nacht verteilten sie Flugblätter in den Häusern, holten Geld, Beiträge und Spenden für die illegale Arbeit ein, tauschten kleine getarnte Broschüren und Zeitungen aus und sorgten mit dafür, daß illegale Leute Unterschlupf fanden ... Von uns allen war Mutter die aktivste im Widerstand. Das Erlebnis des Ersten Weltkrieges hatte sie zur überzeugten Friedenskämpferin gemacht.“

Hanna M.: „... schrieb Gedichte“

Neben Maria Mester zählten zu den Aktivistinnen des KPD-Untergrunds in Meiderich Hanna Mayer, Luise Breski, Henriette Dietrich, Gertrud Schäfer, Ottilie Schmitz, Wilhelmine und Sophie Oehland ... Ihre Biographien dokumentieren den Kreuzweg zwischen Armut und Auflehnung, ner-

venzerrüttender Untergrundarbeit und Verfolgung.

Das Leben der Hanna Mayer (1897-1950)⁵⁵ war Not und Arbeit. Seit dem 14. Lebensjahr musste sie ihren Lebensunterhalt verdienen, zunächst als Dienstmädchen und Arbeiterin. Im Krieg wurde sie bei der Straßenbahn eingesetzt. Nach ihrer Heirat im Jahre 1919 arbeitete sie als Straßenbahnschaffnerin, Zeitungsbotin und Putzfrau ... Politisch engagierte sich die Kommunistin vor allem im „Einheitsverband für proletarische Sexualreform und Mutterchutz“. Sie leistete Aufklärungsarbeit, sprach auf Demonstrationen gegen den § 218 und vertrieb Verhütungsmittel. Vor der Machtübernahme war sie beinahe pausenlos tätig, um mitzuhelfen, eine Hitlerregierung zu verhindern.

„Meine Mutter“, erinnert sich ihr Sohn Heinz,⁵⁶ „war neben ihrer beruflichen Tätigkeit meistens mit dem Motorrad unterwegs zu Kundgebungen in Essen, Dortmund, Düsseldorf und am Niederrhein ... Eines Mittags fuhren (wir) mit dem Zug nach Wesel, wo in den Schillwiesen Baldur von Schirach, der spätere Reichsjugendführer sprach. Ich sah viele SA-Leute in ihren Uniformen, einige Spielmanns-

züge und eine große SA-Kapelle. Als Baldur von Schirach seine Rede beendet hatte, stand plötzlich meine Mutter vorn auf der Bühne am Mikrophon. Sie hielt eine Gegenrede und stellte Fragen. Es gab Tumulte, als sie mit dem Satz endete: Wer Hitler wählt, der wählt den Krieg! ... Wenn meine Mutter zu Hause war, saß sie meist an ihrem Schreibtisch, verfaßte Propagandamaterial gegen die NSDAP, schrieb Gedichte und Zitate aus Büchern. Die daraus entstandenen politischen Schriften wurden von Boten abgeholt, vervielfältigt und verteilt.“

In der Nazizeit nutzte Hanna Mayer den Handel mit Kondomen, Gleitmitteln etc. für Kurierdienste und die Finanzierung der Widerstandsarbeit.⁵⁷

Trotz häufiger Haussuchungen,⁵⁸ die Chaos und Zerstörung hinterließen, beherrschte Hanna Mayer in ihrer Meidericher Wohnung illegale Flüchtlinge, beteiligte sich an Fluchthilfe und Schriftenschmuggel und unterstützte politische „Schutzhäftlinge“. Von der Duisburger Gestapo wurde die schwangere Frau schwer misshandelt („Schläge ins Gesicht und mit einem Lineal, Einschließen in ein Spind“⁵⁹). In der Erinnerung ihres Sohnes Heinz:⁶⁰

„Bei den Folterverhören hatte die Gestapo unsere Mutter derart zugerichtet, daß sie anschließend wochenlang im (Gefängnis-) Krankenhaus stationär behandelt werden mußte. Man hatte sie mit der Bleikante eines schweren Lineals immer auf die gleiche Stelle der Schulter geschlagen und dadurch ihre Schulter angebrochen.“

Hanna Mayer war ca. fünf Jahre inhaftiert, oft in Einzelhaft, zuletzt in den Frauenzuchthäusern Ziegenhain und Cottbus. Ihre besondere Lage als Frau belastete zusätzlich ihr Leben hinter Gittern. Wie ein Zentnergewicht drückte die Sorge um die Familie. Schwer war die Trennung von den Kindern.

Hanna Mayer ließ zwei Kinder zurück, als sie festgenommen wurde. Ein drittes wurde in der Zelle geboren, wenige Monate vor Prozessbeginn (7. Dezember 1936). Die Kinder wuchsen wie Waisen auf, bei fremden Menschen, getrennt und gemieden von den meisten Verwandten und früheren Freunden; denn auch der Vater und der Onkel saßen als „Hochverräter“ im Zuchthaus.⁶¹

Nach Kriegsende engagierte sich Hanna Mayer in der Kommunalpolitik. Von 1946 bis 1950 war sie Mitglied

des Rates der Stadt Duisburg, zunächst für die KPD und – kurz vor ihrem Tod – für die SPD. Ihr Schwerpunkt war Sozialpolitik. Sie starb an Krebs „kurz nach der Vollendung ihres 53. Lebensjahres“.

Henriette D.: „... bekannt als Antifaschistin“

Ihre Genossin Luise Breski war schon vor 1933 Stadtverordnete der KPD.⁶² Die im Meidericher Widerstand aktive „Hochverräterin“ musste fünf Jahre ins Zuchthaus („Gefangenennummer 2455“), getrennt von ihrem ebenfalls inhaftierten Mann und ihrem fünfjährigen Sohn, der zu Pflegeeltern nach Berlin kam.

Die Gestapo vermerkte im Mai 1940: „Obwohl sie erst 36 Jahre alt ist, macht sie den Eindruck einer alten, verbrauchten Frau.“ Die vorgesehene Verschleppung Luise Breskis in ein KZ fand nicht statt. Die Gestapo beschrieb die Gefangene zwar als intelligente und „unbelehrbare“ Gegnerin des NS-Staates, entließ sie jedoch – unter Auflagen „probeweise aus der Haft“. Ohne Geld, ohne Pass, ohne Woh-

nung verließ Luise Breski Duisburg in einer Bombennacht. Sie zog nach Berlin, wo sie bis Kriegsende unter strengster Polizeiaufsicht stand.

Maria Mester war in den Frauenzuchthäusern Ziegenhain/Hessen und Aichach / Bayern eingesperrt. Ihr Mann „saß“ im KZ-Moorlager Esterwegen, ihr Sohn im KZ Buchenwald (1937-45). In Meiderich blieben nur die fünfzehnjährigen Zwillingstochter Lieselotte und Marianne zurück. Sie betätigten sich im Jugendwiderstand. Ihre Verhaftung drohte, als bei Gestapovernehmungen und im „Jugendprozess“ ihre Namen genannt wurden. Jahrelang mussten sich die beiden Mädchen alleine durchschlagen. Ihre Mutter konnten sie aus vielerlei Gründen nicht besuchen.

Maria Mester war nicht völlig isoliert. Unter den Mitgefangenen in Ziegenhain und Aichach war ihre Nachbarin und Kampfgefährtin aus Meiderich: Henriette Dietrich (geb. 29. Mai 1898 in Duisburg). Sie war 1933 schon „wiederholt verhaftet“ worden („Ich war bekannt als Antifaschistin.“)⁶³

Wegen „Verbrechens eines hochverräterischen Unternehmens“ erhielt sie drei Jahre Zuchthaus. Auch ihr Ehemann war im KZ. Wäh-

rend der Haft versorgte ihre Schwester Anna Hornig aus Meiderich die fünfjährige Tochter Hannelore.

Die Rückkehr der Gefangenen in ihre Heimatstadt fand unter erniedrigenden Bedingungen statt. Am 3. Juli 1938 war die dreijährige Zuchthausstrafe Maria Mesters abgeleistet:⁶⁴

„(Ich) wurde nicht in Aichach auf freien Fuß gesetzt, sondern mittels Bewachung nach Duisburg überführt. Ich wurde morgens durch einen Polizeibeamten abgeholt und zum Gefängnis in Aichach gebracht, wo ich bis zum 5. Juli 1938 inhaftiert war. An diesem Tage wurde ich mit einem Gefangenenwagen, der durch zwei mir unbekannte Beamte bewacht wurde, nach Nürnberg ins Gefängnis gebracht und blieb über Nacht dort. Am 6. Juli 38 wurde ich mit der Eisenbahn nach Frankfurt gebracht und dort über Nacht ins Polizeigefängnis eingeliefert. Am 7. Juli 38 bin ich dann nach Köln gebracht worden und habe dort über Nacht ebenfalls im Polizeigefängnis gesessen. Schließlich wurde ich am 8. Juli 1938 nach Duisburg ins Gefängnis des Polizeipräsidiums eingeliefert. Vom 8.7. bis 13.7. war ich dort inhaftiert. Am 9.7. wurde ich vom Kommissar der

Geheimen Staatspolizei Raschkewitz vernommen. Am 13. Juli 38 wurde ich dem Arzt in der Polizeikaserne Neudorf vorgeführt, dort untersucht und dann bin ich auf freien Fuß gesetzt worden“.

Die über fünfzigjährige Frau, die nur 20 Pfennig besaß, ging zu Fuß die lange Strecke nach Untermeiderich, wo sie seit 1891 wohnte.

„Zu Hause angekommen“, erzählt ihre Tochter Lieselotte,⁶⁵ „fand sie die Wohnung verschlossen ... Mutter konnte sich mit der Nazidiktatur nicht abfinden. Ihr Ausspruch war: 'Frei und doch nicht frei, denn hier draußen herrscht weiter die Tyrannei'.“

Anna B.: „... die Kinder im Waisenhaus“

Häufig spiegeln Briefe den Trennungsschmerz der gefangenen Frauen wider. Sorgen und Ängste um ihre allein stehenden Töchter bezeugen die Zeilen, die Maria Mester aus dem Zuchthaus nach Meiderich schickte.⁶⁶

Unter Depressionen litt die im SAP-Ruhrprozess zu Gefängnis verurteilte Maria Gansen aus Beeck. Über zwei Jahre blieb sie, isoliert in einer Einzelzelle, getrennt von ihren sieben Kindern.⁶⁷

Oft beunruhigten Alltagsprobleme. Aus ihrer Haftzelle schrieb Gertrud Sandhövel (geb. 20. Oktober 1902 in Duisburg) an ihre Schwägerin. Sie bat diese, sich um die leerstehende Wohnung in Duissern und um ihre inhaftierten Brüder zu kümmern:

„Gebe Frau Schroers den Kellerschlüssel, damit die mal nach Kartoffeln sieht. Dann schicke Willi (Wilhelm Sandhövel, d.Vf.) bitte saubere Wäsche und Strümpfe ... Werde wohl heute oder morgen ins Gerichtsgefängnis kommen. Ich verzweifle bald. Wenn Mutter noch lebte, wäre ja alles anders. Aber so steht man alleine auf der Welt und kein Mensch kann einem helfen. Nachts schlafe ich schon nicht vor lauter Sorgen und Kummer.“⁶⁸

Die Näherin Gertrud Sandhövel saß monatelang in Gestapo- und Untersuchungshaft. Sie wurde beschuldigt, an ihrer Arbeitsstelle („Bauschenheim“ / Wittekindstraße) den „deutschen Gruß verweigert“, re-

gimekritische, „abfällige Rendensarten“⁶⁹ geführt und „Greuelmärchen über Konzentrationslager verbreitet“ zu haben. Schlimmer noch: Sie hatte die Widerstandskaktionen der illegalen KPD-Stadtteilgruppe Neudorf / Duissern unterstützt. Doch „blieben ihre Freunde im Verhör dicht“. „Hochverrat“ war nicht konkret belegbar. Sie wurde entlassen.

„Sorgen und Kummer“ blieben. Unermüdlich sorgte sie sich um ihren jüngsten Bruder Willy, schrieb Briefe und reichte Gnadengesuche ein. Vergeblich. Im Oktober 1944 wurde Wilhelm Sandhövel nach über zehnjähriger Haft im Konzentrationslager Sachsenhausen hingerichtet.

Anna Becker aus Ruhrort zählte zu den ersten weiblichen „Schutzhäftlingen“ des Jahres 1933.⁷⁰ Die Kommunistin war – auch nach der Machtübernahme – sehr aktiv in der „Roten Hilfe“ tätig: In ihrer Wohnung versteckte sie steckbrieflich gesuchte Flüchtlinge und leistete Fluchthilfe. Ein Brief, den ein Duisburger Emigrant aus den Niederlanden an sie richtete und den die Gestapo abfing, deckte ihre „hochverräterischen Verbindungen“ ins Nachbarland auf. Ihre Lage als „weiblicher Schutzhäftling“ war bitter. „Mein Mann“,

^{65, 66, 67, 68, 69, 70, 71} Siehe Anmerkungen ab Seite 147

schrieb sie später, „*war im K.Z.-Lager, die Kinder im Waisenhaus.*“

Auch Berta Neumann, von Beruf Weberin, wohnte in Ruhrort. Im Untergrund war sie 1934/35 in der Esperanto-Bewegung aktiv, die den Illegalen als Tarnung diente. Nach dem Krieg schildert sie skizzenhaft ihren Verfolgungsweg:⁷¹

„*Mein Mann O. Neumann (war) in Schutzhaft vom 13.8.33-1.9.34 (u.a. KZ Kemna und Esterwegen, d.Vf.) ... Am 14.2.35 wieder verhaftet. Am 28.2.35 wurde ich verhaftet, dort im Präsidium setzte man mich in Kenntnis, daß mein Mann tot sei ... Die Leiche meines Mannes durfte ich nicht mehr sehen und auch an der Beerdigung durfte ich nicht teilnehmen. Da mein Mann bei seiner Verhaftung gesund war, ist anzunehmen, daß er erschlagen wurde.*“

In der Tat war ihr Mann Oskar Neumann ebenso wie ihr Untermieter August Seeleg zu Tode gefoltert worden.⁷² Die offizielle Version der Todesursache lautete: „*Freitod durch Erhängen.*“⁷³

Ihre Haftzeit verbüßte Berta Neumann in der „Männer- und Frauenstrafanstalt“ Anrath bei Krefeld. Wenige Zellen von ihr entfernt lag

ihre politische Freundin Margarethe Bilke aus Hamburg, gefangen in Einzelhaft.

Ihr „*Kind (Arthur, geb. 16.9.1933, d.Vf.) wurde von Vater und Bruder in Recklinghausen versorgt und ernährt*“;⁷⁴ denn ihr Ehemann „*Atze*“ Bilke befand sich zwischen 1933 und 1945 – mit Ausnahme weniger Monate – ständig in Zuchthaus- oder KZ-Haft. Die Bergarbeiterfrau Luise Romstedt (1887-1945) aus Marxloh war alleinerziehende Mutter von sechs Kindern.⁷⁵

Die ehemalige KPD-Frauenbeauftragte und -Stadtverordnete wurde kurz nach der Machtübernahme „in Schutzhaft genommen“, in ein KZ-Lager überführt und zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt.

Wenige Monate nach ihrer Haftentlassung aus der Frauenstrafanstalt Ziegenhain fing die Gestapo einen „hochverräterischen“ Brief ab. Er bezeugte ihre ungebrochene Widerstandshaltung.

Die Nazirichter verurteilten die 49-Jährige erneut. Sie verschärften die Strafe (zehn Jahre Zuchthaus!) durch einen Zusatz:

„*Ihre vier schulpflichtigen Kinder sehen sie nie wieder.*“

Sie werden einen anderen Namen bekommen und in guten nationalsozialistischen Familien erzogen“.

In der Tat sah Luise Romstedt ihre Kinder „*nie wieder*“. Die Langzeit-Gefangene (zuletzt Zuchthaus Cottbus) starb wenige Stunden nach der Befreiung – entkräftet, ausgehungert, krank durch Leid und Haftbedingungen. Es war im April 1945.

Gertrud L.: „... dieses tote illegale Leben“

Die Belastungen der Konspiration machten viele Frauen krank, bevor sie den Gang in die Gefangenschaft antraten.

„*Dieses tote illegale Leben, dieses Versteckspielen, dieses Gehetztsein*“, so umschreibt Gertrud Lemnitz, geb. Pusch, bis 1933 Sekretärin der KPD-Unterbezirksleitung Duisburg, ihre traumatische Erinnerung an die Zeiten der Illegalität.⁷⁶ Razzien und Massenverhaftungen schürten Spitzelfurcht und Verfolgungsängste. Das illegale Leben erforderte höchste Nervenanspannung: Quartiere mussten gewechselt, das Geheimsystem der Decknamen, Tarnadressen, Code-nachrichten beachtet wer-

den. Die Regeln der Konspiration durften nie vergessen werden:

„*Eine halbe Stunde vor Wahrnehmung eines Treffens Kontrollen aufstellen, ob jemand folgte. Einsame Straßen gehen. Dann und wann die Straßen rechtwinklig kreuzen und auf der anderen Seite zurückgehen ...*“⁷⁷

Die für illegale Zwecke genutzte Schreibmaschine „*Marke 'Orga-Privat' Nr. 19492*“ ging einen langen geheimen Weg, bevor sie von der Gestapo beschlagnahmt wurde.⁷⁸ Die „*Orga-Privat*“ war kreuz und quer durch Duisburg gewandert: von Ruhrort über Duisern, Neudorf, Serm, Wanheimerort, Huckingen, Buchholz wieder zurück nach Duisern und Neudorf. Wer hatte die Schreibmaschine abgeholt und transportiert, die Typen ausgewechselt, die illegalen Schriften getippt? Bei einer erneuten Haussuchung in einer Wohnung auf der Gneisenaustraße / Neudorf wurde die Gestapo fündig. Die zuvor verhaftete Grete Niewel gestand: Sie hatte die ausgewechselten Typen der Schreibmaschine in einen Öllappen eingewickelt und im Keller unter Kartoffeln in einer Kiste versteckt. Sie hatte beim Transport der gewichtigen Schreibmaschi-

ne mitgewirkt. Auf der Maschine hatte sie selbst gefertigte Flugblätter getippt, illegale Buchseiten abgeschrieben, Artikel aus ausländischen Zeitungen übersetzt.

Grete Niewel war jahrelang als Stenotypistin bei der Stadtverwaltung Duisburg beschäftigt gewesen. Nach dem Reichstagsbrand hatte sie Wachsbögen „für die illegale KPD“ beschriftet – an ihrer Arbeitsstätte, dem Standesamt. Am 18. März 1933 wurden ihre „staatsgefährlichen Umtriebe“ entdeckt. Grete Niewel wurde bei der Stadt entlassen, ins Polizeipräsidium abgeführt und später in ein Frauenkonzentrationslager verschickt.

Nach ihrer Entlassung leistete sie erneut „illegale Schreibmaschinenarbeit“. Sie war beim Abhören verbotener Radiosender und bei Geheimtreffen dabei, gab flüchtigen Hitlergegnern Quartier, verschaffte ihnen falsche Pässe und brachte sie über die Grenze (Gestaponotiz: „*Sie unterhielt eine politische Flüchtlingsstelle.*“). Im „Hochverratsprozeß Böllert und Gen.“ bekam sie vier Jahre Zuchthaus.⁷⁹ Die Vernehmungsprotokolle und die Briefe Niewels veranschaulichen die Mühen und Schwierigkeiten

der Konspiration. Im März 1934, auf dem Höhepunkt der konspirativen Agitation, hatte sie ihren Kampfgefährten geheiratet, den Schauspieler Adam Niewel. Er saß viele Jahre hinter Gittern und Stacheldraht. Die lange Haftzeit entfremdete die Eheleute. Ihre Ehe zerbrach.

Olga Gorschlüter, geb. Rauhut,⁸⁰ aus Hamborn wurde nach dreijähriger Widerstandstätigkeit als KJVD-Zellen- und Stadtteilleiterin festgenommen. Sie war nervenkrank und hochschwanger. Im Gerichtsgefängnis brachte sie ein Kind zur Welt, das zunächst in der Zelle aufwuchs. Trotz ihrer bedrängten Lage wurde die „Staatsfeindin“ 1937 im „Duisburger Jugendprozess“ mit sechs Jahren Zuchthaus bestraft. Erst der Tod ihres Kindes und die Bürgschaft ihres Mannes, der SA-Parteigänger und Frontsoldat war, führten 1941 zur vorzeitigen Entlassung.

Klara W.: „Mit Stiefeln getreten“

Zu den ersten „Hochverräterinnen“, die in Duisburg verfolgt und abgeurteilt wurden, zählte Klara Wagner (1904-1990).⁸¹ Im März 1934 wurde sie als

„Witwe Felix Schwitalla, Klara geb. Linnemann, aus Duisburg, Ruhrorterstraße 37 VI“ vor Gericht zitiert.⁸² Sie hatte Verfolgten Unterkunft gegeben und illegale Spendengelder gesammelt. Ein Spitzel hatte sie denunziert.

Klara Wagner („KPD-Nr. 122981“) war laut Polizeibericht schon „vor der Machtübernahme sehr aktiv“ gewesen. Nach kurzer Gestapohaft wurde sie im Oktober 1933 als KZ-Gefangene nach Brauweiler überführt. Dort lag sie zumeist im Gefängnislazarett. Im Duisburger Polizeipräsidium hatten Gestapobeamte sie „mit Stiefeln getreten“ und „mit dem Gewehrkolben geschlagen“. Der Grund: Sie hatte sich geweigert, Namen von Mitverschworenen zu nennen. Schlimmer als das körperliche Leiden war der Trennungsschmerz: ihre Kinder im Waisenhaus, ihr neuer Lebensgefährte Fritz Wagner im KZ Börgermoor.

Klara Wagner wurde im März 1934 aus dem KZ entlassen. Kurz danach kamen der Haftbefehl und die Anklageschrift. Politische Freunde halfen. Sie „raubten“ ihre Kinder aus dem Waisenhaus und brachten sie über die „Grüne Grenze“. Klara Wagner wurde steckbrieflich gesucht und als „vermißt“ gemeldet.

Im Exil war sie für die „Rote Hilfe“ tätig, wurde jedoch schon im Januar 1935 in Rotterdam von der niederländischen Fremdenpolizei aufgegriffen und an die deutschen Behörden ausgeliefert. An der Grenze wurden die Kinder erneut von der Mutter getrennt und in ein Duisburger Waisenhaus abgeschoben. Klara Wagner stand im Juni 1935 vor Gericht. Das Urteil: 15 Monate Gefängnis. Während der Haft in Anrath wurde ihre „Wohnung zwangsgeräumt, die Möbel versteigert“. Nach ihrer Entlassung musste sie fürchten, als „Asoziale“ in ein KZ verschleppt zu werden. Wohnungslose wurden in Duisburg häufig nach „Asozialen“-Razzien in „polizeiliche Vorbeugungshaft“ genommen, darunter Frauen. In der Regel kamen sie nach Ravensbrück. Klara Wagner „kämpfte wie eine Löwin“ um eine Unterkunft. Nach langem Ringen verschaffte ihr die Obdachlosenpolizei eine frühere Gefängniszelle auf der Gutenbergstraße, im Volksmund „Kupfernagel“ oder „Vater Philipp“ genannt. In dieser übel beleumundeten „Wohnung“ konnte sie auch ihre vier Kinder unterbringen, mit denen sie im dritten Kriegsjahr nach Österreich evakuiert wurde. Nach der Befreiung kehrte sie nach Duisburg zurück.

^{79, 80, 81, 82, 873, 84, 85} Siehe Anmerkungen ab Seite 147

Dort blieb sie bis zu ihrem Lebensende politisch aktiv, zuletzt in der Friedensinitiative Neudorf-Duisern. Noch in ihrem Todesjahr besuchte sie Polit-Veranstaltungen und beteiligte sich, meist voller Zorn, an den Diskussionen. Sie sagte: *„Nie, auch in den schlimmsten Zeiten der Verfolgungen, hat mich je der Mut zu kämpfen verlassen.“*

Rita D.: „Das starke Solidaritätsbewußtsein“

Was gab Klara Wagner und den anderen Frauen des Widerstands die Kraft, sich dem System zu verweigern? Warum beugten sie sich nicht dem allgemeinen Konsens und „heulten mit den Wölfen“, wie es damals hieß?

Von Bedeutung waren ihre Herkunft und Erziehung, ihre Ideen und Hoffnungen. Zu Beginn stärkte auch die Gewissheit, dass die Mehrheit der Arbeiterbevölkerung vor Ort die Hitlerregierung ablehnte. *„Wir Bergleute“*, erzählte eine Hamborner Bergarbeiterfrau, *„waren doch alle gegen Hitler.“*⁸³

Rita Dehorn, eine Bergarbeiterfrau aus der Zechenkolonie Niebuhrstraße (Meiderich/Oberhausen), berichtete von der gemeinsamen *„Abwehr gegen die brutal auftretenden Faschisten“*, vom *„starken Widerwillen gegen das faschistische Terrorregime“* und von Boykott- und Solidaritätsaktionen:⁸⁴

„Bei Nazis einzukaufen, das gehörte sich nicht. Das starke Solidaritätsbewußtsein wuchs auch aus der eigenen Erfahrung und der Erkenntnis, daß Nazis Verbündete der Großindustrie waren.“

Die Nazigegnerinnen waren in der Regel in einem proletarischen Umfeld aufgewachsen. Eine sozialistische Erziehung im Elternhaus und in Jugendorganisationen hatten ihre Kindheit und Jugend geprägt.

Die Töchter Maria Moureks zum Beispiel waren als Kinder bei den „roten Falken“ und in der SAJ (Sozialistische Arbeiterjugend) gewesen. *„Soziales Wandern“*, Kinderrepubliken, Freie Schule, Jugendweihe, antimilitaristische Bildungsabende im Beecker SAJ-Jugendheim etc. hatten sie geprägt.⁸⁵ Ihre Brüder arbeiteten als Bergleute auf der Zeche Beeckerwerth und waren sehr klassenbewusst. Diese Erfahrungen machten

sie immun gegen die nationalsozialistische Ideologie. Ilse Klatt (Deckname: „Hilde“) aus Beeck, Moureks Genossin in der SAJ und später im SAP-Widerstand, erklärte 1936 vor der Gestapo, sie habe *„ihre politische Einstellung nicht wie einen Hemdwechsel vornehmen können“*.⁸⁶

Von ihrer Sache überzeugt und risikobereit zeigten sich auch ihre Mitstreiterinnen im Widerstand der Kommunistischen Jugend (KJVD): Maria und Helene Baumeister, Wilhelmine Giersiepen, Olga Gorschlüter, Martha Hadinsky, Agnes Herk, Luise Kyling, Sophie Oehlandt, Edith Reitemeyer, Klara Schmidt ... Sie hatten sich beim Arbeitersport betätigt, bei den „Roten Fanfaren“ oder den „Blauen Blusen“, einer Agitprop-Theatergruppe. Diese Aktivitäten hatten sie sehr selbstbewusst gemacht. Sie scheuten auch vor waghalsigen Widerstandsaktionen gegen die NS-Herrschaft nicht zurück.⁸⁷ Im „Duisburger Jugendprozess“ bekamen einige daher hohe Strafen zudiktirt. Klara Schmidt aus Rheinhausen zum Beispiel, die „Gebietskurierin“ der Gruppe, musste für sechs Jahre ins Zuchthaus.⁸⁸ Alle sahen sie optimistisch in die Zukunft. Sie glaubten an den baldigen Sturz der NS-Diktatur. Kurz vor ihrer

Verhaftung schrieb Berta Karg, „Gebietsinstruktrice“ des KJVD-Widerstandes im Rhein-Ruhr-Gebiet, an ihre Eltern:

„Mein Weihnachten ist einsam und arm; – aber deshalb bin ich nicht verzagt – im Gegenteil! Hell und freudig sehe ich trotz allem Schweren der Zukunft entgegen!“

Zu dieser Zeit hatte sie illegale Verbindungen nach Meiderich geknüpft⁸⁹ und flammende Aufrufe gegen Hitlers Kriegsvorbereitungen verfasst. Doch wenig später ging die Meidericher Jugend-Widerstandsgruppe „hoch“.⁹⁰ Die jungen Meidericher „wanderten“ zum Teile für viele Jahre ins Zuchthaus und ins KZ. Berta Karg selbst bekam 15 Jahre Zuchthaus.⁹¹

Luise R.: „Der beste Traum“

Mut machten – noch Jahre nach der „Machtergreifung“ – die „Beispiele offerbereiter Solidarität“ und die Stimmung in breiten Kreisen der Arbeiterbevölkerung. Luise Romstedt schrieb im Sommer 1936 aus Hamborn an eine Freundin:⁹²

„Alles ist unzufrieden, es wird auch viel gemurrt, aber offen seine Meinung sagen wagt selten jemand, und wenn, dann nur verblümt. Es ist wie ein Brand, der unter der Asche glüht. Wann kommt der Windhauch, der die Flamme hoch aufglühen läßt? ... Sonst ist die Stimmung so, daß es alles andere darstellt als Volksgemeinschaft. Für eine Mark Mehrverdienst verrät einer den anderen. Noch nie ist eine solche Gemeinheit und Lumpigkeit so offen zutage getreten wie jetzt. Andererseits haben wir auch die herrlichsten Beispiele opferbereiter – Solidarität. Es wird höchste Zeit, daß ein Sturmwind kommt und allen Unrat wegfegt.“

Solidarität und Optimismus erleichterten es den Gefangenen, die Haftjahre in den Frauenzuchthäusern durchzustehen.

Jeanette Wolff (1888-1976), engagierte SPD-Frauenrechtlerin, zählt zu den „großen jüdischen Frauengestalten dieses Jahrhunderts, (sie war) eine kämpferische Natur, die den Menschen liebte, sich für den Menschen einsetzte“.⁹³

Mit viel Phantasie und Courage bekämpfte sie den aufkommenden Nationalsozialismus.

Nach der Reichstagswahl vom März 1933 wurde sie von SA-Leuten gefoltert, in Dinslaken öffentlich durch die Straßen getrieben und zur Polizeihaft nach Duisburg geführt (15. März 1933):

„Frau Wolf ist Mitglied und Agitatorin der SPD und hat sich besonders für die Herstellung der Einheitsfront SPD-KPD eingesetzt.“⁹⁴

Über zwei Jahre blieb sie im Hamborner Gerichtsgefängnis eingeschlossen. Der Gefängnisdirektor rettete sie vor weiterer Verschleppung oder dem Tod durch Erschießen. Direktor Bergmann hatte Jeanette Wolff für tot erklären lassen, als Nazis sie abholen wollten. Er ließ der „Schutzhaft“-Gefangenen eine gut ausgestattete Wöchnerinnenzelle zuweisen. Inhaftierte Prostituierte, die größeren Freiraum hatten als die „Kriminellen“, halfen Jeanette Wolff die lange Haftzeit in Hamborn gesund zu überstehen. Sie hatten nicht vergessen, dass die prominente Sozialdemokratin sich in ihrer politischen Tätigkeit für verelendete und diskriminierte Frauen eingesetzt hatte.⁹⁵ In der Strafanstalt Aichach / Bayern waren rund tausend Frauen eingesperrt. Zellen und Säle waren überbelegt. Maria Mester lag mit 27 Frauen in einem Saal zusam-

men. „Fürchterliche Enge“ herrschte, Hunger, Kälte, Schmutz. Doch ertrug Maria Mester die Jahre der Gefangenschaft „mit beispielloser Standhaftigkeit, ohne Jammern und Klagen“, getragen von der „Solidarität ihrer Mithäftlinge“ und ihrer Zukunftsvision. Für ihre Genossin Fanny, die in der Zelle ein Kind namens Dorette geboren hatte, schrieb sie folgende Verse:

„In Aichach im Zuchthaus kam ein Kind zur Welt, Dorette die junge Mutter es nennt, ... Mein Kind – einst wirst Du verstehn Warum Deine Mutter im Zuchthaus war, Warum Deine Mutter Dich im Zuchthaus gebar. Weil sie gekämpft für Freiheit und Recht Für ein zukünftiges freies Geschlecht ...“

Im Frauenzuchthaus Cottbus verfasste Luise Romstedt Verse für ihre Söhne. Als „Goethedichte“ gingen sie unanbestandet durch die Zensur. Die letzte Strophe eines Frühlingsgedichtes lautet:

„Menschenkind, auch Deine Qual, Deine Fesseln werden fallen, Jauchzend werden überall, Helle Freudenlieder schallen.“

Ihre Zellenkameradin war Hanna Melzer, im Ruhrgebiet als „eiserne Johanna“ bekannt. Ihr widmete sie Gedichte. Zu ihrem Geburtstag am 7. August 1942 dichtete Luise Romstedt:

„... Ich sinne nach über Weh und Leid, Das heute über die Erde reitet, Und träume von der kommenden Zeit, Wenn Frieden sich über die Völker breitet. ... für alle hat die Erde Raum für alle Nahrung, Brot die Fülle! Das war von jeher der beste Traum im Lebenskampf, wie in des Denkens Stille ...“⁹⁶

Mia F.: „Das hat uns Mut gegeben“

Träume allein reichten nicht, um im Frauenkonzentrationslager zu überleben. Schon im Duisburger Polizeigefängnis erfuhren die Frauen, an sorgfältige Körperpflege gewöhnt, miserable sanitäre Bedingungen. Ihre Kleidung mussten sie zum Beispiel auf einer Toilette waschen. Schlimmeres erwartete die Gefangenen im KZ.

Nach monatelanger „Schutzhaft“ im Polizeipräsidium und im KZ Brauweiler wurden Gerda Voss⁹⁷ und Mia Fackin⁹⁸ nach Moringen deportiert. Dort (am Solling/Niedersachsen) befand sich das erste zentrale Frauenkonzentrationslager Hitlersdeutschlands.⁹⁹ Mia Fackin berichtete:

„In Brauweiler, da ging's noch. Wir Duisburgerinnen waren ein eingeschworenes Zimmerteam. Wir hatten einen guten Zusammenhalt, und wir jüngeren Frauen haben viel gemeinsam unternommen und gelacht. Nur Amalie Volkmar, eine ältere Kameradin aus Wedau, die konnte den Schmutz und die Enge kaum ertragen ... Die Gerda (Voss, d.Vf.) hat sehr, sehr gelitten unter den schlimmen hygienischen Verhältnissen im KZ Moringen. Gerda war sehr sensibel und fast immer krank. Ich persönlich habe die KZ-Haft ganz gut durchgestanden. Mit anderen gefangenen Frauen hab' ich auf dem Dachboden des KZ Massagen und Gymnastik gemacht. Das hat uns Mut gegeben und Kraft, das Lager gesund zu überstehen.“

Die Frauen bildeten ein geheimes Lagerkomitee, das Überlebensstrategien entwickelte. Mia Fackin nutzte ihre Talente und Kenntnisse, um die oft verzweifelten

Mitgefangenen wieder aufzurichten. Ihr rheinisches Temperament und fröhliches Naturell, ihr Gemeinsinn und Lebensmut kamen ihr dabei zugute. Von Beruf war sie Putzmakerin und – in den Krisenjahren 1930 bis 1932 – Zeitungsausträgerin der KPD („NAZ“). Sie wollte Tänzerin und Schauspielerin werden. Stets hatte sie sich in der Freizeit weitergebildet: an der VHS Duisburg bei ihrer jüdischen Lehrerin und Freundin Lisa Jacobs (rhythmische Gymnastik), bei den „Roten Fanfaren Duisburg“ (Musik und Theater), bei der „ISO“, dem „Internationalen Sozialistischen Orden“ (Rezitationen und Bewegungstänze), im „Aufbruchkreis“ (Bildungsabend und Schulungen).

„Putzmunter“ überstand Mia Fackin die Lagerhaft – „trotz eines Magenleidens“. Sie hatte die Kraft, nach der KZ-Haft wieder gegen den Nationalsozialismus zu agitieren. Ende November 1934 wurde sie erneut inhaftiert („wegen kommunistischer Umtriebe“: „Kuriere Dienste“ und „politische Versammlungen“ in ihrer Wohnung). Gerda Voss wurde 1936 ins KZ Moringen zurückgeschickt: Sie hatte unter anderem mit jüdischen KZ-Häftlingen und Emigranten korrespondiert und Pakete und Post an politische Gefangene geschickt. In ihrer

Wohnung in Duissern beschlagnahmte die Gestapo zahlreiche Briefe, die gefangene Frauen aus den Haftanstalten und Lagern des „Dritten Reiches“ an Gerda Voss geschrieben hatten. Einige Briefe kamen aus dem KZ Moringen.¹⁰⁰ Um weiterer KZ-Haft, der „strengen Polizeiaufsicht“ und Meldepflicht zu entkommen, heiratete „die KZ'lerin“ 1937 pro forma einen Künstler aus Hochfeld, der in Berlin lebte. Die unter dem Zwang der Verhältnisse geschlossene Zweck-ehe scheiterte.¹⁰¹

Im Krieg verschlimmerten sich die Bedingungen in den Frauenkonzentrationslagern. Gertrud Lemnitz kam als „Politische“ ins KZ Ravensbrück. Als „Lagerläuferin“ und Schreibhilfe („Büroarbeit hatte ich ja bei der Unterbezirksarbeit der KPD in Duisburg gelernt.“) gewann sie einen Überblick über das Geschehen im Lager:¹⁰²

„Schlimm war das viele Appell-Stehen und das schlechte Essen ... Wir lebten in ständiger Angst. Auch vor Krankheiten herrschte große Furcht. Die hygienischen Verhältnisse waren ja ganz schlimm. (Die gefangenen Frauen) schliefen sehr eng zusammengepfercht. Sie lagen manchmal bis zum Morgen mit Menschen zusam-

men, die gestorben waren. Es gab viel Typhus im Lager ...“

Am schlimmsten erschienen ihr jedoch das tägliche Sterben und die Brutalitäten der SS-Wachmannschaften (Prügelbock, Morde, „Abholungen“ bei „Nacht und Nebel“ etc.):

„Manches konnten wir auch verhindern oder in eigene Hände nehmen, wir waren ja organisiert. Gefährdeten Häftlingen gaben wir manchmal eine andere Identität. Sie bekamen die Nummern von gerade Verstorbenen. So konnten wir einige retten.“

Wie die Kommunistin Gertrud Lemnitz hat ihre Genossin Helene Schwesig aus Neudorf das KZ Ravensbrück mit Hilfe der geheimen Lagerorganisation überlebt. Sie hatte schon über vier Jahre Zuchthaus in Aichach und KZ-Haft in Lichtenburg hinter sich, als sie nach Ravensbrück verschickt wurde.

„Das war“, berichtete sie,¹⁰³ „am 21. August 1942. Eine Freundin, die sehr kräftig war, sagte noch zu mir: 'Du mit Deiner zarten Konstitution, Du wirst diese Tortur im KZ nicht überstehen'. Die Freundin ist elend zugrunde gegangen. Ich hab's überstanden ...

Überlebt habe ich auch dank unserer illegalen Lagergemeinschaft. Wir haben auch in Ravensbrück Radio BBC abgehört, zusammen mit einer Kameradin von der SPD ...“

Einige „Ravensbrückerinnen“ organisierten zudem politische Schulungen und Bildungsveranstaltungen. Innsgeheim, in den Häftlingsbaracken ...

Ottilie S.: „Gehilfin des Mannes“?

Die NS-Verfolgerinstanzen pflegten die Frauen des Widerstands als Anhängsel ihrer Ehemänner zu betrachten. Unter „Festnahmen“ meldete die Duisburger Gestapo 1935 u.a.:¹⁰⁴ *„Ehefrau Adam Gewehr, Amalie (...) Hamborn, Ehefrau Josef Barlogie, Frieda (...) Duisburg-Meiderich, Ehefrau Valentin Matysiak, Emilie (...) Hamborn“.* In einer Anklageschrift werden „Hochverräterinnen“ aus Hamborn, Meiderich und Laar wie folgt aufgelistet:¹⁰⁵ *„die Frau Philipp Roth, Anna ..., die Frau Arthur Bilke, Margarethe ..., die Ehefrau Eberhard Oehlandt, Wilhelmine ..., die Ehefrau Paul Salemka, Meta ...“.*

Dabei lässt schon das Strafmaß für Meta Salemka (3½ Jahre Zuchthaus) erkennen, wie aktiv sie im Untergrund gewesen war. Ihren Entschluss, am Widerstand teilzunehmen, fasste sie allein: Ihr Mann war schon früh ins Exil geflohen.

Bei der Duisburger Gestapo mussten Nazigegegnerinnen häufig sexistische Beschimpfungen erdulden. Die 20-jährige „sehr hübsche“ Olga Gorschlüter aus Hamborn wurde wie folgt charakterisiert:¹⁰⁶

„Sie galt als mannstoll und hatte verschiedene Liebschaften mit jungen Männern. Auf Grund ihrer sexuellen Veranlagung zeigte sie sich jungen Männern, die ihr gefielen, auch in politischer Hinsicht sehr gefügig. Bei ihrer Festnahme war (sie) noch ledig, war aber von ihrem Bräutigam bereits geschwängert.“

Ihr Widerstand wurde so als Ausdruck sexueller Gier und weiblicher Verführbarkeit diffamiert. Tatsache aber war: Olga Gorschlüter und ihre GenossInnen hatten zwecks Tarnung Liebespärchen gemimt.¹⁰⁷ Das Kind, das die „Staatsfeindin“ im Leibe trug, stammte von dem Mann, den sie nach der Haft heiratete. Ihr Kind kam Ende 1936 in der Gefängniszelle als Frühgeburt zur Welt. Es starb – geschwächt

und unterentwickelt – an den Folgen der Konspiration, der Folterungen und der Haftbedingungen, welche die Mutter zuvor auszuhalten hatte.

Die Verfolgersprache verrät Geringschätzung gegenüber Frauen, die Widerstand leisteten. Die nationalsozialistische Auffassung von der Frau „als Magd des Mannes“ konnte jedoch von Nutzen sein, wie es der Bericht von Hans Schmitz aus Meiderich verdeutlicht:¹⁰⁸

„Wir hatten einen Illegalen, der gesucht wurde, beherbergt, der wurde auf der Flucht erwischt und (nach Folterungen) da hat er uns auch angegeben ... Ich bin morgens verhaftet worden und Ottilie mittags. Ende September 1934 sind wir in Untersuchungshaft gekommen und im Mai '35 kam das Urteil. Ottilie wurde freigesprochen, weil ich gesagt habe, ich habe meine Frau gezwungen, das zu tun. Nach dem Gesetz war ja die Frau verpflichtet, das zu tun, was der Mann verlangte („Schlüsselgewalt“!). ... Wenn die gewußt hätten, was Ottilie alles gemacht hat, dann wäre die doppelt so viel bestraft worden wie ich ... Ottilie wurde wegen Mangels an Beweisen freigesprochen, damit sie ihr nichts zu zahlen brauchten wegen der langen Untersuchungshaft. Ottilie mußte

dann sogar noch die Prozeßkosten bezahlen. Sie haben die Möbel gepfändet.“ Allerdings: Auch in der traditionellen Arbeiterbewegung war der Status der Frau gering. Sie galt als „Gehilfin des Mannes“.¹⁰⁹ Nur selten hatten Frauen vor 1933 leitende Funktionen in den Organisationen der Arbeiterschaft innegehabt. Im Partei- und Gewerkschaftsapparat waren sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, unterrepräsentiert und unterprivilegiert. Bestenfalls konnten die Frauen Führungspositionen in Wohlfahrtsorganisationen einnehmen (AWO, Arbeitersamariterbund, Rote Hilfe, IAH ...). In der Partei blieb den Frauen „Helferinnen“ in der Regel die unbequeme Kleinarbeit als Kassiererinnen, oder sie wirkten als Referentinnen für Schul- und Frauenfragen. Die sehr aktive Mia Fackin („KPD Nr. 262387“) war zum Beispiel Mitglied der „Roten Hilfe“ („Nr. 418086“) sowie „U.B.-Kassiererin des Roten Frauen- und Mädchenbundes“ und der „Straßenzelle B“ in Duissern. Ende 1932 konstatierte die BL.Ruhrgebiet der KPD selbstkritisch *„eine Unterschätzung der Bedeutung der Frau“* sowie *„eine Unterschätzung der Frauenarbeit durch die Genossen“*.¹¹⁰

^{104, 105, 106, 107, 108, 109, 110} Siehe Anmerkungen ab Seite 147

Berta N.: „Kassiber über Holland nach Rußland (geleitet)“

Auch im Widerstand gegen Hitler fungierten Frauen vornehmlich als „Helferinnen“ – als Schreibhilfen, Kassiererinnen, Kurierinnen, Quartiergeberinnen, Fluchthelferinnen, Spendensammlerinnen, Grenzgängerinnen – oder als „Unterstützerinnen ihrer Männer“.¹¹¹

Anna Ungerer und Lene Schwesig aus Neudorf arbeiteten bis 1933 als kaufmännische Angestellte im jüdischen Kaufhaus „Alsberg“. Sie agitierten dort als Mitglieder einer „roten Betriebszelle“. In der Illegalität wirkte Änne Ungerer als Unterkassiererin der verbotenen KPD (Ortsgruppe Neudorf/Duisern), ihre Freundin Lene Schwesig als „Bezirks- und Unterbezirkskassiererin“. Im Gestapoverhör verweigerten sie jegliche Aussage: Auch wenn sie zehn Jahre Zuchthaus bekämen, würden sie ihre Genossen nicht verraten.¹¹²

Die arbeitslose Textilarbeiterin Emma Hüttenhoff war in der „legalen Zeit“ Kassiererin im Arbeitersamariterbund gewesen, nach 1933 kassierte sie die Mitglieder der illegalen KPD-Zelle Großenbaum. Im Verfahren gegen „Jandt und Gen.“ saß

die damals 49jährige als einzige Frau auf der Anklagebank – neben 41 Männern. Sie wurde mit Gefängnis bestraft.¹¹³ Auch unter den 46 Angeklagten im „Duisburger Anarchistenprozess“ 1938 war nur eine einzige „Hochverräterin“; da ihr „nur Hilfsdienste“ nachzuweisen waren, kam sie mit einer recht milden Strafe davon.¹¹⁴

Das Kassieren galt im Nationalsozialismus als „hochverräterisches Unternehmen“, diente es doch dazu, die Geheimorganisation zusammenzuhalten. Lene Schwesig zum Beispiel wurde für ihre Kassierer-Tätigkeit mit 4½ Jahren Zuchthaus bestraft.¹¹⁵

Schreibhilfe leistete Käthe Miklowait aus Hochfeld. In einem Schrank versteckt tippte sie auf einer alten Orga-Privat-Schreibmaschine illegale KPD-Flugblätter ab wie den „Roten Förderturm“. Ihr Mann Max brachte die Wachsbögen zur Backstube Krebs, die im Zentrum Duisburgs lag und der illegalen KPD / Ruhrgebiet als Geheimdruckerei und Verteilerzentrum diente.¹¹⁶

Frauen nutzten die ihnen zudiktierte Mutter- und Hausfrauenrolle, um die geheimen Aktivitäten des Widerstands zu unterstützen.

Martha Tappe und Ottilie Schmitz transportierten in Meiderich „hochverräterische“ Schriften, die sie im Kinderwagen oder im Einkaufskorb „unter Kartoffelschalen versteckt“ hatten.¹¹⁷

Nach der Verhaftung ihres später im KZ ermordeten Mannes täuschte Maria Schmidt aus Neuenkamp bei der anschließenden Hausdurchsuchung eine Schwangerschaft vor. Sie verbarg hochbrisantes Agitationsmaterial unter ihrer Kleidung am Bauch und hielt ihr jüngstes Kind, einen Säugling, auf dem Arm.

„Die Gestapoleute“, erinnert sich ihr Sohn,¹¹⁸ „verzichteten auf eine Leibesvisitation, weil ... ihr Körperumfang für sie eine natürliche Ursache hatte.“

Nachts brachte sie das illegale Material zu dem vereinbarten Geheimgetreff, einer einsamen Stelle in den Ruhrwiesen. Dort informierte sie den ebenfalls gefährdeten Genossen Wilhelm Pennekamp (SAP) über die Verhaftungsaktion.

Zahlreiche Duisburger Frauen – wie zum Beispiel Margarethe Panzer aus Duisern¹¹⁹ – arbeiteten insgeheim für die „Rote Hilfe“. Sie sammelten Spendengelder, schickten Briefe und Pakete an politische Emigran-

ten und Häftlinge oder unterstützten deren Angehörige, denen die öffentliche Wohlfahrtshilfe gestrichen worden war. Frauen aus Ruhrort und anderen Stadtteilen organisierten – dank der „Roten Hilfe“ – gemeinsame Fahrten ins Börgermoor, um ihre im KZ gefangenen Männer, Söhne und Brüder zu besuchen.¹²⁰

Groß war die Zahl der Duisburger Frauen, die Fluchthilfe für politisch und rassistisch Verfolgte leisteten. Weil sie häufig gefährdete Freunde in ihrer Wohnung versteckt hatte, wurde zum Beispiel Emilie Matysiak aus Hamborn verhaftet. Auch Hanna Schürg aus Alsum gab Flüchtlingen illegales Quartier und half ihnen, über die Grenze nach Holland zu entkommen.¹²¹

Andere Duisburger Frauen schmuggelten Kassiber mit geheimen Nachrichten in die Haftzellen der politischen Gefangenen oder ins Ausland. Die Gestapo schrieb über Berta Neumann aus Ruhrort, deren Wohnung 1930 bis 1933 als „Meldestelle der Marxistischen Arbeiterschule“ gedient hatte:¹²²

„Als ihr Ehemann s.Z. in Brauweiler in Schutzhaft war, leitete sie von dort Kassiber über Holland nach Russland. Als Mittelsperson

bediente sie sich hierbei einer Ehefrau Persch.“

Die Wohnungen von Gegnerinnen des Nationalsozialismus dienten nicht selten als Tarnadressen für die verschlüsselte Post des Widerstands oder als Anlaufstellen für Auslandskuriere. Als Beispiele seien erwähnt: Maria Gansen (SAP) aus Beeck, Hedwig Langer (SAP) aus Marxloh und Luise Meurs (KPD) aus Hochfeld. Letztere wurde im März 1937 zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt und nach ihrer Haft zusammen mit ihren drei Kindern in die Niederlande ausgewiesen.¹²³ Als „Agent de liaison“ war Grete Rausch aus Beeck im Untergrund unterwegs. Sie hatte, wie die Gestapo ermittelte, „als Verbindungskurierin für die B 1. Ruhrgebiet fungiert“, an überregionalen Treffs, u.a. mit der „B1 KassiererIn „Trude““ (Anna Ungerer) teilgenommen und verschiedene Anlaufstellen in Hamborn aufgebaut. Trotz wochenlanger Folterverhöre blieb die 28Jährige, die als „Dienstmädchen“ gearbeitet hatte, bei ihrer Version:

Es habe sich um Liebesaffären und -treffen gehandelt. Sie wurde in einem ersten Verfahren freigesprochen, später ohne Prozess und Urteil in „Schutzhaft“ genommen. Erst nach Massenver-

haftungen in den Jahren 1936/37 konnte die Gestapo in der „Hochverratsache Margarethe Rausch ... gerichtsverwertbare Beweise“ gegen die Regimegegnerin finden und sie der Justiz übergeben.¹²⁴

Anna P: „Rote Hilfe“ im Exil

Auch in der politischen Emigration wurden den Frauen zumeist nur „Hilfs“-Funktionen übertragen – als Quartiermacherinnen, Botengängerinnen, Schreibhilfen. In der Regel arbeiteten sie für die „Rote Hilfe“, wie zum Beispiel die junge Arbeiterwassersportlerin Ruth Reitemeyer aus Hamborn:¹²⁵

„(Sie) wohnte bei einer holländischen Familie, betreute dort die zwei Kinder und bekam dafür Kost und Logis. Und in ihrer Freizeit arbeitete sie für eine politische Emigrantenorganisation“.

Niederländische Freunde gaben ihr Spenden. Im Duisburger Untergrund tätige JugendgenossInnen besuchten sie und brachten ihr Geld zur Unterstützung politischer Flüchtlinge: „Wir hatten alle Arbeit, und da kam im Nu viel Geld für die Emigranten zusammen.“

Auf Weisung ihrer Partei ging Klara Schmidt ins niederländische Exil und arbeitete dort als Hausangestellte. Für illegal aus Homberg und Rheinhausen angereiste Jugendgenossen, die an einer KJVD-Geheimkonferenz in Amsterdam teilnahmen, besorgte sie falsche Papiere und Privatquartiere. Später pendelte sie als Kurierin zwischen Amsterdam und Duisburg hin und her, um Nachrichten zu übermitteln und Geheimtreffs vorzubereiten. Zur Tarnung arbeitete sie als Serviererin im Duisburger Restaurant „Zur Jagdhütte“.¹²⁶

Gertrud Lemnitz¹²⁷ und Anna Piotrkowski, eine Bürogehilfin aus Rheinhausen,¹²⁸ wirkten beide im Rahmen des KJVD-Widerstandes/Unterbezirk Duisburg. Als ihre Verhaftung drohte, flüchteten sie im Frühjahr 1934 in die Niederlande.

Anna Piotrkowski sammelte in Amsterdam Gelder für die „Rote Hilfe“ und organisierte „Peetschappen“ (Partenschaften) mit niederländischen Familien, um politische Gefangene und ihre Angehörigen in NS-Deutschland zu unterstützen. Ab 1937 war sie Schulungsleiterin eines politischen Emigrantenzirkels, während Gertrud Lemnitz (Deckname: „Irma“) in Rotterdam il-

legal als Schreibhilfe für die Abschnittsleitung West der KPD tätig war.

Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen fielen beide, verraten durch einen Spitzel, in die Hände des SD. Anna Piotrkowski wurde „zur weiteren Vernehmung“ nach Düsseldorf überführt und dort abgeurteilt. Gertrud Lemnitz, vom Volksgerichtshof zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt, wurde in Cottbus eingesperrt und nach Straßburg ins KZ Ravensbrück verschleppt.

Josefine Dogger¹²⁹ aus Neudorf war seit frühester Jugend in der sozialistischen Arbeiterbewegung aktiv und den Nazis als engagierte Gegnerin verhasst.

Sie musste schon 1933 emigrieren. Von den Niederlanden aus hielt sie über Deckadressen bis 1940 die Verbindung zu Duisburger Widerstandskreisen aufrecht, insbesondere zu ihren Familienangehörigen. Unter dem Tarnnamen „Anni“ leistete sie Schreibarbeiten für die Exil-KPD.

Nach dem Einmarsch deutscher Truppen in die Niederlande lebte sie ständig auf der Flucht, unentwegt in Amsterdam das Quartier wechselnd. Sie arbeitete mit der Oranje-Untergrundbe-

^{123, 124, 125, 126, 127, 128, 129} Siehe Anmerkungen ab Seite 147

wegung zusammen. Diese verschaffte ihr einen gefälschten Ausweis „auf den Namen einer verstorbenen Niederländerin“ (Hadde-wina Hendrika Kaljee). Ihre Nachkriegs-Schilderung illustriert, wie bitter diese Jahre des Exils waren: „Ich lebte unangemeldet bei verschiedenen Familien, die mir sehr oft nur notdürftige Unterkunft gewähren konnten. Zum großen Teil waren die Familien auch nicht in der Lage, mir ausreichend zu essen zu geben. Besonders im letzten Kriegsjahr hat sich die Situation für mich zugespitzt, da der überwiegende Teil der Bevölkerung nicht mehr ausreichend mit Lebensmitteln versorgt werden konnte ... Ich selbst habe während der Kriegszeit keine Lebensmittelkarten erhalten. Auch mit dem gefälschten Ausweis war es für mich zu gefährlich, Lebensmittelkarten zu beantragen, da ich nirgendwo gemeldet war ... Die Unterkünfte, die mir gewährt wurden, waren meist sehr primitiv, zum Teil waren es Abstellräume, oder ich mußte mit mehreren Kindern in einem Raum übernachten. Ich mußte sehr häufig mehrere Kilometer von der Unterkunft zu den Leuten, die mir Essen gewährten, gehen.“

In ihrer Erinnerung „ist eine Razzia aus dem Jahre 1944

besonders haften geblieben“:

„Wir haben uns während der Razzia unter dem Fußboden einer Wohnung versteckt. Der Raum hatte eine Höhe von 60-70 cm. Hier haben wir längere Zeit ausharren müssen, bis die größte Gefahr vorüber war. Meine seelische Verfassung war nach diesem Vorfall so schlecht, daß ich sogar bereit war, ins Krankenhaus zu gehen und das Risiko auf mich zu nehmen, entdeckt zu werden.“

Zu dieser Zeit erfuhr sie, dass ihre „Familienangehörigen (in Duisburg-Neudorf, d.Vf.) verhaftet und schweren Mißhandlungen ausgesetzt waren: ... Mein Vater (Anton Stupp) wurde hingerichtet, meine Mutter (Margarethe Stupp) und meine Schwester (Anna Dahm) wurden zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt.“

Wie in den Niederlanden engagierten sich in Belgien, Frankreich etc. aus Duisburg geflüchtete Sozialistinnen für die „Secours Rouge“. Auf der Flucht vor SA und Gestapo rettete sich Ilse Mayer aus Neudorf ins Ausland. In Dudweiler/Saarland, in Straßburg und in Cholet / Frankreich war die Jüdin und Kommunistin, wie Nazispitzel berichteten, „sehr

aktiv für die Rote Hilfe tätig“, ab 1936 insbesondere für die Spaniensolidarität. Nach der Niederlage der Republik und dem Einmarsch deutscher Truppen in Frankreich tauchte sie unter. In Marseille half sie politisch und rassistisch Verfolgten, Schiffspassagen nach Mexiko zu bekommen. Einige Jahre nach der „Occupation“ emigrierte sie selbst über Afrika und Kuba nach Mexiko-Ciudad.¹³⁰

Grete S.: „Ein gefährliches Frauenzimmer“

Anna Schrade aus Meiderich folgte 1936 ihrem Freund Peter Sauter, der Schiffer von Beruf war, auf illegalen Wegen in die Emigration nach Antwerpen.¹³¹ Ihre Aufenthalte in den großen Seehäfen und ihre Fahrten über Kanäle und Flüsse nutzten beide, um über deutsche Waffentransporte aufzuklären und Verfolgte zu retten („Gruppe Seefahrt“). Bei Kriegsausbruch wurde Peter Sauter in St. Cyprien interniert, Anna Schrade im Pyrenäenlager Gurs (Mai 1940-Dezember 1942), wo sie als Krankenpflegerin jüdische und politische Gefangene betreute und bei Fluchtversuchen half. Beide wurden an die Gestapo ausgeliefert und

„per Sammeltransport“ nach Duisburg „überstellt“. Peter Sauter erhielt zehn Jahre Zuchthaus. Anna Schrade wurde nach monatelanger „Schutzhaft“ „mangels Beweisen“ entlassen, jedoch bis Kriegsende streng überwacht, auch auf ihrer Arbeitsstelle als Putzhilfe in der Badeanstalt Ruhrort.

Grete Stoffel, Gerichtsreferendarin am Duisburger Landgericht, flüchtete nach Berufsverbot und ersten Verfolgungen im Sommer 1933 über Frankreich nach England und später in die USA. Nach ihrer Emigration ermittelte die Gestapo Fragmente ihres politischen Lebensweges:¹³²

„Sie war Mitglied der SPD, später der SAP. Außerdem war sie Mitglied der deutschen Friedensgesellschaft und Delegierte der ‚Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit‘. Sie war eine eifrige Propagandistin für die Abschaffung des § 218.“

Nach Einschätzung Duisburger Nazi-Größen war sie „ein gefährliches Frauenzimmer“. Warum? Sie hatte in Duisburg viele jüdische Freunde und bekämpfte leidenschaftlich jegliche Form des Antisemitismus. Eine enge Freundschaft verband sie mit der international be-

kannten Sozialistin Dr. Angelica Balabanoff, die ihr aus Paris Briefe und revolutionäre Gedichte schrieb („... J'ai semé sans attendre la récolte. J'ai aimé, j'ai compris, j'ai poussé à la révolte.“).

Grete Stoffel schrieb Artikel für sozialistische Zeitungen („Volkswacht“, „Pazifist“) und hielt „Radiovorträge für eine proletarische Zuhörerschaft“ (WDR). In ihrer Wohnung fand im Mai 1933 ein erster Geheimtreff der illegalen KPO Ruhrgebiet statt, in dem die Weichen für den Widerstand dieser Organisation gestellt wurden. Grete Stoffel blieb im Exil eine unversöhnliche Gegnerin des Nationalsozialismus. Die SD-Spitzel fanden heraus, dass die Duisburgerin *„sich im Auslande im sozialistisch-pazifistischen Sinne gegen Deutschland betätigt“*.

Ilse S.: „Das waren schlimme Zeiten!“

Die Verfolgungsschicksale Duisburger Frauen spiegeln nur unvollständig wider, wie isoliert und letztendlich erfolglos ihr Widerstand gewesen ist.

Die „Armee“ der deutschen „Gretchen“¹³³ akzeptierte,

auch in Duisburg, die den Frauen aufoktroierte Hausfrauen- und Mutterschaftsideologie des Nationalsozialismus. Sie nahm die NS-Gewaltherrschaft schweigend hin, begrüßte ihn mit Fanatismus oder unterstützte ihn aktiv (z.B. durch Spenden-sammlungen für die NSV oder fürs Winterhilfswerk). Die politische Entrechtung der Frau, die Verschärfung des Abtreibungsparagraphen, der „Geburtenkrieg“ wurden nicht in Frage gestellt.

Mädchen und Frauen betätigten sich, oft begeistert, beim BDM oder im Arbeitsdienst. Damit halfen sie, durch unbezahlte Pflicht- und Hausarbeit oder, im Krieg, durch schlecht entlohnte Erwerbstätigkeit das NS-System auch ökonomisch zu stabilisieren.

Andererseits gab es zahlreiche Frauen, die mit dem Widerstand sympathisierten oder als frühere KPD- und SPD-Anhängerinnen potentielle NS-Gegnerinnen waren. Nach dem Regierungsantritt Hitlers blieben die meisten von ihnen passiv. Was war geschehen? Der „Terror der ersten Stunde“, der sofort nach dem 30. Januar 1933 einsetzte, schüchterte ein.

„Die Tage des Februars '33“, so ein Duisburger Zeitzeu-

ge,¹³⁴ *„waren angefüllt von Terrorakten der Nazis. SA und SS wurden zu Hilfspolizisten ernannt, sie wurden bewaffnet und versuchten jetzt immer häufiger in die Arbeiterviertel unserer Stadt einzudringen.“*

SA- und SS-Trupps gingen mit großer Brutalität auch gegen Frauen vor. Unmittelbar nach der „Machtergreifung“ wurden zwei Duisburger Arbeiterinnen auf offener Straße am helllichten Tag erschossen: Katharina Sennholz aus Hochfeld (1. Februar 1933) und Wilhelmine Struth aus Wanheimerort (2. Februar 1933). Sie waren die ersten NS-Mordopfer des Ruhrgebiets.¹³⁵ Ihre Ermordung war kein Zufall. Beide waren bekannt als Aktivistinnen der Arbeiterbewegung. Wilhelmine Struth zum Beispiel war in ihrem Stadtteil KPD-Kassiererin und Leiterin einer Frauen-Betriebszelle.

Zwar folgten – in dieser Zeit der „Halblegalität“ – Proteststreiks, Großkundgebungen und Demonstrationen, unter anderem anlässlich der Beerdigung der zahlreichen Naziopfer. Sie weckten, in Erinnerung an die Märzkämpfe 1920, Hoffnungen auf Arbeitereinheit und revolutionäre Gegenwehr. Sie erwiesen sich als illusionär, schon nach dem Reichstagsbrand, der Reichstags-

wahl vom März 1933 („Terrorwahlen“) und dem sich weiter steigenden NS-Terror.

Die Schilderung der Duisburger Bergarbeiterfrau Maria Brachaz spiegelt die Aufgeregtheit und Enttäuschung jener Tage wider:¹³⁶

„1933 die Wahlen, natürlich war alles unruhig, hat draußen gesessen, hatte ja nun nicht jeder'n Radio. Und diejenigen, welche eins hatten – da war alles wie Tauben außen, das stand im Fenster, und jeder hat nu gehört bis in die Nacht hinein, man kann bald sagen, bis in die frühen Morgenstunden. Nun ja, und dann wars natürlich geschehen: sie ham die Mehrheit. Wat kommt jetzt?“

... Da hatten wir schon'n paar Mark anne Seite, für Notgroschen, da kam'n Nachbar zu mir, da gings um den Zusammenschluß KPD/SPD, vor der Machtübernahme. Sagt er: 'Wir werden uns'n bißchen Mehl und Grieß, 'n paar Pfund holen für die Kinder, denn es wird wahrscheinlich zur Arbeitsniederlegung kommen.' Naja, wir ham uns für dat letzte Geld Mehl und Grieß geholt, daß die Kinder nun in der Zeit was zu essen haben. Aber was nicht kam, war der Zusammenschluß KPD/SPD. Und die National-

^{133, 134, 135, 136} Siehe Anmerkungen ab Seite 147

sozialistische Partei, die stand oben an.“

Vornehmlich waren es die Frauen und Kinder, die im Frühjahr/Sommer 1933 den Terror der Razzien und Haussuchungen erlebten. Während die Männer oft unterwegs waren – „auf Arbeit, an Stempelstellen und Straßenecken oder im Untergrund, untergetaucht“¹³⁷ – mussten sie hilflos zusehen, wie ihr Heim „durchwühlt und zerstört“ wurde. „Das waren schlimme Zeiten“, erinnerte sich die Bergarbeiterfrau Ilse Spindler aus Neumühl,¹³⁸ „Tag und Nacht kamen sie und schossen uns durch die Fenster in die Wohnung. Alles war zerschossen, der Schrank, der Spiegel, der Tisch, alles. Das sah aus wie nach einem Bombenangriff. SA-Leute kamen in die Wohnung. Ich seh’ sie noch vor mir, wie sie Bücher, Papiere, Zeitungen, alles in den Ofen steckten und anzündeten. Mutter wurde verhaftet, ich wurde verhaftet ...“

Ihre Mutter Ida Bachmann zählte zu den ersten Frauen, die in „Schutzhaft“¹³⁹ genommen wurden.

Sie war in Hamborn sehr bekannt, „hatte schon (in der Kaiserzeit) als Zwölfjährige Flugblätter gegen Aufrüstung und Krieg verteilt“.

Ihre Popularität brachte sie als erste Bergmannsfrau 1926 ins Hamburger Stadtparlament. Sie blieb KPD-Stadtverordnete bis 1932 und war, auch durch ihre radikalen antifaschistischen Aktivitäten, bei den Nationalsozialisten verhasst.

Ihre politische Freundin Pauline Kuhl, bis Dezember 1932 ebenfalls Duisburger KPD-Stadtverordnete, wurde schon am 16. April 1933 „in Schutzhaft“ geführt – nach einer Haussuchung bei ihrer Schwester Käthe Meyer auf der Charlottenstraße 21. Vor Gericht wurde sie freigesprochen.¹⁴⁰

Dagegen wurde die 19jährige Kontoristin Luise Kyling (geb. 1913 in Duisburg) „durch Urteil des Reichsgerichts vom 7.3.1933 ... wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu 1 Jahr und 4 Monaten Gefängnis verurteilt“.¹⁴¹ Sie hatte sich schon am Ende der Weimarer Republik in sehr militanter Weise an Aktionen gegen die Nationalsozialisten beteiligt.

Die Verfolgungen und das NS-Bespitzelungssystem brachten viele Frauen dazu, sich ins Privatleben zurückziehen. Hinzu kam: Die NS-Propaganda und die Augenblickserfolge der Hitlerregierung lähmten den Widerstandswillen.

Käthe W.: „Abhören eines Feindsenders“

Auch wenn zahlreiche Frauen, die den Nationalsozialismus ablehnten, politisch abseits standen: Im Alltag des Nationalsozialismus existierte eine breite Palette „typisch weiblicher“

Widerständigkeits- und Verweigerungsformen, die aus dem Raster des vom Regime vorgezeichneten Frauenbildes und der Volksgemeinschaftsideologie herausfielen.

Nicht wenige Frauen praktizierten „frauenspezifische Widerstandsformen“, „die sich in ihren Alltag integrieren ließen, sich aus ihm bestimmten“.¹⁴²

In den Verfolgerakten erscheinen diese „Delikte“, soweit sie erfasst wurden, zumeist als „Vergehen gegen das Heimtückegesetz“. Sie häuften sich in den Kriegsjahren. Bombenterror, Todesmeldungen von der Front und Versorgungsmangel steigerten die Bereitschaft zahlreicher Frauen, sich dem NS-Staat zu verweigern.

Lydia Tamaschke aus Hamborn wurde aus persönlichen Motiven zur Regimegegnerin. Ihr Mann, Opfer der Arbeitshetze in den Rüstungsbetrieben, verunglückte tödlich auf der Thyssen-Kokerei 4/8, ihr Sohn „fiel“

an der Ostfront. Sie verweigerte das Mutterkreuz, zahlte keine Beiträge bei NS-Spendensammlungen, half Kriegsgefangenen, hörte regelmäßig verbotene ausländische Sender ab und gab ihrer Empörung in der Nachbarschaft öffentlich Ausdruck:

„Ich hab’ Glück gehabt“, sagte sie,¹⁴³ „wenn ich hier falsche Leute um mich gehabt hätte, hätten die mich geholt.“

Sie wohnte im „Dichterviertel“, einer Hamborner Zechensiedlung und ehemaligen KPD-Hochburg, deren BewohnerInnen weitgehend resistent gegen den Nationalsozialismus geblieben waren.

Martha Müller aus Laar war „als Mädchen beim BDM gewesen“ und hatte „den Führerstaat bejaht“.¹⁴⁴ Vor dem Krieg lernte sie ehemalige KZ-ler aus Ruhrort und Beeckerwerth kennen. Ihre Berichte, so Martha Müller, hätten ihr „einen Schock versetzt“. Fortan boykottierte sie NS-Versammlungen, unterstützte insgeheim den Widerstand und hörte – zusammen mit ihrer Mutter – „ausländische Sender“ („zum Beispiel den Engländer, 9 Uhr abends: ‘Germany is calling’“). In der Verwandtschaft und im Freundeskreis trat sie der NS-Lügenpropa-

ganda entgegen: „Das war nicht so. Ich hab' das so und so gehört ...“

Maria Brachaz war zunächst beeindruckt vom Rückgang der Arbeitslosigkeit und den KdF-Reisen.¹⁴⁵ Den KPD-Flugschriften, die den KZ-Terror und die Kriegsvorbereitungen Hitlers aufdeckten, hatte sie nicht glauben wollen. „Wat soll die Hetze?“, hatte sie gefragt. Erst die Juden-deportationen hätten ihr die Augen geöffnet: „Es war so bedrückend!

Beschämend direkt!“ Ihren Volksempfänger nutzte sie, zusammen mit einer Nachbarin, um verbotene „Feindsender“ zu hören: „Dann ham wir Frauen ... uns am Apparat gesetzt und ham gekurbelt. Ja, wir waren natürlich schockiert. Da war ja schon der Krieg.“

Der „Feindrundfunk“ wandte sich „zwecks Zersetzung der Heimatfront“ gezielt an Frauen. Appelliert wurde an die „Hausfrauen und Mütter“, zum Beispiel die Spendensammlungen für das WHW (Winterhilfswerk) zu boykottieren: Derartige Geldopfer würden nur den Krieg verlängern. Nicht wenige Frauen, auch in Duisburg, befolgten diese Appelle.¹⁴⁶ Die Frauen bildeten zum Teil Abhör- und Debatiergruppen, die das im Rundfunk Gehörte per Mundpropaganda weiterga-

ben. Im Juni 1942 meldete die GESTAPO Berlin:¹⁴⁷ „So werden die Frauen nach Möglichkeit in diese Propaganda eingeschaltet, die bei dem Anstehen nach Lebensmitteln und Verbrauchsgütern die beste Gelegenheit haben, die Stimmung in der Bevölkerung zu erkunden, die Ansatzpunkte für eine staatsfeindliche Propaganda zu finden und damit die Unzufriedenheit auf eine politische Plattform zu bringen.“

Ausländische Sender riefen die „Soldatenfrauen“ auf, ihre Männer und Söhne nicht an die Front zu lassen, sie zu verstecken oder zur Desertion zu überreden. Den „Schwarzhörern“, zumal wenn sie Antikriegs-Agitation betrieben, drohten schwere Strafen. „Wehrkraftzersetzende“ Äußerungen brachten der Sozialdemokratin Erna Möhlendick aus Homberg den Tod. Sie hatte gesagt, „wenn ihr Mann nach Rußland käme, müßte er sein Gewehr wegwerfen und sich für tot stellen. Wenn jeder Soldat so handeln würde, würde schnell der Krieg zu Ende sein“. Die 40-jährige Arbeiterfrau, Mutter von vier Töchtern, wurde vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am 8. Dezember 1944 in Berlin-Plötzensee mit dem Fallbeil hingerichtet.¹⁴⁸

Ein Duisburger Sondergericht verurteilte 1942 Hanna Mourek aus Beeckerwerth dagegen „nur“ zu einer längeren Haftstrafe: Sie habe „die deutsche Wehrmacht verunglimpft“. Das Gericht konstatierte „eine offensichtliche Gegnerschaft gegen den vom Deutschen Volk geführten Krieg“.¹⁴⁹ Auch Käthe Wilfert aus Neudorf stand vor einem Duisburger Sondergericht: „Wegen fortgesetzten Abhörens eines Feindsenders“. Das Urteil am 18. September 1944: 18 Monate Zuchthaus.¹⁵⁰ Die Bergarbeiterfrau hatte Radio Moskau gehört, dort genannte Namen und Heimatadressen von deutschen Kriegsgefangenen aufgeschrieben und an deren Angehörige Briefe verschickt:

„Ich kann Ihnen nur die freudige Mitteilung machen, daß ihr Sohn (Mann) sich wohlauf in russischer Kriegsgefangenschaft befindet und Sie grüssen läßt ... Für ihn ist wenigstens der Krieg aus, und ich freue mich, einen Menschen glücklich gemacht zu haben...“

Lene Schwesig und Grete Lotz aus Neudorf hatten Ostern 1941 im Freundeskreis BBC gehört.

„Wir haben uns“, so Lene Schwesig,¹⁵¹ „auf Mundpropaganda beschränkt. Die

Informationen haben wir uns durch die verbotenen Sender geholt. So waren wir immer bestens informiert und konnten andere Menschen, oft mit versteckten Andeutungen, informieren und aufklären. Der englische Sender, der hat mir beinahe dann das Genick gebrochen.“

Mit ihren „Kumpels“ kam sie vor ein Sondergericht. Nach Folterungen beging eine ihrer mitangeklagten Freunde in der Zelle Selbstmord, ihre Freunde Anneliese und Andreas H. wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet. Die Näherin Grete Lotz wurde lange inhaftiert, jedoch freigesprochen, da sie politisch nicht vorbestraft war und ihre Freunde sie entlasteten. Festgestellt wurde nur:¹⁵²

„(Sie) unterhält Verbindungen zu Frauen, die sich früher politisch zum Nachteil des Staates betätigt haben.“

Lene Schwesig dagegen wurde mit ihrer Düsseldorfer Freundin Cilly Helten, die später auch in Neudorf wohnte, ins KZ Ravensbrück verschickt.

Zu vermuten ist, dass eine kurzzeitige Arbeitsniederlegung in Rheinhausen am 16. August 1943¹⁵³ durch das Abhören ausländischer Sender mit ausgelöst wurde. Der „Feindrundfunk“ for-

^{145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152} Siehe Anmerkungen ab Seite 147

derte immer wieder die Belegschaften der deutschen Rüstungsbetriebe zu Sabotage, Streiks und Arbeitsverweigerung auf. Als in der Kleiseisenzeugfabrik der Friedrich-Alfred-Hütte ein spontaner Kurzstreik ausbrach, beteiligten sich auch die im Betrieb beschäftigten Frauen. Auslöser der „Meuterei“ (Arbeitsverweigerung und Protestversammlung) war der Einsatz von Zeitnehmern, der die Akkordhetze zu steigern drohte. Die Arbeiterinnen jedoch wandten sich gegen die ungleichen Lohnzahlungen (bei gleicher Arbeit nur 80% der Männerlöhne). Laut Bericht der Werksleitung bekundeten die Frauen ihre Empörung durch Heben der Fäuste. Mit dieser symbolischen Geste und ihrer Forderung („Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“) stellten sich die Streikenden bewusst in die Tradition der sozialistischen Frauenbewegung. Das Risiko war groß. Auf der Belegschaftsversammlung hatte der Betriebsobmann gedroht: *„Laut Befehl des Führers wird derjenige, der die Arbeit niederlegt, streikt oder meutert, mit dem Tode bestraft.“* Zwar wurde von so drakonischen Strafen abgesehen, da die Protestaktion von kurzer Dauer war. Doch wurden drei „Rädelführer“ staatspolizeilich verfolgt.

Anneliese G.: „Verbotener Umgang“

In Duisburg wie anderswo waren es vornehmlich Frauen, die den rassistisch Verfolgten und Verschleppten halfen.

Martha Zenker kam im Frühsommer 1942 mehrmals zur Meidericher „Judenburg“. Hier warteten, zusammengepfercht in einem ehemaligen Kaufhaus, die letzten jüdischen Gemeindeglieder auf ihre Deportation.

Trotz Besuchsverbots und Bedrohungen durch SS-Männer ging Martha Zenker immer wieder in das Ghettohaus hinein und tröstete die Verzweifelten. Einen Bombenangriff auf Meiderich nutzte sie, um auch die letzte Nacht vor der Abholung mit den verstörten Menschen zu verbringen und ihnen beim Packen zu helfen.¹⁵⁴

Eine sozialdemokratische Familie aus Bissingheim rettete die Jüdin Cläre Mies vor der Deportation:

„Trotz aller Gefahren, die der Familie Steinfals drohten, erklärten die hochherzigen Menschen mir, solange sie ein Dach über dem Kopf und zu essen hätten, könnte ich bei ihnen bleiben.“

Als „Tante Else aus Magdeburg“ getarnt, überlebte Cläre Mies die letzten Kriegsmonate, die meiste Zeit im Keller versteckt. Besonderen Anteil an der Rettungsaktion hatten die Frauen der Familie Steinfals.¹⁵⁵

Meist waren es Frauen, die Zwangsarbeitern halfen. Sie gaben den hungernden, zerkümmerten Menschen Brot und Kleidungsstücke.¹⁵⁶

Dabei war jeder Kontakt mit den „Fremdvölkischen“ bei Strafe untersagt, jede Form der humanitären Hilfe verboten. Öffentliche Ächtung drohte zudem dem, der die „Rassegesetze“ nicht beachtete. Zwei „deutschblütige“ Frauen, die sich auf einer Duisburger Straße von französischen Zwangsarbeitern ansprechen und ein Stück Weges begleiten ließen, wurden von einer empörten Menschenmenge umringt, beschimpft und bedroht.¹⁵⁷

1943 wurde die Budenwirtin Franziska Spork aus Rheinhausen verhaftet. Sie hatte russischen Kriegsgefangenen Speisereste zugesteckt. Die 27-jährige Bürogehilfin Anneliese G. (Rheinhausen) musste für 18 Monate ins Zuchthaus. Ihr Delikt? „Verbotener Umgang mit französischen Kriegsgefangenen“.¹⁵⁸

Die 20-jährige Hilfskrankenschwester Anneliese Wehnert aus Hamborn verlor ihre Stellung am St. Barbara-Hospital, wurde aus dem Deutschen Roten Kreuz ausgeschlossen, erhielt Berufsverbot und 21 Tage Gestapohaft. Einem beimampulierten Ukrainer, der auf der streng isolierten Ostarbeiter-Station des Krankenhauses lag, hatte sie – heimlich, des Nachts – Zigaretten und Brot ans Bett gebracht.¹⁵⁹

Änne Heinskill aus Hochfeld, Filialleiterin bei „Jongs Kaufhaus“ wurde der „Rassenschande und Feindbegünstigung“ angeklagt, mehrmals „vorgeführt, verwahrt und mit Gestapo, KZ usw. bedroht“. Sie hatte im Kaufhaus „Fremdarbeitern“ der Kupferhütte Lebensmittel gegeben.¹⁶⁰

Hilde Hecht aus Neudorf, ehemaliges KPD-Mitglied, kam in „Schutzhaft“: *„Die Hecht ... hat am 15.4.44 einem unbekanntem Ostarbeiter ein Paket übergeben. Es besteht dringender Verdacht, dass sie aus politischer Einstellung dem Russen Lebensmittel zuwendet.“*

Da sie jedoch als Stabshelferin im Munitionslager Weidau gebraucht wurde, ließ die Gestapo sie nach einer Woche Haft wieder gehen.¹⁶¹ Gertrude Pauels, eine Wit-

we aus Meiderich, erlitt Gestapohaft und verlor ihre Arbeit sowohl bei der DEMAG als auch beim Städtischen Gesundheitsamt. Auch sie hatte sich des „verbotenen Umgangs“ mit Franzosen schuldig gemacht, die KZ-ähnlichen Verhältnisse in den Ostarbeiterinnen-Lagern kritisiert und „rassisch minderwertige“ Russinnen umarmt und getröstet.¹⁶²

Diese Gesten der Menschlichkeit waren für die „Fremdrassigen“ von großer Bedeutung. In der Regel erfuhren sie rassistische Diskriminierung. So erging es Olga Moiseewa aus Starokonstantinow/Ukraine. Sie war 15 Jahre alt, als sie nach Duisburg verschleppt wurde und auf der August-Thyssen-Hütte arbeiten musste. Ihr Alltag bestand aus Schwerstarbeit, Dreck, Hunger, Angst, Heimweh und Isolation:¹⁶³

„Wir durften nicht mit der Straßenbahn fahren, ... weil wir Russen sind. Sogar so ein kleiner Knirps weiß Berscheid, daß du eine Russin bist, und er spuckt dich an. Er läuft hinter dir her und ruft 'Russki!', 'Russki!'. Kinder, Alte haben uns verachtet, die meisten Leute haben uns verachtet. Wir wurden angeguckt, als ob wir Vieh wären. Wir galten als Sklavenvolk ... Mit Deutschen durften wir nicht sprechen.“

Gefragt, an welches deutsche Wort sie sich erinnern kann und ob Deutsche ihr gegenüber Mitgefühl gezeigt haben, antwortete Olga Moiseewa:¹⁶⁴
„ARBEITEN! Das war's. Zärtliche oder gute Worte sagte uns keiner. Keinem taten wir leid, keiner brauchte uns, keiner interessierte sich für unser Leben, niemand!“

Die Jahre der Zwangsarbeit in Duisburg blieben ein Alptraum. Mehr Glück hatte Ivan Pastuch. Auch er stammt aus Starokonstantinow und war 15, als er nach Duisburg kam (Niederrheinische Hütte/Hochfeld). Gefragt, was das Tattoo auf seinem Arm bedeute, sagte er:

„Das ist der Kopf einer deutschen Frau aus Duisburg. Sie hat mir Brot und gute Worte gegeben, damals.“

Im Februar 1945, in einer Bombennacht, habe ein Landsmann ihn tätowiert. In jener Nacht habe er geglaubt, sterben zu müssen. Er wollte „eine schöne Erinnerung mit in den Tod nehmen“. Er sagte: „Deutsche Frauen halfen mir zu überleben.“ Bei „seinen heimlichen Ausflügen aus dem Barackenlager“ gaben sie ihm Brot:¹⁶⁵

„Sie kauften mir auch Spielzeug ab, Vögelchen für klei-

ne Kinder, die Kriegsgefangene hergestellt haben. Die Frauen riskierten viel, mehr als ich. Ich wäre geschlagen worden. Sie dagegen vielleicht ins KZ gekommen. Daran haben sie nicht gedacht. Es gab keine Zeit zum Nachdenken.“

Anna D.: „Auf verlorenem Posten“

Im Krieg erhöhte sich der Anteil der Frauen am organisierten Widerstand. Auf Verhaftungslisten und Anklageschriften überwogen nicht selten die Namen der Frauen, in Duisburg wie in Berlin, Kiel oder Frankfurt / Main. Die Verfolgungsmaßnahmen gegen Frauen wurden schärfer, die Strafen härter. Immer häufiger sprach die NS-Justiz Todesurteile gegen widerständige Frauen aus.

1941/42 scheiterte der Versuch, den Duisburger „Aufbruchkreis“ als Widerstandsgruppe zu reorganisieren, schon in den Ansätzen. Zu der „Verschwörer“-Gruppe gehörten Frauen aus Neudorf wie Martha Berscheid, Gertrud van Acken, Hanni Strauß, Trude Spaeth und Grete Lotz.

Sie entgingen den Massenfestnahmen und -hinrichtungen der „Aktion Robby“. Der ehemalige Leiter des Duisburger „Aufbruchkreises“ Reinhold Meves entlastete den von der Gestapo verdächtigten „Kreis um Berscheid“. Meves selbst wurde exekutiert.¹⁶⁶

Mitte Juni 1942 kam die „Maschinenarbeiterin“ Luise Rieke aus Amsterdam nach Neudorf. Auf der Waldstraße 141 fand sie illegales Quartier bei der kommunistischen Familie Stupp. Sehr schnell fand „Lissy“ Rieke Arbeit in einer Eisenwarenfabrik auf der Koloniestraße. Im Betrieb baute sie eine illegale Gruppe auf.¹⁶⁷

Die Wohnung in der Waldstraße, in der Straußkolonie nahe dem Alten Friedhof gelegen, wurde bald zur Drehscheibe des westdeutschen KPD-Widerstandes, zur zentralen Brief- und Materialanlaufstelle. Das Netz (der „Knöchel-Organisation“) war national und international weit gespannt. Die Leitungsorgane befanden sich in Amsterdam und Berlin.¹⁶⁸

Informationen aus Duisburg und dem Ruhrgebiet wurden im illegal verteilten „Friedenskämpfer“ oder im „Ruhrecho“ in Berichtform ausgewertet. Sie gingen weiter nach Amsterdam,

von dort aus per Geheimsender nach Moskau.

Moskau sendete die überarbeiteten Nachrichten über die Bewegung „F“ („Frieden – Freiheit – Fortschritt“) ins Ruhrgebiet zurück, berichtete zum Beispiel über „Arbeiter in Duisburg“ oder „Lebensmittelunruhen in Duisburg“.¹⁶⁹ Wie der „Deutsche Volkssender“ nutzte auch der US-Sender WCBX die Geheimnachrichten und wandte sich an die „Freunde am Rhein und an der Ruhr“.

Ein von Luise Rieke selbst gefertigtes Flugblatt wurde von der Gestapo-Zentrale in Berlin mit großer Aufmerksamkeit registriert.¹⁷⁰ Die Flugschrift richtete sich „an die Bürger und Bürgerinnen von Duisburg“, benannte die Kriegsverbrechen der Nazis und forderte zum revolutionären Sturz der NS-Diktatur auf, um den Krieg schnell zu beenden („Nieder mit Hitler! Wir wollen Frieden!“).

Am 23. Januar 1943 kamen Gestapoleute in die Wohnung auf der Waldstraße 141. Sie fanden dort einen Koffer mit doppeltem Boden, der eine Fülle illegaler Materialien enthielt. „Lissy“ Rieke und Anna Dahm wurden verhaftet. Massenfestnahmen, Großprozesse und Todesurteile folgten.

Nach ca. sechs Monaten konspirativer Arbeit war der letzte Versuch der „KPD im Westen“ gescheitert, einen effektiven Widerstand der Ruhrarbeiterschaft zu organisieren. Die Widerständler hatten, wie Beatrix Herlemann bemerkt, „auf verlorenem Posten“ gestanden:

*„Sie alle vermochten inmitten eines verblendeten Volkes nichts auszurichten gegen eine verbrecherische Regierung und einen barbarischen Krieg. Die Spuren ihres Handelns blieben, gemessen am Gesamtgeschehen und an den selbst gesteckten Zielen, unbedeutend. Ihre Taten fielen nicht ins Gewicht. Doch bedeutend war ihr persönlicher Mut, ihre Unbeirrbarkeit auch in totaler Isolierung, die Lauterkeit ihrer Motive. Allein das Zeugnis ihres Handelns widerlegt die These von der Kollektivschuld des deutschen Volkes, von dem sie ein wenn auch noch so geringer Teil waren.“*¹⁷¹

„Lissy“ Rieke: „Sonnenkäfer“

Im Mai 1943 wurden 13 „Personen“ der „Gruppe um den Friedenskämpfer“ als „Landesverräter“ dem Duisburger Amtsgericht zugeführt, darunter sechs Duisburgerinnen.¹⁷² Eine

Anklageschrift vom 15. Juli 1944 listet 48 „Beschuldigte“ auf.¹⁷³ Zur Hälfte waren es Frauen aus Duisburg und den Nachbarstädten. Unter ihnen waren Pauline und Helene Lippe aus Neudorf, Elfriede Lippe aus dem Dellviertel und Berta Elgas aus Neuenkamp. Die Friseurin Helene Lippe, 20 Jahre alt, war die jüngste der Untersuchungshäftlinge, die schon seit einem Jahr in der U-Haft auf ihren Prozess warteten.

Die Untersuchungshaft blieb in der Erinnerung der Frauen haften:¹⁷⁴

„Ich mußte monatelang in der Strafanstalt Hamborn auf dem kalten Steinboden schlafen, wodurch ich mir das Unterleibsleiden zuzog ... Während der sich ständig in immer heftigerem Maße wiederholenden Fliegerangriffe wurden die politischen Häftlinge in ihren Zellen noch besonders verriegelt und durften weder in Luftschutzbunkern noch in Kellern Schutz suchen.“

In der zitierten Anklageschrift vom Sommer 1944 fehlten die Namen von Luise Rieke, Margarete Stupp und Anna Dahm, geb. Stupp. Sie bekamen ein Sonderverfahren, das am 17. August 1944 eröffnet wurde.¹⁷⁵ Gegen „Lissy“ Rieke wurde das Todesurteil ver-

kündet. Margarete Stupp und ihre Tochter Anna erhielten je zwölf Jahre Zuchthaus.

Nach unbeschreibbaren Foltertorturen musste Luise Rieke, isoliert in einer Einzelzelle, ca. drei Jahre lang auf die Stunde ihrer Hinrichtung warten. In einem Brief an die Eltern schrieb sie:

„Wenn man wochenlang allein sitzt, kommen einem doch vielerlei Gedanken ... Aber ganz allein bin ich doch nicht, in meiner Gesellschaft befindet sich ein kleiner Sonnenkäfer. Diesen habe ich vor einer Woche beim Spaziergang im Gefängnishof gefunden. Wenn es mir jetzt zu langweilig wird, guck ich mir sein Treiben an ... In der Freiheit waren die größten Freunde Hunde und Katzen: hier nehme ich auch mit einem Käferchen vorlieb.“

Am 5. Januar 1945, wenige Monate vor Kriegsende, wurde Luise Rieke enthauptet. Sie war dreißig Jahre alt.

Zu den Todesopfern der „Gruppe um den Friedenskämpfer“ zählen weitere Frauen, unter ihnen Margarete Hänel, geboren am 3.6.1902 in Hamborn. Die Gestapo verdächtigte die im Mai 1943 Festgenommene, „sich an dem Neuaufbau

der KPD beteiligt“ zu haben. In ihrer Moerser Wohnung hatten konspirative Treffs stattgefunden. Ihren letzten Weg beschreibt ihr Ehemann:¹⁷⁶

„Mit mir verhaftet wurden meine Frau und meine Schwester Hedwig Langusch ... Gegen meine Frau Margarete wurde keine Anklage erhoben, sie wurde vier Monate später aus der Untersuchungshaft entlassen, von der Gestapo aber verhaftet und in das KZ Ravensbrück gebracht und am 8. Februar 1945 vergast.“

In den beiden letzten Kriegsjahren existierte in Duisburg keine größere organisierte Widerstandstätigkeit mehr. Kleinere Gruppen von NS-GegnerInnen igelten sich „in verschworenen antifaschistischen Gemeinschaften“ ein und bereiteten sich auf die Stunde der Befreiung vor.

Mehrere wurden noch verhaftet, einzelne hingerichtet oder in KZ-Lagern ermordet. Zu den Opfern der Massenerschießungen, die in den letzten Kriegstagen auf dem Duisburger Waldfriedhof vorgenommen wurden, gehörten fünf Antifaschistinnen, deren Leichen später größtenteils nicht identifiziert werden konnten. Sicher ist, dass Frieda Krays, eine junge

Hitlergegnerin aus Duisburg und Mutter von zwei Kindern, bei einer dieser Exekutionen im Maschinengewehrfeuer der Duisburger „Schutzpolizei“ starb. Es war der 21. März oder der 8. April des Jahres 1945.¹⁷⁷ Wenige Tage später wurde Duisburg befreit.

Literatur- und Quellenangaben:

Ader Katrin/ Kirches, Susanne/ Weis, Petra: Frauen machen Geschichte. Materialien zur Duisburger Frauengeschichte. Duisburg 1991.

Arendt, Hans-Jürgen / Scholze, Siegfried (Hg.): Zur Rolle der Frau in der Geschichte des Deutschen Volkes (1830-1945). Eine Chronik. Frankfurt/M. 1983.

Bludau, Kuno: Gestapo Geheim! Verfolgung und Widerstand in Duisburg 1933-1945. Bonn 1973.

Bock, Gisela: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassen- u. Frauenpolitik. Opladen 1986.

Brünen-Niederhellmann, Herta. In: Elling, Hanna: Frauen im deutschen Widerstand. Frankfurt am Main 1981, 3. Aufl., S. 78 ff.

Fittkau, Ludger / Schlüter, Angelika: Ruhrkampf 1920 – Die vergessene Revolution. Ein politischer Reiseführer. Essen 1990.

Goch, Stefan: Alfred und Margarethe Zingler – Asylanten. Hrsg. von der Stadt Gelsenkirchen. Duisburg 1993.

Gollnik, Rüdiger u.a. (Hg.): Dinslaken in der NS-Zeit. Vergessene Geschichte 1933-45. Dinslaken 1983.

Heid, Ludger u.a.: Kleine Geschichte der Stadt Duisburg. Duisburg 1983.

Herlemann, Beatrix: Auf verlorenem Posten. Kommunistischer Widerstand im Zweiten Weltkrieg. Die Knöchel-Organisation. Bonn 1986.

Herzogenrath, Vera: Zum Widerstand von Frauen, in Doetsch, Doris u.a. (Hg.): 1933 bis 1945. Widerstand und Verfolgung in Mülheim an der Ruhr. Duisburg 1987, S. 175 ff.

Lange, Gunter: Jeanette Wolff. 1888 bis 1976. Eine Biographie. Bonn 1988.

Lemnitz, Alfred: Beginn und Bilanz. Berlin 1985

Lengkeit, Reinhold/Meyer, Gisela u.a. (Hg.): Duisburger im Dritten Reich. Duisburg 1983.

Lengkeit, Reinhold: „Wir sind das Bauvolk der kommenden Welt!“. 80 Jahre Sozialdemokratische Jugendbewegung in Duisburg. Duisburg 1990.

Fischer-Eckert, Li: Die wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen in dem modernen Industriort Hamborn im Rheinland. Hagen in Westf. 1913. Neu herausgegeben und eingeleitet von Elisabeth und Ludger Heid. Duisburg 1986.

Mayer, Heinz: Der Sohn des Moorsoldaten. Autobiographische Erinnerungen. Frankfurt/M. 1998.

Napierala Frank u.a. (Hg.): „Und vor allen Dingen, dat is' wahr“. Duisburg 1979.

Peukert, Detlev: Ruhrarbeiter gegen den Faschismus. Dokumentation über den Widerstand im Ruhrgebiet 1933-1945. Frankfurt a.M. 1976.

Peukert, Detlev: Die KPD im Widerstand. Verfolgung und Widerstand an Rhein und Ruhr 1933-1945. Wuppertal 1980.

^{176, 177} Siehe Anmerkungen ab Seite 147

Pietsch, Hartmut/Scherschel, Horst: „Ein schwerer Kampf ist's, den wir wagen“. 125 Jahre Sozialdemokratische Partei in Duisburg. Duisburg 1989.

Pojana, Manfred/Will, Martina (Hg.): Trotz allem! Arbeiteralltag und Arbeiterkultur zur Zeit der Weimarer Republik in Duisburg. Duisburg 1992.

Runge, Erika: Bottroper Protokolle. Frankfurt/M. 1968.

Schabrod Karl: Widerstand an Rhein und Ruhr 1933-1945. Düsseldorf 1969.

Schefer, Gitte: Wo Unterdrückung ist, da ist auch Widerstand – Frauen gegen Faschismus und Krieg. In: Frauengruppe Faschismusforschung: Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Frankfurt/M. 1981.

Schmidt, Bernhard/Burger, Fritz: Tatort Moers. Widerstand und Nationalsozialismus im südlichen Altkreis Moers. Moers 1995, 2. Aufl.

Schwesig, Karl: Zyklus zum „Brotfabrikprozess“. Antwerpen 1936 (Orig.: Stadtmuseum Düsseldorf).

Stern, Annemarie (Hg.): Wir „Hoch- und Landesverräter“. Antifaschistischer Widerstand in Oberhausen. Oberhausen 1983.

Tappe, Rudolf/Tietz, Manfred (Hg.): Tatort Duisburg 1933-1945. Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus. Bd. I, Essen 1989. Bd. II, Essen 1993.

Weis, Petra u.a. (Hg.): „Nicht bloß Schatten des Mannes sein“. Duisburger Sozialdemokratinnen. Duisburg 1989

Wickert, Christl: Frauen im Hintergrund – das Beispiel von Kommunistinnen und Bibelforscherinnen.; In: Grebing, Helga / Wickert, Christa (Hg.): Das „andere Deutschland“ im Widerstand gegen den Nationalsozialismus.

Beiträge zur politischen Überwindung der nationalsozialistischen Diktatur im Exil und im Dritten Reich. Essen 1994, S. 200 ff.

Wolff, Jeanette: Mit Bibel und Bebel. Ein Gedenkbuch. Bonn 1980.

Wolf, Lieselotte/Seven, Trude: Erlebtes, Erstrebtes. Duisburger Frauen für Frieden und Abrüstung. Duisburg 1985.

Archivalien: Archiv der VVN/BdA, Kreis Duisburg (VVN Du):

– Lebensläufe und Materialien:
Schwesig, Helene (geb. Stommel)
Sternberg, Sophie (geb. Klein)
Wagner, Klara (geb. Linneman)
Waschkau, Herta
Wilfert, Käthe (geb. Bergmann)

Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HStAD):

– Regierung Düsseldorf (Reg.Dü):
Nr. 16895, 30 646 („ISO“ etc.), 30 655 (Gestapo-Tagesberichte:Festnahmen etc.), 30669, 30670,– Gestapopersonenakten (G):
Bachmann, Ida (geb. Reinhold): Nr. 17 734; Breski, Luise (geb. Tollkühn): Nr. 675, 12 936; Brünen-Niederhellmann,

Herta (geb. Niederhellmann): Nr. 31 260, 14 118, 41 313, 12950; Dahm, Anna (geb. Stupp): Nr. 14 309; Dettki, Elisabeth: Nr. 1112; Fackin, Mia (geb. Panzer): Nr. 7483, 53902; Dietrich, Henriette (geb. Petry): Nr.

21 260; Gansen, Maria (geb. Weil): Nr. 53 306; Gewehr, Amalie (geb. Jung): Nr. 15 414; Gorschlüter, Olga (geb. Rauhut): Nr. 19743; Hecht, Hilde (geb. Freidank): Nr. 6349; Hoffmann-Niewel, Margarete (geb. Krapfl): Nr. 31265, 31264, 53902; Klatt, Ilse: Nr. 14079, 60594; Kopavnik, Sophie (geb.Göles): Nr. 14596, 12 956; Kuhl, Pauline (geb. Jung): Nr. 36116; Kyling, Luise: Nr. 14079; Lemnitz, Gertrud (geb. Pusch): Nr. 2199; Lotz, Margarete: Nr. 2828; Mayer, Johanna (geb. Müller): Nr. 62038; Meurs, Luise (geb. Geistert): 44986; Mourek, Johanna (geb. Katz): Nr. 65 396; Mourek, Maria: Nr. 4209, 51381; Niederhellmann, Hanna: Nr. 31259; Oehlandt, Sofie: Nr. 4920, 14079; Oehlandt, Wilhelmine: Nr. 4919; Pauels, Gertrude: 47830; Piotrkowski, Anna: Nr. 30224; Rausch, Margarethe: Nr. 2746; Ring, Hedwig: Nr. 3959, 17284; Romstedt, Luise: Nr. 36178; Sauter, Anna (geb. Schrade): Nr. 10 468; Schmidt, Klara: Nr. 60594; Schwesig, Helene (geb. Stommel): Nr. 7546, 43 989, 53 902; Speckbrot, Anna: Nr. 22487; Stoffel, Grete: Nr. 14962; Stupp, Josefine: Nr. 14301; Ungerer, Änne (geb. Lotz): Nr. 46260, 53902; Voss, Gerda (geb. Heinskill): Nr. 8101, 22753; Wagner, Klara (geb. Linnemann): Nr. 41595; Weinert, Anneliese:

Nr. 7891; Werthenbach, Gertrud (geb. Sandhövel): Nr. 58148, 53 902; Wolff, Jeanette: Nr. 71606.

Stadtarchiv Duisburg (StA Du)

– Best. 306/ 301 a; 306/305; 306/349; 306/682; 306/689–
Best. 506 – Akten des Amtes
für Wiedergutmachung
(AfW): Z.K. 5128 (Becker,
Anna); Z.K. 5142 (Bilke,
Margarethe, geb. Smoczek);
Z.K. 5167 (Brünen-Nieder-
hellmann, Herta); Z.K. 4542
(Anna Dahm); Z.K. 5186
(Dietrich, Henriette, geb.
Petry); Z.K. 198903 (Dogger,
Josefine, geb. Stupp); Z.K.
4675 (Hüttenhoff, Emma);
Z.K. 204302 (Kopavnik,

Sophie); Z.K. 5698 (Mayer,
Johanna); Z.K. 5325 (?)
(Mester, Maria, geb. Berz);
Z.K. 604240 (Meurs, Luise);
Z.K. 5425 (Mourek, Maria);
Z.K. 199032 (Neumann,
Berta); Z.K. 5448 (Nieder-
hellmann, Hanna); Z.K. 5550
(Schäfer, Gertrud); Z.K. 4876
(Schwesig, Helene); Z.K.
601009 a (Stupp, Margare-
te); Z.K. 5859, 5599 (Tho-
mas, Else, geb. Niederhell-
mann); Z.K. 4925 (Ungerer,
Änne); Z.K. 4939 (Wagner,
Klara); 56-103//Z.K. 204 142
(Werthenbach, Gertrud).

Interviews:

Am Weg, Hans: 19.1.1997;
Dietz, Gertrud (geb. Sand-
hövel): 14.11.1998,
17.01.1999; Graber, Grete

(geb. Danz): 18.1.1983;
Ecker, Ira: 6.2.1983; Eckhold,
Lisbeth (geb. Nickel):
4.2.1983, 7.7.1988; Fackin,
Mia (geb. Panzer):
12.03.1988, 5.6.1992; Glinka,
Karoline: 14.2.1982;
Heuken, Agnes: 4.9.1986;
Heinskill, Änne: 15.2.1983;
Heinskill, Wilhelm:
16.2./11.5./25./5.1982;
12.8.1986; Klapper, Ida:
7.5.1976; Kopavnik, Karl:
9.12.1981, 29.11.1982,
6.4.1992; Lemnitz, Gertrud
(geb. Pusch): 11.3./8.7.1982;
Lotz, Elly/Thesen, Herta:
8.4.1981; Miklowait, Max
und Käthe: 5.3.1981,
4.2.1983; Moiseewa, Olga:
10.3.1995; Müller, Anni und
Gustav: 14.7.1984; Müller,
Fritz und Martha:
19.11.1982; Pastuch, Ivan:

10.3.1995; Schmitz, Änne:
14.2.1983; Schmitz, Hans
und Otilie: 7.5.1976;
Schürg, Hanna: 21.11.1983;
Schwesig, Helene:
13.02.1983; Spindler, Ilse
(geb. Bachmann):
12.11.1982, 30.7.1988;
Spindler, Johanna:
13.12./15.12.1982;
Sternberg, Sophie:
15.11.1988, 9.4.1990,
9.2./16.2. 1991; Tamaschke,
Lydia: 17.12.1982; Tappe,
Martha (geb. Grüttner):
7.4.1986; Ungerer, Änne:
9.9.1980, 11.11.1980;
Ungerer, Irene: 28.12.1997;
Völker, Erich: 9.6.1988; Voss,
Gertrud (geb. Heinskill):
22.4./30.5.1983; Wagner,
Klara (geb. Linnemann):
12.11.1986; Wolf, Lieselotte
(geb. Mester). 24.7.1991.

Ursachen und Auswirkungen der Hexenverfolgung – angeklagt als Hexe in Duisburg

„Hexentreff“

Seit 1988 bin ich in einer Frauengruppe der Evangelischen Kirchengemeinde Duisburg-Hochheide. Dazu gehören z. Z. 14 Frauen im Alter von 35 bis 75 Jahren. Ältere und Jüngere sind uns willkommen. Gemeinsam ist uns, dass wir unsere eigenen Rollen als Frauen überdenken, Frauenbilder aus Theologie, Geschichte und Gesellschaft hinterfragen und auf der Suche sind nach einer gerechten Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche.

An manchen Veränderungen waren wir schon beteiligt: gerechte Sprache auch in kirchlichen Verlautbarungen, eine wachsende Zahl von Frauen in Leitungsgremien, Gottesdienste aus Frauensicht – daran gewöhnen wir uns und andere, und darauf sind wir stolz. Eventuelle Unsicherheiten und Ängste tragen wir gemeinsam, mit Selbstbewusstsein, Neugier und Lebenslust.

Der Name „Hexentreff“ entstand folgendermaßen: Im Juli 1988 fand in unserer Kirchengemeinde ein Gottesdienst in frauengerechter

Sprache statt, den wir vorbereitet hatten. „Die Hexen treffen sich wieder!“, hieß es damals im Vorfeld. Liebevoller Spott und ahnungsschwere Unruhe haben sich in diesen Äußerungen wohl gemischt. Immerhin trafen sich lauter Frauen – nicht zum Stricken! -, sondern um ohne Begleitung oder Aufsicht eines Mannes einen Gottesdienst vorzubereiten und dann auch noch durchzuführen. Dieser Gottesdienst ist heute noch Gesprächsthema, weit über die Grenzen von Hochheide hinaus.

Die vorbereitenden Frauen sind sich während der gemeinsamen Arbeit sehr nahe gekommen, viel Persönliches kam zur Sprache. Nach dem Gottesdienst war die Gruppe starken Anfeindungen ausgesetzt. Die Bezeichnung „Hexen“ existierte weiter, jetzt aber nicht mehr liebevoll gebraucht.

Wir trafen uns weiter – wie gesagt: Wir tragen gemeinsam ... Es lag nahe, sich mit dem historischen Phänomen der Hexenverfolgung zu beschäftigen. Die „Hexen“ waren in der Regel ganz normale Frauen; Frauen aller-

dings, die schon mal aus der Reihe tanzten. Frauen, die liebevoll und bezaubernd waren, hartnäckig und kratzbürstig, einfühlsam und Anteilnehmend, klug, weise, mächtig, bestimmend ... Ganz normale Frauen eben, so wie wir. Nach meinem ersten, ausführlichen Referat über „Die Hexen der Neuzeit“ haben wir den Namen, den wir inoffiziell schon lange trugen, sozusagen offiziell adoptiert: „Hexentreff“! Das Hexenthema interessierte mich zwar schon immer. Seit 1988 beschäftige ich mich damit studienübergreifend, z.B. mit Aspekten aus der Kirchengeschichte, Exegese, Psychologie, Psychoanalyse, Soziologie, Pharmakologie, Ethnologie Justizgeschichte, Genderforschung usw.

Zur Einführung

In den vergangenen 2000 Jahren ging von der Basis der **Institution** Kirche oft sehr viel Gutes hervor; dagegen verursachte beispielsweise die obere Hierarchie der **Inquisition** Kirche manche Grausamkeit. Zu diesen tragischen Kapi-

teln von „Kirche“ gehören u.a. auch die Hexenprozesse der Neuzeit (15.–18. Jahrhundert!).

Als die Hexenbrände Ende des 18. Jahrhunderts aufhörten, geriet das nunmehr unrühmliche Thema zunächst in den Mechanismus des Vergessens und der Verdrängung. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die „Hexe“ romantisch verzerrt, d.h. in der Gestalt der armen, kranken, alten, teils „bösen“ Frau zur Märchenfigur gemacht (vgl. u.a. Jacob Grimm (1785-1863)). Danach beschäftigten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einige Historiker mit dem Thema „Hexen“ (u.a. Soldan und Janßen). Himmler sammelte übrigens ab 1935 zahlreiche Akten von Hexenprozessen.

In den siebziger Jahren interessierte sich die Frauenbewegung sehr für die unschuldig verurteilten Frauen. Außerdem gab es dazu im Laufe der letzten 20 Jahre zahlreiche Promotionsarbeiten, Symposien und Ausstellungen, die über die reine Historie hinausgehen und die Entstehungsbedingungen durch interdisziplinäre, wissenschaftliche Be-

züge untersuchen. Ebenso brachten Jahrestage das Thema ins Gespräch:

1. 500 Jahre Hexenbulle (1984)
2. 500 Jahre Hexenhammer (1987)
3. 400 Jahre Geburtstag des Friedrich Spee von Langenfeld (1991)

In Europa sind zwischen 1430 und 1780 etwa 80.000 bis 100.000 Menschen – nach heutigem Maßstab völlig unschuldig – wegen „Hexerei“ hingerichtet worden. Diese Morde geschahen nicht im finsternen Mittelalter, als Theologen Zauberei und fremdartige Rituale zwar mehr oder weniger kritisch beobachteten, aber im Allgemeinen tolerierten. Die Hexenprozesse setzten ein zu Beginn der Neuzeit, der Zeit der experimentierfreudigen, humanistisch orientierten Renaissance (ca. 1400-1550).

Wie konnte es ausgerechnet damals (also in der Neuzeit) zu solch ungeheuerlichem Unrecht kommen?

Warum gab es unter den Opfern ca. 80% Frauen?

Wer trug/trägt die Verantwortung für die im wahrsten Sinn „unzähligen“ Opfer?

Und können wir mit dem heutigen Wissen rechtmäßig darüber urteilen?

Solche Fragen lassen sich vermutlich nie ganz eindeutig beantworten. Die Ent-

stehungsbedingungen des Hexenphänomens sind sehr vielschichtig und reichen bis in die Geschichte des Altertums zurück.

Bereits in den zahlreichen zunächst sagenhaften Denkweisen verschiedener Naturreligionen des Altertums und der Antike finden sich diffuse Muster für „Hexen“-Vorbilder.

Allgemeine Entstehungsbedingungen (v. Chr.)

Von den teils archaischen, vorchristlichen Entstehungsbedingungen möchte ich hier – sehr verkürzt – nur einige nennen.

Seit Urzeiten denken Menschen über den Anfang der Welt und ihre eigene Herkunft nach. Immer schon kämpfte die Menschheit gegen Naturgewalten und Schicksalsschläge an, z.B. Probleme bei der Geburt, Krankheiten, Klimakatastrophen, Hungersnöte und Tod. Erklärungsmodelle zum Überleben wurden gesucht und phantasievoll erfunden. Durch die vielen unerklärlichen Naturereignisse lebten die Menschen meist in Angst: vor Kälte, Hunger, Tod usw. Allein schon die unerklärliche nächtliche Finsternis lehrte sie oft das

Fürchten. Man vermutete bis ins 19. Jahrhundert hinein, diese Dunkelheit sei das Werk überirdischer Wesen. In beinahe allen Kulturen entwickelten sich zahlreiche, kreative Schöpfungsgeschichten mit **göttlichen Instanzen**, der Welt sowie der Unterwelt, des Lebens und des Todes, des Himmels und der Erde. Dies dokumentieren archäologische Funde: Steinzeichnungen, Skulpturen, kultische Geräte usw.

Menschen beschäftigten sich immer schon mit dem Problem der „Theodizee“ (Leibniz), das bedeutet: Warum ist das Böse, das Unheil in der Welt? Warum läßt ein „guter Gott“ das Böse zu? ¹

Schon die frühesten bekannten, indogermanischen Texte sowie Schriften des Vorderen Orients (Mesopotamien/Irak) enthalten Beschwörungsformeln, Opfer und Rituale zur Abwehr von Unheil. Aus zahlreichen Funden und Mythologien sind uns viele Göttinnen und Götter des Altertums bekannt. Um diese positiv zu beeinflussen, erfanden die Menschen Rituale, Opfer, Beschwörungsformeln, geheime Zeichen, Zauberei, Loswerfen, Wahrsagerei, Astrologie usw., die bis weit ins Spätmittelalter in ähn-

licher Weise praktiziert wurden. Im Laufe der Zeit führte dies schon in der Antike zu sogenannter weißer Magie (helfende, heilende Wirkung) und schwarzer Magie (krankmachende, todbringende Wirkung). So entwickelte sich auch schon sehr früh in fast allen entstehenden Kulturen der Glaube an überirdische Wesen und Dämonen, die z.B. nachts durch die Luft fliegen konnten und das Leben der Menschen unsichtbar mitbestimmten. Aus diesen Ursprüngen entwickelten sich in der Antike Lamien und Empusen (griech.), Strigen (röm.), Elfen und Unholde (germ). Solche „fliegenden Wesen“ lieferten dann u.a. im Laufe des Spätmittelalters (11.-15. Jahrhundert) das Vorbild für die auf dem Besen durch die Luft reitende „Hexe“, denn neben „nachtfahrenden“ Tieren sah man bald auch „menschliche Wesen“ fliegen.

Zeitgleich entstand im Vorderen Orient (4. bis 1. Jahrtausend v. Chr.) in mehreren Kulturen ein männlich orientierter „Ein-Gott-Glaube“ (Monotheismus), und zwar in Babylon, in Ägypten und bei den Israeliten (vgl. Moses, Genesis). Dazu gehört im Judentum „Jahwe“ (ab ca. 1000 v. Chr.), der später mit der Bibel auch für Christen Bedeutung bekam. Der

¹ Siehe Anmerkungen ab Seite 147

Glaube an **einen** Gott machte jedoch allmählich alle bisher vorhandenen und verehrten Göttinnen und Götter überflüssig; oder diese wurden ganz einfach zu Anti-Göttern erklärt, also zu Dämonen.

Nicht unbedingt bewusst, aber dennoch nicht zufällig kristallisierte sich schon zu dieser Zeit ein männlich orientiertes Gottesbild heraus: „Gott, wie man(n) ihn schuf.“ Als „Nebenwirkung“ verschwanden allmählich alle Göttinnen, und die Frauen landeten „in der letzten Reihe“ ...

Bemerkenswert ist auch, dass mit dem Phänomen des Monotheismus die Vorherrschaft und existenzielle Aufwertung des Mannes immanent einhergingen (vgl. verschiedene Schöpfungsgeschichten, bes. Adam und Eva, Gen. 3,16: „Nach deinem Mann wird dein Verlangen sein, er aber wird über dich herrschen!“).

Gleichzeitig bahnte sich im Laufe des 1. Jahrtausends v. Chr. aus verschiedenen Gründen bereits die Vorstellung von der unterschiedlichen Wertigkeit von Mann und Frau an (vgl. Gen. 3,13: Verführung durch die Schlange).

Eigenartig, dass das beispielhafte Sozialverhalten Evas mit der relativ harmlosen „Apfelteilung“ (Gen.

3,6) von Männern (später von Theologen) so negativ hervorgehoben wurde: Die Frau als Verföhlerin, Heilige/Hure, Unterlegene, Unreine. Dagegen spielte der heimtückische, aggressive Mord Kains an Abel (Gen. 4,8) eine verhältnismäßig unbedeutende und ziemlich unbelastete Rolle.

Schlussfolgernde Typisierungen für Männer wie z.B. „hinterhältig, aggressiv, gewalttätig, Mörder, Vergewaltiger“ blieben – im Vergleich zur Apfelgeschichte – von Männern in den vergangenen 3.000 Jahren selbstverständlich aus. Aber auch die wenigen, seit dem Spätmittelalter theologisch-literarisch gebildeten Frauen, belegten „die Männer“ nicht mit vergleichbaren pauschal negativen Verurteilungen aufgrund von Bibelstellen. Erst seit den frei zugänglichen Studienmöglichkeiten für Frauen im 20. Jahrhundert gelang es Frauen, die biblisch verankerte Frauenfeindlichkeit als archaisches Männerwerk zu entlarven.

Bereits Zarathustra (6. Jahrhundert v. Chr.) sprach von einem Gott für „das Gute“ (Ormazd) und von einem Gott für „das Böse“ (Ahri-man). Mit dem Glauben an einen Gott für „das Gute“ wurde vermutet, dass Dämonen zwischen Gott und

Menschen eine Vermittlerrolle spielten. Im Laufe der Zeiten entstanden daraus über die griechische, gnostische, manichäische und römische Philosophie der Antike zwei gegenseitig sich bekämpfende Mächte: Gott einerseits, der Teufel andererseits (Dualismus). Beide Mächte bemühten sich, Menschen für sich zu gewinnen.

Ein teuflisches Denkmuster für die Dämonologie der später federführenden christlichen Theologen vom Neuen Testament an bis zum „Hexenhammer“ ... und teils bis heute. – 1975 erhielt übrigens der katholische Theologe Herbert Haag ein Lehrverbot, weil er die Existenz des Teufels leugnete.

Im 4. Jahrhundert v. Chr. beschrieb Aristoteles die Frau als „missglückten Mann“, weil die Natur immer auf Vollkommenheit ausgerichtet sei, d.h. normalerweise nur Männer produzieren müsste. Und im Zusammenhang mit der Schwangerschaft erkannte er der Frau lediglich die Rolle als „Blumentopf“ zu (vgl. u.a. „Hexenhammer“).

Dies beeinflusste das Denken des Christentums, insbesondere die „Hexenlehre“, und wirkt sogar noch bis in unsere Zeit hinein fort. –

Bekanntlich wurde die weibliche Eizelle 1827 entdeckt ... Die erste Frauenbewegung begann um 1830 – und zwar mit unvorstellbar harten Auseinandersetzungen um die Gleichwertigkeit von Mann und Frau.

Verbunden mit der oben beschriebenen, veränderten Lebensweise von Menschen in den letzten Jahrtausenden v. Chr. wandelten sich in manchen Kulturen auch die Ansichten über Geburt und Tod: „Die Fähigkeit, Leben zu nehmen, wurde über die Fähigkeit, Leben zu geben, gesetzt.“² Das führte indirekt zu einer subtilen Unterscheidung: Blut, im Krieg vergossen, war „rein“, und Blut, für neues Leben lebensnotwendig, wurde für „unrein“ erklärt.

Die Folgen solcher Vorurteile sind heute noch bei uns und sogar in vielen Religionen sowie bei Naturvölkern deutlich erkennbar (z.B. Ausgrenzung von Frauen z.z. der Menstruation). Persische, jüdische und hellenistisch-römische Erklärungsmodelle der Welt waren zur Zeitenwende in Palästina bekannt. Diese enthalten bereits grundlegende „Bausteine“, die später – von christlichen Theologen aufgegriffen – als puzzleartige Teilchen im Hexen-Stereotyp wieder auftauchen.

² Siehe Anmerkungen ab Seite 147

Christliche Wurzeln des Hexenbildes im Mittelalter

Viele philosophische Ideen der Antike und mythische Erzählungen des Alten Testaments beeinflussten schon bald deutlich erkennbar religiöse Verhaltensregeln und Rituale sowie das Neue Testament des Christentums.

Die Neigung patriarchaler Gesellschaftsstrukturen zur Ausgrenzung setzte sich bereits ab dem 2./3. Jahrhundert n. Chr. auch im Christentum fort: „Fremde“ Götter wurden verboten (vgl. Ex. 20,3: Du sollst keine anderen Götter haben als mich.) oder zu Dämonen erklärt. Vom Christlichen abweichende Religionen galten als „Ketzeri“ (Irrlehre), waren also „heidnisch“. *Der Teufel hatte im 1. Jahrhundert bereits Gestalt angenommen. Überliefert sind z.B. die Versuchungen Jesu, aber auch seine Exorzismen. Teufelsaustreibungen sind bis in unsere Zeit hinein bekannt.*

Ursprüngliche Ansichten der Jesusgemeinde über Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit von Männern und Frauen (Gal. 3,28) gingen in den ersten urchristlichen Gemeinden schon bald verloren. Das durch mehr oder weniger absichtliche Fehl-

interpretationen für Frauen erteilte Rede- und Lehrverbot (u. a. 1. Kor. 14,34 und 1. Tim. 2,12) schloss Frauen allmählich vom Priesteramt aus – teilweise bis heute.

Besonders Chrysostomos (347-407) beeinflusste die spätere frauenfeindliche christliche Lehrmeinung: „... die Frau ist die Feindin der Freundschaft, die unvermeidliche Strafe, das notwendige Übel, die natürliche Versuchung, das begehrenswerte Unglück, die häusliche Gefahr, die köstliche Geißel, das Böse der Natur, das in leuchtenden Farben gemalt ist.“ (vgl. Hexenhammer)

Infolge der vorchristlichen theologisch-philosophischen Vor-Bilder für Dämonen übertrug Augustinus im 4. Jahrhundert die Theorie der zwei Staaten, also **Gottesstaat** und **Teufelsstaat**, in die kirchengeschichtlichen Richtlinien des sich konstituierenden Christentums. Er beschrieb den Dämonenpakt, d.h. der Teufel verlangt von Menschen, Böses zu tun und führt sie als Verbündete von Gott weg ins Verderben. Die Ansichten des Augustinus waren für viele Theologen der folgenden Jahrhunderte eine theologische Fundgrube für beliebige Interpretationen und später richtungweisend für die Kriterien der

Teufelsbuhlschaft. In diesen Zusammenhang passt auch die mittelalterliche Vorstellung, dass alle Krankheiten begründet sind im sogenannten „Sündenfall“: Evas Verführung durch den Teufel in Gestalt der Schlange.

Vom 6./7. Jahrhundert an entwickelten Kleriker immer schärfere Verhaltensregeln für ihre „Herde“ und vor allem für Frauen (vgl. Bußbücher). Die ebenfalls vom Aberglauben infizierten Kleriker setzten „Himmel und Hölle“ in Bewegung und erfanden außer der Erbsünde noch viele Gebote und Verbote, um mit der Angst vor Strafe Menschen in Abhängigkeit zu bringen und um des Heiles willen für das Christentum zu gewinnen.

Die Germanen übernahmen im Gefolge ihrer Häuptlinge teilweise auch gern den neuen Glauben. Die Messe mit den Gesängen, Düften und feierlichen Ritualen in den überwältigenden Bauten „verzauberte“ sie ... Dabei entwickelten sich mitunter dämonische Götter / Göttinnen zu „Heiligen“ oder Teufeln, und auf den alten germanischen Opferstätten entstanden neue Kirchengebäude.

Mitte des 11. Jahrhunderts begann mit dem Investiturstreit ein intensiver Macht-

kampf zwischen der kirchlichen und weltlichen Macht, aber auch zwischen den Bischöfen (Schisma) sowie unter den deutschen Fürsten. Außerdem sollte die zunehmende Bevölkerung nicht nur in Europa, sondern auch in Palästina flächendeckend missioniert werden (Kreuzzüge 1095-1291). Manche Theologen ersetzten alsbald „Nächstenliebe“ durch „Gewalt“: Immer mehr wurde aus der „Frohbotschaft“ eine „Drohbotschaft“.

Wer den christlichen Glauben der römischen Kirche nicht genau einhielt, huldigte der Ketzerei. Ketzer und bald auch vermeintlich undurchsichtige, mit sogenannten „heidnischen“ Ritualen arbeitende Zauberer, mussten vernichtet werden (Ex. 22,17).

Machtorientierte, fanatische Christen ermordeten Millionen „Andersdenkende“: z.B. Juden, Moslems, Katharer, Waldenser, Templer, Reformer (Männer und Frauen). Dies geschah „im Namen Gottes“ vom 11.-15. Jahrhundert (vor der Zeit der Hexen!), und zwar durch Kreuzzüge, im Krieg oder aufgrund der Inquisition (d.h. Untersuchung, meint aber das strenge kirchliche Gerichtsverfahren). Kleriker bestimmten immer brutaler, was „christ-

lich“ und was „ketzerisch“ war. Wegen Ketzerei wurden z.B. Johann Hus 1415 während des Konstanzer Konzils und Jeanne d'Arc 1431 in Rouen (als politische „Hexe“) lebendig verbrannt, Agnes Bernauer 1435 in Straubing gewaltsam ertränkt.

Entscheidenden Einfluss erhielt das Hexen-Stereotyp im 13. Jahrhundert durch die alte dualistisch-hellenistische Argumentation der Kirchenlehrer Albertus Magnus (1193-1280) und vor allem Thomas von Aquin (1225-1274). *Bemerkenswert ist, dass Hildegard von Bingen (1098-1179) 100 Jahre früher bereits ganzheitlich dachte und von einer „Leib-Seele-Geist-Einheit“ ausging. Sie schrieb, bezogen auf die Schöpfung im allgemeinen: „Alles hängt von allem ab.“ Zu diesem modernen ganzheitlichen Denken finden wir heute nur mühsam zurück. Bis heute kranken Theologie und Medizin an der Aufspaltung dieser „ganzheitlichen“ Sicht, einer Aufspaltung, die Thomas von Aquin knapp 100 Jahre nach Hildegard noch einmal richtungweisend in der Theologie schriftlich fest verankerte. Falls Thomas die Schriften Hildegards gekannt hat, wird er sie ignoriert haben, denn gemäß seiner patriar-*

chal und zölibatär orientierten Weltansicht konnte von einer Frau sicherlich nichts Gutes kommen. Hildegard fand zwar Gehör bei Papst und Kaiser, aber nicht als Kirchenlehrerin! – Übrigens ist Thomas von Aquin, das „Kirchenlicht“, 1323 vom Papst heiliggesprochen worden. Hildegard von Bingen erfüllte bisher offiziell die „Kriterien“ nicht!

Insbesondere Thomas brachte die eigentlich überholte frauenfeindliche Denkweise des Aristoteles (4. Jahrhundert v. Chr.) und die Dämonenlehre von Augustinus (4. Jahrhundert n. Chr.) neu ins Gespräch. Daraus entwickelte sich bald die Vorstellung von der „Teufelsbuhlschaft“, des realen Geschlechtsverkehrs mit einem Teufel.

Der verssexualisierte Teufelspakt führte 200 Jahre später unmittelbar zur Hexenlehre. Die Folgen hätte Thomas sicher nicht befürwortet, aber sie waren verhängnisvoll.

Nicht zu unterschätzen ist im Zusammenhang mit dem Hexenphänomen die jahrhundertlang durch Interpretationen aus Altem und Neuem Testament angebahnte Sexualfeindlichkeit, die vom 11. Jahrhundert an zunehmend auf die Diskriminierung von Frauen abzielte.

Für Ehebruch z.B. erhielt eine Frau von beiden Beteiligten schon immer die entschiedener härtere Strafe, u.a. die Todesstrafe (vgl. Altes und Neues Testament). Die mittelalterliche Kirche sah für einmaliges Onanieren einer Frau eine dreijährige Buße vor, für einen männlichen Mörder eine Buße von 40 Tagen. In der Zeit der Hexenprozesse drohte Frauen wegen sexueller „Verfehlungen“ die Verbrennung ... Es gab für „Sexualdelikte“ von Männern gegenüber Frauen bis in unsere Zeit hinein keine konsequent vergleichbare Ahndung: Noch bis 1997 wurde Vergewaltigung in der Ehe gar nicht und Vergewaltigung außerhalb der Ehe nach dem Strafgesetzbuch meist geringer bestraft als ein gewaltsamer Einbruch oder Raub. Der Missbrauch von Kindern lag meist ebenfalls noch bis April 1998 unterhalb der Bestrafung von Raub. Bei Abtreibung wurde/wird im Allgemeinen ebenfalls nur die Frau bestraft ... Beruhte dies alles darauf, dass zu lange ausschließlich Männer über Gesetze bestimmten?

Ebenso beeinflusste die nach jahrhundertlangen Diskussionen 1139 mit Mühe durchgesetzte Zölibatsverordnung das bereits negativ eingefärbte Frauenbild.

Ehelosigkeit und Jungfräulichkeit hielt/hält (?) die römische Kirche seit dem 13. Jahrhundert – differenziert betrachtet – für wertvoller als das Eheleben, aber vor allem für wertvoller als das Leben als Ehefrau. Dies festigte das „Dreiklassensystem“: Priester, Männer, Frauen.

Das von teilweise zölibatären Theologen lang diskutierte Thema der Sexualität erlebte in der Zeit der Hochscholastik im 13. Jahrhundert einen leibfeindlichen Höhepunkt. Sehr rigide Regeln sind damals aus unterschiedlichen Gründen formuliert worden. Dabei veranlasste vor allem die Promiskuität (Geschlechtsverkehr ohne eheliche Bindung) die Kirche zu Ordnungsprinzipien. *Die Autoritäten der Kirche ordneten im 13. Jahrhundert die Sakramente neu. Eine Beichte pro Jahr wurde zur Pflicht gemacht und das Ehesakrament – zur besseren Kontrolle – als siebtes Sakrament hinzugefügt. Positiv war dabei, dass die Frau den Mann von nun an normalerweise frei wählen durfte. Es änderte sich jedoch nichts an der „munt“, der absoluten Vormundschaft des Mannes über die von ihm in jeder Hinsicht abhängige Frau (erst 1957 in der Bundesrepublik gesetzlich endgültig aufgehoben).*

ben). Es erforderte übrigens *vehemente Anstrengungen* von Dr. Elisabeth Selbert (SPD), 1949 im *Parlamentarischen Rat die Diskriminierung aufzuheben und in Artikel 3, Absatz 2 im Grundgesetz zumindest schon mal die gedruckte Feststellung durchzusetzen: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt.“* *Olympe de Gouges (1748-1793) forderte nach der Französischen Revolution 1791 durch öffentliche Schriften von der neuen Verfassung der Nationalversammlung u.a. das Wahlrecht nicht nur für alle Männer, sondern sofort auch für alle Frauen! Diese geniale Frau wurde wegen ihrer politischen Thesen zur staatsbürgerlichen und gesellschaftlichen Gleichberechtigung für Männer und Frauen am 3. November 1793 vom Revolutionsgericht unschuldig guillotiniert. Sie schrieb vor ihrem Tod: „Meine Stimme wird sich noch aus des Grabes Tiefe Gehör zu verschaffen wissen!“*

Im 13. Jahrhundert gab es zwei Gründe für die Notwendigkeit, in der Ehe zu leben: die Zeugung und die Vermeidung von Unzucht. Zahlreiche Regeln stellten damals insbesondere zölibitär orientierte Theologen für das Eheleben auf:

- Der Geschlechtsakt darf keine Lust erzeugen.

- Lust ist Sünde, erfordert Buße oder Strafe.
- Häufiger Geschlechtsverkehr führt zu Geisteschwäche.
- Sündenlos ist die Ehe nur für den Partner, der auf Anforderung die eheliche Pflicht leistet, und zwar nur zur Zeugung.
- Für ein keusches Eheleben bot die Kirche geschlechtsfreie Tage an, d.h. mit allen Fasten- und Feiertagen ca. 5-6 Monate pro Jahr.
- Der „Hexenhammer“ (s.u.) verbot unter Todesstrafe den Geschlechtsverkehr „außerhalb des gebotenen Gefäßes“, nämlich der Vagina.
- Verboten waren Homosexualität, Selbstbefriedigung und jede beim Geschlechtsverkehr von der „Norm“ (Frau unten, Mann oben) abweichende Stellung.

Zu den o.g. Sünden gab es einen Beichtspiegel für Beichtväter, der außerordentlich intime Fragen über sündhaftes Verhalten stellte und besondere Strafen und Bußleistungen mitlieferte. Mitunter zeigte sich, dass sich die Beichtväter im Eheleben besser auskannten als die Eheleute...

Ebenso „teuflich“ belastet spiegelten sich allmählich im Kirchenkodex die Eigenschaften der Frau wider:

- Weil Eva vom Apfel aß, war sie schwach. Folgerung: Alle Frauen sind schwach, alle Männer stark.
- Die Frau ist verführbar, also ist sie weniger zur Sittlichkeit geeignet als der Mann.
- Das Gefühl treibt die Frau zu allem Bösen, wie der Verstand den Mann zu allem Guten hin bewegt (vgl. Albertus Magnus).
- Die Frau ist gezeugt aus der Rippe, also ist sie ein „missglückter Mann“, eine „defekte Natur“ (s. Aristoteles/Thomas v. Aquin).

Hildegard von Bingen erklärte dazu: Wenn Adam aus Lehm gemacht wurde und die Frau aus seiner Rippe, dann ist sie doch aus einem höherwertigen, vollkommeneren Stoff erschaffen, also eher „besonders wertvoll“ ...

- Menstruationsblut ist unrein, also giftig.
- Frauen können u.a. wegen der Unreinheit nie Priesterin werden, was in der katholischen Kirche bis heute gilt.
- Frauen mussten noch bis ca. 1965 nach der Geburt u.a. wegen der Erbsünde vor dem Betreten der Kirche eine „Aussegnung“ durch einen Priester bekommen. Die Geburt hatte sie nämlich „unrein“ gemacht ...

- Wöchnerinnen, die im Kindbett starben, waren nicht „ausgesegnet“ und durften bis ins 16. Jahrhundert hinein nicht in der Kirche aufgebahrt werden.
- Schon der lateinische Begriff für „Frau“ zeigt, dass sie geringeren Glauben hat als der Mann: fe = Glaube, mina = weniger
- Der Mann stellt den Geist dar, die Frau die Materie (vgl. Aristoteles). *Vom 16.-18. Jahrhundert diskutierte man(n), ernsthaft auf hohem Niveau darüber: „Ob die Weiber Menschen sind?“* *Noch 1903 veröffentlichte der Neurologe Dr. Paul Julius Möbius in Leipzig sein Buch „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ mit der Begründung: kleines Hirn, minderer Verstand.*
- Das bei Nordwind (stark) gezeugte Kind wird ein Junge, das bei Südwind (schwach) gezeugte Kind wird ein Mädchen.
- Die Frau ist eine Hilfe zum Kindergebären, aber sonst wenig von Nutzen (vgl. „Blumentopftheorie“).
- Ist ein Mann impotent, steht seine Frau mit dem Teufel im Bunde. *Hexenprozesse waren mitunter eine willkommene Gelegenheit, Frauen ohne Probleme loszuwerden ...*

- Während der Menstruation gezeugte Kinder sind aussätzig, behindert, wasserköpfig ...
- Inzest ist keine so schwere Sünde wie Verhütung.
- Verhütung ist gleichzusetzen mit Mord.

Das Hexenbild erhielt außerdem noch durch viele andere Vorstellungen und Begebenheiten des allgemeinen Lebens deutliche Konturen. Wer damals heilen konnte (meist Frauen), lebte mitunter in hohem Ansehen und besaß Macht. Die Kenntnisse zum Heilen vermittelte den Frauen angeblich der Teufel. Auch wenn Frauen – seltener Männer – nur ihrer Heilkunst dienten, gerieten sie durch die Kirche immer leichter in den Verdacht des Schadenzaubers. Nach dem Motto „Zauberei gleich Hexerei“ erforderte dies eine Verurteilung gemäß Ex. 22,17: „Die Zauberin darfst du nicht am Leben lassen!“

Die Bibelstelle, die zur Verurteilung von Frauen als „Hexe“ führte, weist bis weit in die Mythologie des Altertums zurück. Bereits seit dieser Zeit wurde den Frauen eine besondere Befähigung und Neigung zur Zauberei zugeschrieben. Betreuung von Kranken gehörte immer schon in den Zuständigkeitsbereich von Frauen.

Interesse an der Verurteilung von Heilkundigen zeigten außerdem Kleriker, die beispielsweise mit „Exorzismen“ bestimmten psychischen Krankheiten begegneten und damit sowohl Macht ausübten als auch Geld verdienten. Sie wollten Konkurrenz ausschalten.

Antike Praktiken der Zauberei mit – aus heutiger Sicht – absurden Mixturen von Ausscheidungen sowie Inne- und Tieren, verschiedenen Kräutern usw. waren bis ins Mittelalter hinein üblich und weitgehend durch den Klerus toleriert worden. Die Zuordnung dieser magischen Kulte zählte aber bald zum „Teufelswerk“, weil die Handlungen nun immer intensiver als konkurrierende Rituale des Christentums gesehen wurden. Der Blick änderte sich, nicht die mythologischen Techniken.

Die Kirche überformte viele ursprünglich „heidnischen“ Rituale und empfahl den Gläubigen, sich mit sogenanntem „Gegenzauber“ gegen die Hexen und vor dem Teufel zu schützen: mit Gebeten, Bekreuzigung, Segnungen, heiligen Zeichen, geweihten Palmen, Verehrung der Heiligen, gesegneten Wachsbildern, frommem Lebenswandel, Weihwasser usw. Diese in christlicher Lesart zelebrier-

ten Rituale zählten Hexenjäger natürlich nicht zur „Zauberei“. Alle außerkirchlichen Rituale wurden folglich zum „Schadenzauber“ erklärt und als sogenanntes „Ausnahmeverbrechen“ der „Hexerei“ interpretiert. Es konnte nur durch Folter ermittelt und durch das Feuer „gesühnt“ werden.

Auch die Erfahrungen mit Verhütung und Schmerzlinde- rung gelangten mehr und mehr in den Ruf einer „Geheimwissenschaft“. Die Hexenrichter wollten vermutlich nicht mit gezielter Absicht die medizinischen Kenntnisse des Mittelalters vernichten. Jedoch unterbrach das durch die Angst vor den Torturen in Hexenprozessen hervorgerufene Schweigen der sogenannten weisen oder heilkundigen Frauen (und Männer), insbesondere der Hebammen, die Tradition der bisher nur mündlich überlieferten Praktiken. Somit wurde in ein bis zwei Generationen das Wissen um die zumindest teilweise wirksame mittelalterliche Heilkunst dezimiert. – Übrigens heißt die Hebamme in Frankreich bis heute <sage femme>, d.h. weise Frau.

Außerdem führten geistig, seelisch und körperlich schwer zu diagnostizierende Krankheiten (Anfälle, Besessenheit usw.) oft zur He-

xereianklage, denn diese Krankheitsbilder mussten ja eine teuflische Ursache haben. Der „Hexenschuss“ ist uns bis heute noch bekannt. *In Verruf geriet eine Frau z.B. oft, wenn sie ein behindertes Kind (Wechselbalg) geboren hatte. Dann war sie fast schon eine Hexe. Sie hatte dieses Kind mit dem Teufel gezeugt (vgl. untenliegende und obenliegende Teufel). Der Teufel hatte der Frau das Kind untergeschoben, als Zeichen für den „Pakt“.*

Ebenso wurden durch Schuldzuweisungen Menschen verantwortlich gemacht für Impotenz, Unfruchtbarkeit, Missernten, Viehseuchen, Krankheiten wie z.B. die Pest und den Tod. Da die Zuständigkeit für Geburten, Ernährung, Krankenpflege usw. im Allgemeinen auch damals im Verantwortungsbereich von Frauen lag, konnten vor allem sie dann leicht zu Sündenböcken werden.

Insbesondere hielten Frauen gerne – u.a. aus Überlebensgründen – an ihren guten, altbewährten mythologischen, magischen und heilkundlichen Kulturen und Erfahrungen fest. Sie waren nicht bereit, die anerkannten Fähigkeiten für eine offenbar schon damals als frauenfeindlich empfundene, allein seligmachende Religion

aufzugeben, denn schließlich bot ihnen die Kirche keinerlei attraktive Dienste an. Bekannte, nichtchristliche Rituale durften aber nun nicht mehr praktiziert werden. Die Kirche erklärte dies für abergläubisch (aber = falsch). Heidnische (also „falsche“) Bräuche bedeuteten „Zauberei“ und forderten den Tod durch Verbrennen.

Interessant ist auch, dass sich im 16. Jahrhundert der Ärztestand mehr und mehr etablierte. In der Medizin nicht ausgebildete Männer kontrollierten ganz allmählich heilkundige Frauen, meist Hebammen. Diese wurden aufgefordert, ihr Wissen den Männern zur Verfügung zu stellen. In vielen deutschen Städten entstanden um 1450 Hebammenverordnungen, die Frauen allein keine Geburt mehr erlaubten. Es musste ein „Arzt“ dabei sein. Diese Tendenz bezog sich z.B. auch auf das Bierbrauen. 1420 musste die Kölner Bierbrauerin Fyegin van Broickhusen ihre Braukunst über einen Zeitraum von acht Jahren gegen 115 Rheinische Gulden an städtische Braumeister weitergeben.

Noch etwas erweist sich als überzufällig ursächlich für die Herausbildung des Hexenphänomens: Forschungen haben gezeigt, dass Hexenprozesse in den

Zeiten der Kälteperioden nach 1488, 1560, 1626 und 1660 deutlich zunahmen. Für Missernten und Hungersnöte musste es „Verursacher“ geben. Die Erkennungszeichen für Hexen, von Klerikern in Predigten ständig erklärt und verbreitet, wurden allmählich von den Gläubigen übernommen.

Das „gemeine Volk“ griff die Aufforderung zur Denunziation auf und verlangte oft ausdrücklich die Verurteilung von Hexen. Das „Böse“, die „Not“, konzentrierte sich damit auf eine für „schuldig“ erklärte Person, die mitsamt dem Unheil aus der Welt verb(r)annt werden konnte. Zur Denunziation von Hexen gehörte auch die Neigung der Menschen, eigene Fehler in andere hineinzu projizieren, um diese dann zu verurteilen zu können. Nicht selten kam es vor, dass Frauen sich selbst der „Hexerei“ bezichtigten, z.B. um sich interessant zu machen, sich vor Denunziationen zu schützen, um besondere Anteilnahme zu erzwingen oder auch auf Grund tatsächlicher psychischer Erkrankungen. Hinzu kam, dass manche Menschen mit Freude Geschichten und Gerüchte erfanden oder andere denunzierten, weil sie sich aus den verschiedensten Gründen

(Neid, Missgunst, Unrecht) persönlich geschädigt fühlten.

Ein sehr bekannter, allgemein menschlicher Aspekt forcierte ebenfalls die Hexenprozesse: die zeitlose Faszination des Bösen, des „Außer-Ordentlichen“.

Die Henker sorgten dafür, dass durch die Folter möglichst niemand starb. Das sog. Autodafé, d.h.

Urteilsverkündung und Vollstreckung, brachte dem Henker mehr Geld ein. Außerdem bot die Verbrennung der Opfer jedes Mal im Ort ein sensationelles Schauspiel, oft verbunden mit einem Fest.

Auch die qualvolle Folter zwang die Opfer, andere zu denunzieren. Sie wurden z.B. gefragt: „Wen hast du gesehen auf dem Hexensabbat? War es nicht die Nachbarin Schulze? Wer hat dir beim Herstellen der Salbe geholfen? Die Katharina war oft bei dir! Sie half dir, nicht wahr?“ Und wenn dann die Daumen- oder Beinschrauben fester gedreht wurden, haben Frauen, wenn den Schmerzen anders nicht zu entgehen war, weitere Frauen denunziert. Deswegen machten sie sich später, also nach der Folter, oft große Vorwürfe und wollten schon allein aus diesem Grund sterben.

Witwen, die nicht mehr heiraten durften und für die kein männlicher Vormund mehr existierte, konnten bei erstrebenswerten Besitzverhältnissen durch Personen, die sich an ihrem Erbe bereichern wollten, mitunter leicht in Hexenprozesse geraten.

Die Frau wurde manchmal auch zum Sündenbock für sexualneurotische, zölibatäre, teuflergläubige Männer.

Je mehr der Klerus Frauen als Hexen verfolgte, desto intensiver zeigten sich manch theologische Hexenjäger übrigens als Marienverehrer.

Auch die neuen Erkenntnisse der Naturwissenschaft förderten das Verbrennen von Ketzern. Mit der Entdeckung des neuen kopernikanischen Weltbildes (um 1507), das im Gegensatz zur Bibel stand, fühlte sich das Christentum existenziell bedroht und blieb dabei: Die Sonne dreht sich um die Erde! Bis 1835? Denn bis dahin stand das Buch des Kopernikus auf dem Index. Wissenschaftler, die die heliozentrische Weltansicht lehrten, erklärte die Kirche zu Ketzern. Z.B. musste Galileo Galilei (1564-1642) der neuen Theorie abschwören, Giordano Bruno (*1548) wurde 1600 u.a. deswegen verbrannt,

Johannes Kepler (1571-1650) entging 1600 den „Zensoren“ durch seine Flucht nach Prag. Später verteidigte er von 1616 bis 1621 seine Mutter, die 70-jährig als Hexe „ins Geschrei“ gekommen war, erfolgreich in einem Hexenprozess und bewahrte sie mit Hilfe ihres Vermögens vor dem Scheiterhaufen.

Interessante Einblicke bietet in unserer Zeit die Erforschung von dörflichen Solidargemeinschaften zur Zeit der Hexenverfolgung. Dabei zeigt sich, wie abweichendes, „abnormes“ Verhalten AußenseiterInnen schaffte und aus welchen Gründen diesen Menschen mit Intoleranz begegnet wurde: z.B. rote Haare, auffällige Augen, der „böse Blick“, unterentwickelte oder übermäßige Intelligenz oder auch besonderer Erfolg. *AußenseiterInnen und Sündenböcke werden zu allen Zeiten – auch heute – gerne für Missstände in der Gesellschaft verantwortlich gemacht.*

Hexenbulle und Hexenhammer (1484 und 1487)

Die beschriebenen Teufelsvorstellungen und die Diskriminierung der Frauen versuchten einige abergläu-

bische Kleriker für ihre Kirche zu nutzen. *Der Klerus verfügte nicht über eine einheitliche Ausbildung. Es gab Priester mit sehr geringen Lateinkenntnissen, die bei einem Pfarrer einige Zeit in die Lehre gingen. Ein langes Theologiestudium absolvierte der geringere Teil. Als abergläubisch erwiesen sich jedoch Theologen vom Lehrling bis zum Papst. Kleriker mit gesundem Menschenverstand – ob mit oder ohne theologische Ausbildung – gab es viele, aber ihre Meinung zählte nicht, und ihre Stimme erklang vielleicht in der „Hexenzeit“ aus Angst zu leise.*

Fanatische Theologen des 15. Jahrhunderts begannen, die „Hexensekte“ mit Elan zu bekämpfen. Dabei wollte die Bevölkerung jedoch noch gar nicht so „begeistert“ mitmachen. Zwei deutsche Dominikaner, Institoris und Sprenger, bereits als Hexeninquisitoren in Deutschland etabliert, veranlassten 1484 Papst Innozenz VIII. die sog. Hexenbulle zu schreiben. Mit diesem Text erhielten die beiden Hexenfanatiker die päpstliche Erlaubnis zu rücksichtslosem Kampf gegen die vermeintliche „Hexensekte“ in Deutschland. Dabei stellte der Papst ihnen die berühmt-berühmte Inquisition (seit 1232

in Kirchengerichten für Ketzler zuständig) mit allen möglichen Machtmitteln zur Seite. Auch diese „Hexenbulle“ wurde vom Volk und vielen weitsichtigen Theologen noch nicht ernst genommen. Deshalb schrieb Institoris (eventuell war Sprenger ebenfalls beteiligt) 1487 den „Hexenhammer“ (Malleus maleficarum, d.h. Hammer der Übeltäterinnen).

Eine „Männer einschließende Sprache“ beabsichtigte Institoris damit nicht. Ihm ging es ganz gezielt um die Ermordung von Frauen. „Hammer“ bedeutete ganz klar: Instrument zum Draufhauen (vgl. Ketzlerhammer des Hl. Hieronymus um 400, Judenhammer des J. von Frankfurt 1420).

Der soeben erfundene Buchdruck ermöglichte über zwei Jahrhunderte hinweg 29 Auflagen der verhängnisvollen Bücher, also ca. 15.000 Exemplare.

Inhaltlich lieferte der „Hexenhammer“ sowohl die teuflischen Erkennungsmerkmale für Hexen als auch die Anweisungen zu deren gerichtlicher Verurteilung, Folter und Hinrichtung (s.u.). „Hexenbulle“ und „Hexenhammer“ bildeten sozusagen als pseudotheologische „Brandbeschleuniger“ die Grund-

substanz für die Scheiterhaufen. Darüber hinaus förderten sogenannte fanatische „Hexenriecher“ bzw. „Hexenjäger“ (Richter oder Theologen) neue abartige Hexenlehren, z.B. Binsfeld, Delrio, Guazzo, Galeazzo und Balthasar Nuß im katholischen, Benedict Carpzow, David Meder, Jacob Gräter im reformierten Bereich. Aber selbst all diese abergläubischen Texte hätten die Frauenmorde allein nicht auslösen können. In der zu Beginn der Neuzeit vorherrschenden Stimmung von Aufbruch, Unsicherheit, Angst, Krieg und Not erhielten die beiden grausamen Bücher im 16. und 17. Jahrhundert eine **irrationale Eigendynamik**. Denn leider fanden sich nach ihrer Veröffentlichung verhängnisvollerweise genügend „Lateinkundige“, die die systematisierte Hexenlehre dann an Lese- und Schreibunkundige fanatisch predigend vermittelten. (Über 95% der Bevölkerung waren Analphabeten.) In dieser Atmosphäre von Unrecht, Angst, existenzieller Not, Krieg, Pest, unerklärlichen Naturkatastrophen usw. gelang es dann allzu oft „funktionierenden Seilschaften“ (z.B. Klerikern, Richtern, Henkern, Denunzianten, Denunziantinnen, Sadisten), bestimmte Mitmenschen als „Hexen“ zu stigmatisieren, anzuklagen

und zu verbrennen. So war zu Beginn der Neuzeit (!) – weitgehend durch die Richtlinien der katholischen Kirche – der Boden theoretisch und praktisch vorbereitet für die größte, systematische Ermordung von Menschen – überwiegend Frauen – vor dem Holocaust in unserem Jahrhundert.

Hexenbegriff (15. Jahrhundert)

Die Ursprünge des Begriffs sind noch nicht eindeutig geklärt. Das Wort „Hexe“ entwickelte sich erst im Laufe des 15. Jahrhunderts. Vorbilder gibt es aus alten assyrisch-babylonischen, italienischen und nordischen Sagen. „Hexe“ setzt sich vermutlich aus südländischen und germanischen Wortteilen zusammen: hag = Zaun und zussa = Weib. Eine ähnliche Bedeutung drückt das altisländische Wort „tunrida“, d.h. Zaunreiterin, aus.

Das Wort „hexerye“ ist 1419 in einem Gerichtstext aus Luzern erstmals enthalten. Durch das Konzil von Basel (1431-1449) und durch den „Hexenhammer“ erhielt „Hexe“ dann die spezielle, allumfassende, negative Kennzeichnung: „mit dem Teufel im Bund“.

Die „christliche Hexe“ (Ende 15./16. Jahrhundert)

Allmählich ging im 14./15. Jahrhundert die Ketzerei – über die Zauberei – in die „typisch christliche“ Hexerei über. Der Begriff „Hexe“ trat um 1450 allmählich an die Stelle von Ketzerei oder Häresie. Bekannte fanatische Theologen legten für die „typische Hexe“ nach dem „Hexenhammer“ im 16. Jahrhundert weitere und auf jeden Fall abqualifizierende Erkennungsmerkmale fest. Folgende Kennzeichen galten im allgemein klassischen Sinn für „Hexen“:

- **Schadenzauber**, d.h. Wettermachen wie z.B. Dürre, Hagel, Regen, Fluten, Frost zur Zeit der Ernte, Heilen, Töten
- **Dienerin des Teufels**, die ihre Seele dem Teufel verschreibt (vgl. Teufelspakt); Machtausübung mit Hilfe des Teufels
- **Fliegen durch die Nacht**, auf Besen, auf Tieren, mit dem Teufel
- **Zugehörigkeit zur Sekte**, d.h. Förderung einer Verschwörung des Teufels gegen das Christentum, Teilnahme am Hexensabbat (d.h. perverse, sodomitische, inzestuose Sex-Orgien mit dem Teufel; „Sabbat“ bedeutet dabei eine absichtliche Verunglimpfung des jüdischen Glaubens).

Erwähnenswert ist, dass Frauen in den von der Kirche verketzerten Sekten (z.B. der Katharer und Waldenser) im Spätmittelalter eine größere Selbstständigkeit und Gleichberechtigung neben den Männern erfahren durften als im Katholizismus. Mit der Erklärung der „Hexensekte“ wehrten sich bestimmte Kleriker und Richter im späten Mittelalter gegen die sozialreligiöse Frauenbewegung und deren „Unabhängigkeitsstreben“. So verloren viele Beginenhäuser – auch in Duisburg – allmählich im 15./16. Jahrhundert ihre Selbstständigkeit und wurden in „kirchlich kontrollierte Klöster“ umgewandelt.

Diese erste Frauenbewegung widerlegte die patriarchale Propaganda, Frauen hätten weniger Hirn und minderen Verstand. Das zunehmende Selbstbewusstsein von Frauen musste „zerschlagen“ werden. Außerdem führten im 15. Jahrhundert viele Frauen, deren Männer einen Krieg oder Krankheiten nicht überlebten, das Handwerk des Mannes weiter und fanden sogar Einlass in Zünfte. Aber auch die Männer in den Zünften (Gilden, Gafeln) sahen in der hervorragenden handwerklichen Fähigkeit der Frauen eine Konkurrenz und drängten sie – den frauenfeindlichen

Trend nutzend – im 16. Jahrhundert allmählich gezielt aus den Zünften heraus.

Es bahnte sich im Spätmittelalter ein sehr selbstständig denkendes und handelndes Bewusstsein bei Teilen der weiblichen Bevölkerung an. Königs- und Adelstöchter lernten Lesen, Schreiben und sogar Latein, und das oft erfolgreicher – bei weniger Unterricht – als ihre Brüder. Nicht auszudenken, wenn es 1487 nicht den „Hexenhammer“, sondern eine „Erklärung über die Gleichberechtigung von Männern und Frauen“ gegeben hätte. Dann hätte 1987 ein großartiges Jubiläum gefeiert werden können: 500 Jahre Gleichberechtigung von Männern und Frauen ...

Stattdessen schrieben die Hexenrichter – einigen abergläubischen Autoritäten dieser Zeit gemäß – den „Hexen“ noch viele andere Fähigkeiten zu, z.B. konnten sie demnach:

- sich in Tiere verwandeln
- die Ernte vernichten
- Armut oder Reichtum bewirken
- himmlische Kräfte beschwören und beeinflussen
- in verschlossene Räume eindringen
- Salben aus Leichenteilen herstellen

- mittels gemixter Salben heilen oder durch die Luft fliegen
- durch Bann und Fluch Unglück hervorrufen
- Krankheiten zu bestimmten Personen schicken
- Liebeszauber betreiben
- Fruchtbarkeit oder Sterilität von Menschen und Tieren verursachen
- Tiere und Menschen krank machen oder töten
- mit Ausscheidungen (z.B. Schweiß, Urin, Kot, Blut) Verhütung betreiben
- Nahrung vergiften

Während der Folter „gestanden“ die Hexen unter Qualen dann gemäß der Fragen beim Verhör diese Eigenschaften, die das Volk durch Indoktrination bestens kannte (Predigten und Flugblätter). Denn darin pflegten fanatische Hexenjäger in phantasievollen sprachlichen Bildern oder Schwarzweißmalerei „den leibhaftigen Teufel an die Wand zu malen“ ...

Zum Gerichtsverfahren

Jede und jeder konnte in die Maschinerie der Hexenprozesse geraten. Bei einer Anklage gab es kaum ein Entkommen. Die ersten Ketzerprozesse führten Geistliche durch, im allgemeinen vom Papst seit ungefähr 1250 eingesetzte Dominikaner. Todesurteile,

Folter Hinrichtungen und Verbrennungen erledigten bald weltliche Gerichte – im Namen Gottes.

1532 trat ein neues Gesetzeswerk in Kraft, die berühmte „Constitutio Criminalis Carolina“ Karls V. Sie sollte Willkür oder die gesetzlichen Unsicherheiten der verschiedenen alten Gesetzesgrundlagen beseitigen (u.a. Sachsenspiegel, Schwabenspiegel). Die Gerichtsverfahren verbesserten sich im allgemeinen, jedoch nicht für Hexenprozesse.

Hexerei zählte zu den „gemischten Verbrechen“, d.h. der Schadenzauber war z.B. kirchlich betrachtet Ketzerei (Irrlehre) und weltlich gesehen gleichzeitig ein Vergehen gegen die Gemeinschaft.

Außerdem setzte sich für „Hexen“ die verschärfte Folter und durch besondere Interpretationen die vielfache Wiederholungsfolter durch. Kleriker, ob katholisch, lutherisch oder calvinistisch, spielten den weltlichen Gerichten im allgemeinen die Prozesse zu und konnten die „Blutarbeit“ später gestrost weltlichen Henkern überlassen.

Der Kreis blieb geschlossen, denn Richter und Henkershelfer waren in kirchlichen Schulen mitunter von hexengläubigen Theologen ausgebildet worden.

Ohne Mitleid erlaubte das „Gesetz“ den geistlichen und weltlichen Richtern jede Gemeinheit und Grausamkeit, um Hexen und Hexenmeister zu finden und „auszurotten“, wie es z.B. in Köln hieß. In Hexenprozessen herrschten die Regeln des Unrechts:

- Zu Anzeigen/Gerüchten, auch von Familienmitgliedern, wurde das Volk ausdrücklich aufgefordert. Eine anonyme Anklage allein konnte schon zum Hexenprozess führen. Die Gerichte stellten gleichzeitig Kläger und Richter (*vgl. die heutigen Verfahren der Glaubenskongregation in Rom*).
- Mit der Anklage und Folter von Männern gingen die Hexenrichter im allgemeinen sehr vorsichtig um. Männer waren schließlich „Menschen“. Die Richter konnten sich Schmerzen von Männern leichter vorstellen. *1595 rief das anonym erschienene Pamphlet „Neue Disputation gegen die Frauen, in der bewiesen wird, daß sie keine Menschen sind“ Empörung hervor. Mit ernsthaften Gegendarstellungen versuchten einige Intellektuelle die abstrusen Argumente zu widerlegen, jedoch ohne besonderen Erfolg.*

- Zeugen brauchten keinen sogenannten „guten Ruf“ zu haben.
- Opfer erhielten keine Verteidiger, keine Besuche, keine Hilfe.
- Wer durch die Folter starb, den hatte der Teufel „geholt“.
- Qualvolles Foltern war gefordert, wiederholtes Foltern erlaubt.
- Folter galt nicht als Strafe, sondern als Mittel zur Erzwingung des Geständnisses bzw. der Wahrheit.
- Denunziationen unter der Folter waren notwendig (!) und ermöglichten weitere Prozesse.
- Die Richter versprachen den Angeklagten für die unter fürchterlichsten Qualen erzwungenen Geständnisse (z.B. Teufelsbuhlschaft) ein günstigeres Urteil, hielten die Abmachungen nachher jedoch nicht ein.
- Bereicherungen von Inquisitoren am Besitz der Hingerichteten gab es sehr oft.

Folterarten

Mit der Bestrafung der Hexen wurde das Foltern zum allgemeinen Rechtsgut. Beim Quälen war der ekelhaftesten und grausamsten Phantasie der Henker (Büttel) keine Grenze gesetzt. Die Foltergrade wurden im Laufe der Jahrhunderte von

fünf auf sieben erhöht. Spezielle Praktiken erfolgten darüber hinaus willkürlich und standen Folterkammern des 20. Jahrhunderts sehr nahe. Durch Predigten und vervielfältigte Flugblätter wussten Frauen, was die Hexenrichter hören wollten, z.B.:

- Ich bin eine Hexe.
- Ich habe mit dem Teufel geschlafen.
- Ich habe am Hexensabbat teilgenommen.
- Ich habe Raupen/Käfer usw. in Nachbars Garten gezaubert.
- Ich habe Hagel/Regen/Frost aufs Feld geschickt.
- Ich habe Müllers Kuh verzaubert, so dass sie keine Milch mehr gibt.
- Ich habe Herrn X oder Frau Y die Krankheit geschickt.
- Ich habe Neugeborene umgebracht und davon Salbe hergestellt.
- Ich habe gesegnete Hostien aus dem Mund genommen und zum Zaubern in einen Topf geworfen.

Außerdem wollten Hexenrichter wissen,

- ob der Teufel ihr (der Hexe) die Jungfräulichkeit geraubt habe?
- wie der Penis und wie der Samen des Teufels sei? Ob der Beischlaf mit dem Teufel mehr Spaß bereite als mit dem Ehemann?

- ob der Teufel den Koitus in natürlicher Weise (d.h. Missionarsstellung) oder in anderen Stellungen (also vom Klerus aus gesehen anormal) ausführte?

Die erste Stufe der Folter sollte Angst erzeugen, z.B. durch Unterbringung in „Rattenlöchern“ und/ oder durch das Vorzeigen der Folterwerkzeuge. Zur Vorbereitung der „erforderlichen Geständnisse“ erfolgte bei den entkleideten Opfern – also meist bei Frauen – die umständliche und gründliche Suche nach dem „Teufelsmal“ durch Männer bis in die Intimbereiche hinein: Muttermale, Narben, Warzen, kleine Hautveränderungen (!) bezeugten den Pakt mit dem Teufel. Die Henker stachen dabei oft mit einer spitzen Nadel in die „Teufelsmale“ hinein. Kam beim Stechen kein Blut heraus oder zuckte das Opfer nicht zusammen, war es eine Hexe. Der Teufel verhinderte dann, dass das Blut floss oder Schmerzen zu spüren waren.

Dabei benutzten die Henkersknechte oft eine präparierte Nadel mit Futteral, in das hinein die Nadelspitze beim „Stechen“ in die Haut verschwinden konnte.

Mit der gleichen Sorgfalt durchsuchten die Hexenrichter alle Körperöffnungen

nach Gegenzauber-Zeichen wie z.B. Amuletten oder verzauberten Steinen, deren Besitz als Machtzeichen des Teufels angeblich Schmerzempfindlichkeit für die Frauen bewirkte.

Um den etwaigen Widerstand zum Geständnis zu brechen, begann meist die erste „Qualstufe“ mit dem Zudrehen der Daumenschrauben bzw. Beinschrauben – bis die Knochen splitterten ...

Weitere Steigerungen kamen oft vor, z.B.:

- Aufhängen mit nach hinten festgebundenen und dann an einem Seil hochgezogenen Armen
- Brennen an Körperteilen mit heißen Eisen oder heißem Öl
- Durst- und/oder Hungerfolter in Dunkelheit
- Strecken aller Körperteile
- Sitzbank mit Nagelspitzen
- Wasserprobe (festgebunden an Beinen und Armen schwimmen, s.u.)
- Wasserfolter (trinken bis zum Platzen)

Der meist „regelgerecht“ durchgeführte Prozess endete im Allgemeinen mit einem protokollierten Urteil, das in den meisten Fällen ein Todesurteil darstellte.

Spee schrieb 1631 in seiner Hilflosigkeit und seinem Mitleiden angesichts der unerträglichen Torturen, die

Frauen aushielten, weil sie die abartigen Fragen der Hexenkommissare für verrückt hielt: „Unglückliche, was hast du erhofft? Warum hast du dich nicht gleich beim ersten Betreten des Kerkers für schuldig erklärt? Törichtes, verblendetes Weib, warum willst du den Tod so viele Male erleiden, wo du es nur einmal zu tun brauchtest? Nimm meinen Rat an, erkläre dich noch vor aller Marter schuldig und stirb. Entrinnen wirst du nicht. Das ist letzten Endes die unselige Folge des frommen Eifers Deutschlands.“³

Urteilstollstreckung

Todesurteile erledigten mehr oder weniger erfahrene Henker durch Erdrosseln, Henken oder – in der Regel vor 1600 – durch Verbrennen bei „lebendigem Leibe“ (von besonders „geschickten“ Henkern sind Arbeitszeugnisse erhalten). Manchmal erfolgte mittels Bestechung oder auch aus Mitleid vor dem Brennen das vorherige Erdrosseln. Männer wurden grundsätzlich vor dem Verbrennen erwürgt. Nach 1600 wurden im allgemeinen auch weibliche Opfer zunächst erdrosselt, dann verbrannt. Lebbendbegraben oder – mit-

³ Siehe Anmerkungen ab Seite 147

unter bei Nonnen – Lebend-
einmauern kam ebenfalls
vor.

*Das Verbrennen – lebendig
oder bereits tot – wie auch
das Ertränken diente als Rei-
nigung, d.h. Läuterung der
in der Folter festgestellten
„Schuld“. Dies ermöglichte
„Hexen“ den Einzug in den
Himmel. Opfer hatten für
diese „Gnade“ vor der
Hinrichtung zu danken.
Es sind auch möglichst effi-
ziente Verbrennungsvorrich-
tungen entwickelt worden:
In Frankreich gab es den
„bruloir“, in Deutschland
„fachgerechte Scheiter-
haufen“ und Hexenöfen.*

Auswirkungen der Hexenprozesse (allgemein)

Im Zuge der Kolonialisie-
rung und Missionierung
wurden im 16. und 17. Jahr-
hundert Hexenprozesse mit
zahlreichen Opfern nach eu-
ropäischem Vorbild auch in
Nord- und Südamerika so-
wie Afrika geführt. Noch
heute existiert weltweit in
nicht-industriellen Ländern
das Hexenphänomen mit
Todesurteilen.

*1948-1980 Tötung hunder-
ter Hexen in West-Indien
1958 Hexenpanik in Bel-
gisch-Kongo/Zaire 1962-*

*1988 endemische Hexen-
verfolgungen in Tansania
1996 Hexenpanik in der
Nordprovinz Südafrikas*

Die in Europa – dessen Be-
völkerung damals in 350
Jahren von 60 auf 176 Milli-
onen Menschen stieg –
durchgeführten „typischen“
Hexenverfolgungen gescha-
hen ungefähr in der Zeit
von 1430 bis 1780. Hier eini-
ge Eckdaten:

- Schwerpunkte lagen in
Deutschland sowie den
überwiegend südlich und
westlich gelegenen
Grenzbereichen der
Nachbarländer.
- Große Verfolgungswellen
gab es ungefähr von 1560
bis 1660.
- Behringer schätzt insge-
samt ca. 50.000, Schor-
mann ca. 100.000 Opfer.
- Davon sind durchschnitt-
lich ungefähr 80% Frauen
und 20% Männer – ohne
Altersgrenze. Verurteilt
wurden Föten, Säuglinge,
Kinder, Jugendliche,
Männer und Frauen,
Verheiratete, Ledige,
Schwangere, Alte und
Kranke, ja sogar Tiere
sind verbrannt worden
(Werwolf!).
- Ebenso viele Opfer, so
wird geschätzt, sind nach
der Folter als Krüppel aus
der Haft entlassen und /

oder außer Landes gewie-
sen worden. Sie starben
meist kurz danach: an
den Folgen der Folter
oder aufgrund des fehlen-
den sozialen Umfeldes.

- Die meisten Hexenhinrich-
tungen – ca. 25.000 – gab
es in Deutschland. Damals
stieg die Einwohnerzahl
zwischen 1430-1780 von
ca. 6,5 auf ca. 16,5
Millionen Einwohner (be-
zogen auf die heutige
Bodenfläche).

Die Hexenprozesse traten
räumlich und zeitlich in un-
terschiedlicher Intensität
auf. In den meisten refor-
mierten Gemeinden endeten
die Hexenprozesse frü-
her als in katholischen Ge-
genden. Es gab Gebiete mit
vereinzelt Prozessen und
andere mit Prozesswellen.
Zu den Hochburgen der
Hexenhinrichtungen mit ca.
500 bis 2.000 Opfern zähl-
ten Trier, Würzburg, Mainz,
Nürnberg, Bamberg, Pader-
born und Köln. Die letzte
Hexe in Deutschland war
die ledige Anna Maria
Schwägelin. Sie wurde noch
1775 in Kempten / Allgäu
verbrannt. Als letzte Hexe in
Europa gilt Anna Göldin,
die trotz europaweiter
Proteste im reformierten
Kanton Glarus / Schweiz
1782 zum Tod mit dem
Schwert verurteilt wurde.
Übrigens fällt auf, dass es
vor dem 16. sowie nach

dem 17. Jahrhundert in den
oberen Schichten deutscher
Regionen relativ viele be-
kannte, gebildete Frauen
gab. Während der Reforma-
tion und Gegenreformation,
den spanisch-französischen
Kriegen, dem Dreißigjähri-
gen Krieg, also in der Zeit
der Hexenanklagen, hielten
sich Frauen dagegen ver-
mutlich aus Angst und Not
sehr zurück. Sie wagten es
nicht, die wenigen Möglich-
keiten zur Bildung offen
wahrzunehmen, geschweige
denn ihre Intelligenz z.B.
durch Texte, Bilder, Kunst-
gegenstände öffentlich zu
zeigen ...

Auswirkungen am Niederrhein (Herzogtum Kleve und Grenzbereiche)

Eine ausführliche Übersicht
über die Hexenprozesshäu-
figkeit am Niederrhein gibt
es m.E. noch nicht. Auch in
diesem Gebiet sind viele
Akten vernichtet worden –
mit und ohne Absicht. Es ist
nicht völlig auszuschließen,
dass vereinzelt Akten noch
unentdeckt in Archiven la-
gern.

Hier einige Beispiele für die
Hexenverfolgung am Nie-
derrhein:

- Eine der ersten Hexenverbrennungen ereignete sich 1492 in Hüls bei Krefeld. Eine Frau wurde wegen Vieh- und Personenzauberei gefoltert und verbrannt.
- 1502 wurden eine Frau aus Rheinberg sowie drei Frauen aus Angermund und Ratingen verbrannt.
- 1516 kam Uland Dammeretz (bzw. Ulent Dammeretz) in den Ruf, eine Hexe zu sein. Sie war nach unerfüllter Liebe als Nonne in Marienbaum bei Xanten ins Kloster gegangen. Bald geriet sie in den Verdacht der Teufelsbesessenheit. Sie floh 1516 zu ihren Eltern nach Emmerich, wurde kurz danach dort verhaftet und ins Dinslakener Gefängnis gebracht. Uland Dammeretz blieb mindestens sechs Jahre ohne Anklage inhaftiert – angeblich zum Schutz der Nonnen. Bewacher haben sie zweimal geschwängert. Ihr Schicksal bleibt ungewiss.

Einige wenige Hexenprozesse fanden am Niederrhein entweder in kurkölnischen Enklaven oder in der Zeit nach Johann Weyer statt, z.B.:

- 1570 und 1590 Verbrennung je einer Frau in Kempen wegen Schadenzaubers.
- 1595/96 Verbrennung von 11 Frauen wegen Hexerei in Geldern

- 1613-1628 Verbrennung von 32 Opfern (31 Frauen, 1 Mann) in Straelen Als Hexenland ist Sevelen heute noch bekannt. Im Vergleich zu anderen Regionen gehört der Niederrhein zu den „hexenprozessarmen“ Gebieten (Schormann). Das liegt zum Teil daran, dass im 16. Jahrhundert am Hof der Herzöge von Jülich/Kleve und Jülich / Kleve / Berg weit-sichtige Erzieher, Ärzte und Kanzler arbeiteten. Auch die Toleranz gegenüber der Reformation, die Nähe zu Holland (wo die Prozesse Anfang des 16. Jahrhunderts aufhörten) und Kriege mit Spanien und Frankreich reduzierten hier im 17. Jahrhundert die Hexereianklagen.

Am Niederrhein im weiteren Sinne gab es den letzten Hexenprozess 1737/38 in Gerresheim bei Düsseldorf. Das Düsseldorfer Gericht verurteilte Helene Mechtildes Curtens und Agnes Olmanns wegen erwiesenen Teufelspakt, Teufelsbuhlschaft, Gotteslästerung und Schadenszauber zum Tode. Am Dienstag, dem 19. August 1738, wurden die beiden unschuldigen Frauen in Gerresheim – vor vielen Zuschauern – vermutlich erst getötet und dann verbrannt.

Am 25.11.1989 errichtete der „Arbeitskreis Hexengedenkstein“ aufgrund der

Initiative von Monika Bunte zur Erinnerung an diesen Hexenprozess in Gerresheim an der Dreherstraße/Ecke Schönaustraße einen Gedenkstein der Künstlerin Gabriele Tefke aus Düsseldorf. Solch Denkmale setzen empathische und historische Akzente: „Wenn wir der als Hexen Ermordeten gedenken, durchbrechen wir die Betonschichten des Schweigens, die über die Geschichte der Frauen gegossen wurden. Indem wir die Verfolgten namhaft machen, verbinden wir uns mit unseren eigenen Wurzeln“ (Godula Kosack).

Hexenprozesse auf Duisburger Gebiet (16. Jahrhundert)

Wie bereits erwähnt, fanden in Duisburg und seiner näheren Umgebung glücklicherweise keine großen „Hexenverfolgungswellen“ statt. Folgende Prozesse sind durch das Archiv und Veröffentlichungen der Stadt bisher bekannt:

- 1513 Verbrennung von acht Frauen bei Walsum als Hexen
- 19.11.1513 Verbrennung einer Ruhrorterin als Hexe
- 1514 Verbrennung einer Frau aus Wanheim als Hexe

- 1536 kam es, wie ein Gerichtsprotokoll zeigt, am Donnerstag nach dem Magdalenentag in Duisburg zu einem weiteren Hexenprozess. Die Tochter des Jan Angerhausen zeigte Frau Wetzel an wegen Milchzaubers (als Molketooversche, d.h. Milchzauberin). Nach dem Prozess verurteilten „vernünftige“ Richter die Verleumderin Angerhausen zum Tragen von 3.000 Steinen zum Markt. Auch musste sie sich bei Frau Wetzel entschuldigen. Solch „teufelsferne“ Urteile kamen in Hexenprozessen selten zustande. Über einen weiteren Hexenprozess berichtet eine im Archiv Duisburg noch vorhandene Prozesskostenrechnung zur Folter der Agnes Muisfeltz. Geschichten erzählen, sie sei verbrannt worden. Jedoch bleiben Ursachen und Prozessausgang ungewiss. Während das offizielle Protokoll des Prozesses von Frau Muisfeltz nicht erhalten ist, hält die Prozesskostenrechnung folgendes fest: Der Scharfrichter erhält täglich: 1 Gulden und für jede Folterung: 1 hornschen Gulden und 1 Quart Wein; für die Wasserprobe: 2 hornsche Gulden und 2 Quart Wein. Der Diener des Scharfrichters erhielt 1/2 Gulden täglich.

Die Kostenrechnungen von Hexenprozessen überlebten in manchen Archiven die Jahrhundertkollide, die im allgemeinen „peinlich“ genau von einem Gerichtsschreiber erstellt wurden, aber auch gerne zur Vertuschung vernichtet worden sind.

Am 6.10.1561 kam ein Scharfrichter aus Kleve, um Frau Muisfeltz im Prozess zu „versuchen“ oder zu „besagen“, d.h. zu foltern. Sie legte offensichtlich kein Geständnis ab.

Aus der Prozesskostenrechnung geht hervor, dass Frau Muisfeltz viermal gefoltert wurde und in der Ruhr (im Oktober!) die Wasserprobe erleiden musste, um zu prüfen, „ob sie swemedede oder nit“. Die „Wasserprobe“ gehört – wie z.B. auch der Zweikampf, der Eid oder die Feuerprobe – zu den sog.

Gottesurteilen. Sie ist bereits aus Indien und Polynesien, aber auch aus altkeilischer Zeit bekannt.

Der Hexenhammer beschreibt die Wasserprobe so: Die Frau (Person) wird zur Wasserprobe folgendermaßen gefesselt: rechte Hand an linker Zehe, linke Hand an rechter Zehe. Ging eine Frau nicht unter, wurde interpretiert: Das heilige Wasser nimmt Hexen nicht auf. Es stößt alles von sich weg, was durch Kontakte mit dem Teufel „befleckt“ wurde. Der Teufel selbst hat sie folglich vor dem Untergehen bewahrt. Also war sie ganz klar eine Hexe und landete auf dem Scheiterhaufen. Der Tod garantierte ihr dann allerdings durch die reinigende Kraft des Feuers den Platz im Himmel. Versank jedoch eine Frau im Wasser, dann war sie zwar unschuldig, starb aber möglicherweise an den Folgen des Ertrinkens.

Folterknechte wendeten dabei oft einen Trick an: Sie führten die gefesselten Opfer meist an einer langen Leine und ließen sie nach Belieben untergehen oder auftauchen.

Es lag an den „Bütteln“, ob jemand unterging oder nicht! Oft gab es Frauen, die jammerten und endlich sterben wollten, um keine weiteren Qualen mehr erdulden zu müssen oder auch, um dem Scheiterhaufen zu entgehen.⁴

Es kann vermutet werden, dass Agnes Muisfeltz den Prozess überlebte. Vielleicht wurde sie freigesprochen?

Vielleicht musste sie die Stadt verlassen?

Wäre sie bei der Wasserprobe gestorben, hätte die Prozesskostenrechnung sehr wahrscheinlich die Beerdigungskosten vermerkt. Letztendlich bleibt das Schicksal von Frau Muisfeltz jedenfalls ungewiss – wie das Tausender anderer Frauen.

In dem als tolerant bekannten Duisburger Bereich – so siedelte beispielsweise der Kartograph Mercator 1552 vielleicht aus religiösen Motiven von Flandern nach Duisburg über – fanden nach 1561 vermutlich keine weiteren Hexenprozesse mehr statt.

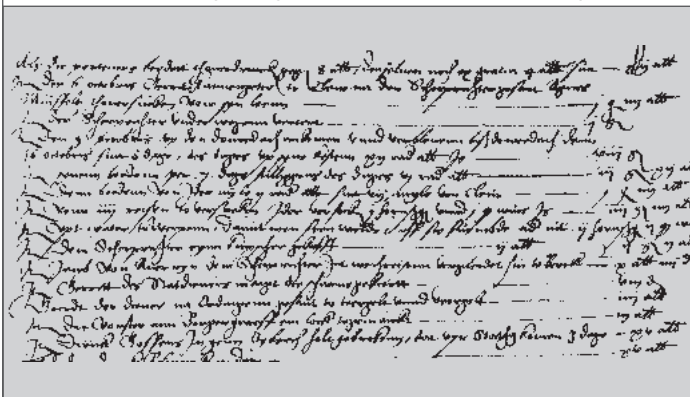
Niederrheinische Kritiker der Hexenprozesse

Frauen konnten sich wegen der noch bis ins 20. Jahrhundert hinein wirksamen juristisch und kirchlich festgelegten Rechtlosigkeit und Unmündigkeit niemals selbst von der Inquisition und der Anklage der Hexerei befreien. Mit einer Frau, die sich verteidigte, hätte die Inquisition sofort „kurzen Prozess“ gemacht.

Außerdem verhinderte ein weiterer Umstand die Selbsthilfe: Selbst Frauen des Adels konnten nur vereinzelt (ca. ein bis drei Prozent) lesen und schreiben und durften keinesfalls öffentlich reden. Diese fehlenden Kommunikationsstrategien verhinderten solidarisches Handeln von Frauen gegen die Hexenlehre.

Die theologische, juristische und praktische Inszenierung der Hexenprozesse ging ausschließlich von Männern aus. Hilfe konnte also auch ausschließlich durch sie erfolgen. Die nicht geringe Zahl von mutigen Männern begab sich (bis ca. 1700) selbst natürlich ebenfalls „in Teufels Küche“, wenn man(n) sich für die „unschuldigen Opfer“ in Hexenprozessen einsetzte. Viele Männer wurden deswegen verbrannt! Zivilcourage war

Prozesskostenrechnung für Agnes Muiseltz (Stadtarchiv Duisburg).



⁴Siehe Anmerkungen ab Seite 147

gefordert. Man(n) protestierte gegen die Hexenprozesse in Anbetracht der möglichen Folter entweder zu leise oder fand keine Mehrheiten. Es gab während des 16.-18. Jahrhunderts sogar Päpste, die Hexenprozesse für „Unfug“ hielten.

Ihre Kritik kam jedoch – weitab von Rom – in der Provinz bei potentiellen Hexenjägern nicht überall an oder wurde einfach ignoriert. Und selbst die überzeugtesten Gegner der Hexenprozesse leugneten mitunter aus Angst vor der Folter weder die Existenz des Teufels noch die von Hexen, vielleicht sogar gegen die eigene Meinung (vermutlich gehörte auch Spee zu ihnen). Sie verurteilten aber intensiv die Folter und die Todesurteile gegen unschuldige Menschen!

Positiver, humanistischer Einfluss gegen die „Hexerei“ ging am Niederrhein von mehreren berühmten Kritikern aus. Ihr Protest beendete die Hexenprozesse zwar nicht unmittelbar. Dennoch verdient der Mut dieser Männer besondere Anerkennung.

- **Erasmus von Rotterdam** (1465-1536) beeinflusste viele Niederrheiner, die bei ihm studierten, durch seine Lehren über Humanität und Toleranz.

- **Conrad von Heresbach** (*1496 bei Mettmann,

+1576 in Wesel), der Erzieher von Prinz Wilhelm III. von Kleve, wurde von Erasmus beeinflusst.

- Auch **Agrippa von Nettesheim** (*1486 in Köln, +1535 in Grenoble), ein vehementer Gegner der Hexenprozesse, ging zum Studium zu Erasmus. Die Hymnen des Agrippa von Nettesheim an die Frau(en) sind durchdrungen von Humanität und Menschenwürde. *Feministische HistorikerInnen könnten ihm vielleicht ein Denkmal setzen ...*

- **Johann Wier/Weyer** (*1516 in Grave/Maas, +1588 in Tecklenburg), studierte bei Erasmus und auch bei Agrippa. Er wurde berühmt und kam 1550 als Leibarzt an den Hof Wilhelms III. von Kleve, wo er Conrad von Heresbach traf. Weyer schrieb 1563 auf Schloß Hambach bei Jülich sein Buch „Gegen die Blendwerke der Dämonen“. Darin prangerte er die Hexenprozesse an. Er hielt die verurteilten Frauen zwar u.a. für psychisch „krank“, verabscheute aber die Folter und verhinderte zweifellos verhängnisvolle Hexenanklagen im Herzogtum Kleve.

- Als bedeutendster nieder-rheinischer Kritiker der Hexenprozesse gilt der

Theologe **Friedrich Spee von Langenfeld** (1591-1635), der auch als Dichter und Komponist von Kirchenliedern sehr bekannt ist (beispielsweise „Trutznachtigall“ und das „Güldene Tugendbuch“). Seine Eltern stammten aus dem Haus Langenfeld bei Wachtendonk. Er wurde 1591 in Kaiserswerth bei Düsseldorf geboren und trat 1610 in Trier in den Jesuitenorden ein. Als Professor lehrte er in mehreren Städten. Früh lernte er die Hexenfanatiker unter seinen Mitbrüdern, aber auch die unschuldigen Hexenopfer kennen, von denen er vermutlich in Paderborn als Geistlicher viele zum Scheiterhaufen begleiteten musste. Sein Entsetzen über die seiner Meinung nach unzähligen unschuldig Hingerichteten formulierte er sehr logisch und eindrucksvoll in seinem 1631 vorsichtshalber anonym herausgegebenen Buch „Cautio Criminalis“ (Strafrechtsbedenken wegen der Hexenprozesse). Dennoch wurde Spee an seinem besonders exzellenten lateinischen Sprachstil von Mitbrüdern klar als Autor erkannt. Wegen seiner „ketzerischen Schrift“ hätten ihn die „Hexenjäger“ unter seinen Mitbrüdern sicher gerne verb(r)annt. Die ge-

mäßigteren Patres „strafversetzten“ den überaus intelligenten und fähigen Professor für Theologie und Philosophie, Dichter und Seelsorger 1632 von Köln nach Trier. Dort pflegte er verwundete Soldaten und Pestkranke. Spee starb 1635 (mit 44 Jahren!) an den Folgen einer Ansteckung, vielleicht der Pest, in Trier.

Das Ende der Hexenprozesse

Nach Spee verurteilten noch weitere Männer die Hexenprozesse, z.B. verlor noch Ende des 17. Jahrhunderts der berühmte calvinistische Prediger **Balthasar Bekker** (1634-1698) in den toleranten Niederlanden sein Amt, weil er die Existenz des Teufels leugnete („De Betoverde Weereld“, Amsterdam 1691, danach in fast alle europäischen Sprachen übersetzt). Seine Thesen gegen die „Hexengläubigkeit“ sprachen sich weit herum. Der bedeutende Rechtsgelehrte aus Halle, **Christian Thomasius** (1655-1728), erklärte, Religion sei Privatsache und habe in der Gesetzgebung nichts zu suchen. Er griff die Justiz wegen der Hexenprozesse sehr an ...

Erst nach dem Auftreten vieler wirklich mutiger Männer und der dann im Laufe

der Zeit sich etablierenden Philosophie der Aufklärung nahmen nach 1700 die Hexenprozesse endlich deutlich ab. Einige Fürsten ließen die Prozessakten strenger überprüfen. Endgültig beendet wurden schließlich die Hexenprozesse in der Zeit der Französischen Revolution (1789). Damit hatten auch die letzten Befürworter der Hexenprozesse keine juristische Grundlage mehr. Das irrsinnige Verbrennen von unschuldigen Menschen hörte auf zur Zeit von Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven. Zum Ende der Hexenprozesse wurde der soziale und politische Status der Frau allerdings nicht aufgewertet. Richter und vor allem Ärzte machten aus der ehemaligen Ketzerin die „kranke Frau“ oder die Hysterikerin, bei Schriftstellern des Volkes wurde sie zur Märchenfigur. Die von vielen Männern erfundene Teufelsbuhlschaft schickte die „Hexe“ in den Tod, später dann die „hysterische Frau“ in die Unzurechnungsfähigkeit (bis ins 19. Jahrhundert hinein).

Schlussbemerkungen

Ich habe im Zusammenhang mit dem Thema „Hexen“ versucht, u.a. auch zu zeigen, wie sehr pseudowissenschaftliche theologische Ansichten über die Diskriminierung von Frauen bis in unse-

re Zeit in der Gesellschaft wirksam sind. Wir leben heute in einem aufgeklärten, freien Land. Der Glaube an Hexen und Teufel ist bei uns – und auch weltweit – jedoch immer noch vorhanden (bei ca. 15-25% der Bevölkerung). Der Psychomarkt boomt. Sekten und Seelenfänger finden in allen Gesellschaftsschichten InteressentInnen für Esoterik, Mystik, Magie, Okkultismus, Satanismus usw. Vorstellungen von transzendenten spirituellen Erfahrungen bleiben immer aktuell und gehören zum Menschen. Fanatismus kann dabei allerdings zu jeder Zeit gefährlich werden. Ursachen und Hintergründe der Hexenverfolgung sollten daher unbedingt zum festen Bestandteil von Lehrplänen werden: zum einen, um zu vermeiden, dass der Begriff „Hexe“ nur auf die Figur aus den Märchen reduziert oder „verniedlicht“ wird, zum anderen, um Stigmatisierungen und Vorurteilungen von bestimmten Personen in Zukunft zu verringern. Unsere patriarchal geprägte Welt neigt dazu, Menschen auszugrenzen und trotz der Menschenrechte sog. Andersdenkende, Andersartige oder Benachteiligte zu Sündenböcken zu stempeln (z.B. Obdachlose, Behinderte, Alte, Ausländer, Arbeitslose usw.) – auch im bevor-

stehenden 3. Jahrtausend. Wenn alle Menschen gleichwertig sind, wo bleibt dann die Toleranz gegenüber Mitmenschen? Inzwischen dürfte sich herumgesprochen haben, dass keine Religion die einzig wahre ist. Warum gibt es dann keine Toleranz zwischen den Religionen? Es wird Zeit, dass „Kirche“ die sinnlosen, unzähligen Morde der Inquisition als Schuld anerkennt sowie die „theologisch“ begründete Diskriminierung von Frauen beendet und endlich menschengerechte, aufgeklärte Lösungen für Männer und Frauen in der Kirche anbietet. Die katholische Kirche schließt immer noch Frauen (also ca. 50% ihrer christlichen Geschwister) von der völligen Gleichstellung im Kirchendienst aus. Dies widerspricht sowohl den Regeln des Ur-Christentums als auch der Demokratie und der Gleichwertigkeit von Mann und Frau. Wenn schon die Inhalte des Alten und Neuen Testaments die Wertigkeit von Menschen bestimmen, sollte dies geschlechtsspezifisch und interpretationsmäßig humaner erfolgen, z.B. gemäß Gen. 1,27: „Und Gott schuf den Menschen (Mann und Frau) nach seinem Bilde.“ Auch „der Vatikan“ muss dem Glauben so viel Verunft erlauben, Frauen als gleichwertige und gleich-

rangige Menschen anzuerkennen. Dies bedeutet, Frauen den Männern in jeder Hinsicht gleichzustellen, also auch amtsmäßig. Die beinahe 2.000 Jahre alte Frauendiskriminierung der patriarchal-autoritär geführten „Kirche“ hat sich auch allgemein in der Gesellschaft auf die Gewalt von Männern gegenüber Frauen auf subtile Weise ausgewirkt. Wenn die christliche, vor allem die katholische Kirche, Frauen und Männer weiterhin ungleich bewertet, unterstützt sie archaische, patriarchale Denkweisen. „Kirche“ muss endlich Männer und Frauen bis in alle Ämter hinein als gleichwertig und gleichberechtigt anerkennen. Nur aufgrund der offiziellen Anerkennung von Frauen durch Kirche kann sie selbst Vorbild sein für partnerschaftliches, auf gegenseitige Wertschätzung hin orientiertes Verhalten von Männern gegenüber Frauen in der Gesellschaft. Insbesondere die katholische Männerkirche muß Frauenrechte endlich als Menschenrechte wahrnehmen. Die christlichen Kirchen erleben z.z. eine der vehementesten Argumentationskrisen. Religiöse Absolutheitsansprüche geraten zu Recht in die Kritik. Es wäre endlich an der Zeit, z.B. die Strukturen in der katholischen Kirche zu demokratisieren, die theologischen

Aussagen zu aktualisieren und das Priesteramt auch für Frauen zu öffnen. Sollten später römisch-katholische Theologen eventuell aufgrund des Priestermangels im 21. Jahrhundert Priesterinnen – gezwungenermaßen – endlich nur als Notlösung zulassen wollen, dann könnte „frau“ vielleicht das Interesse an der „patriarchalen Kirche“ bereits verloren haben ... Für die Entwicklung des Feindbildes „Hexe“ trägt u.a. „Kirche“ eine gesicherte „Mit-Verantwortung“. Im Vatikan sind im Januar 1998 für WissenschaftlerInnen die Archive (leider nur bis 1903) mit den Akten der Inquisition sowie der nachfolgenden Gremien der Inquisition für Studienzwecke geöffnet worden. Zum 8. März 2000 erwägt der Papst gemäß einer Verlautbarung von November 1998 ein „mea culpa“ (lat.: Ich bekenne). Gemeint ist damit die Prüfung eines Schuldbekenntnisses zur Vergangenheitsbewältigung. „Kirche“ muss sich endlich erinnern und sich bewusst machen, warum und wie sie Frauen in 2000 Jahren diskriminiert, verfolgt, verteufelt und sehr oft unschuldig zum Tode verurteilt hat bzw. verurteilen ließ. Es heißt, die Kirche habe keine Angst vor der geschichtlichen Wahrheit. Ob sie sich wirklich bemüht, Schuld zu erkennen, wird

sich im nächsten Jahrzehnt zeigen. Auch für die Frauenmorde gilt: „Das Geheimnis der Versöhnung ist die Erinnerung.“ (Richard v. Weizsäcker, 8. Mai 1985).

Literatur

Ausstellungskatalog zu „Frauenmacht und Männerherrschaft“. Köln 1997.

Ausstellungskatalog zu „Stadt der Frauen“. Bonn 1994.

Bauer, W./Dümotz, I./Golo-win, S.: Lexikon der Symbole. Wiesbaden 1994.

Bauer, D.R./Gössmann, E. (Hg.): Eva – Verführerin oder Gottes Meisterwerk? Stuttgart 1987.

Behringer, W.: Hexen. München 1998.

Behringer, W.: Hexen und Hexenprozesse in Deutschland. München 1995.

Bunte, Monika: Der Gerresheimer Hexenstein. Hg. vom Arbeitskreis Hexenstein. Düsseldorf o. J. Doormann, Lottemi: Ein Feuer brennt in mir (zu Olympe de Gouges). Weinheim 1993.

Duby, G./Perrot, M.: Geschichte der Frauen. Frankfurt 1994.

Franz, Gunther/Gehl, Gün-ter: Hexenprozesse und deren Gegner im trierisch-lothringischen Raum. Weimar 1997. Geldrischer Heimatkalender 1964

Hasler, Evelyn:
Die Vogelmacherin (zu Hexenkindern).
Zürich 1997.

Heinsohn, G./ Steiger, O.: Die Vernichtung der weisen Frauen. München 1989.

Hinckeldey, Ch.: Justiz in alter Zeit. Rothenburg 1989.

Hellmann, B.: Lebendiges Mittelalter. München 1996.

Honegger, C. (Hg.): Die Hexen der Neuzeit. Frankfurt 1978.

Kosack, Godula: Warum wurden Hexen verfolgt? (Referat zum Kirchentag in Leipzig 1997)

Kreis Neuss (Hg.): Hexenverfolgung am Niederrhein. Neuss 1994.

Küng, H.: Das Christentum. München 1994.

Lerner, Gerda:
Die Entstehung des Patriar-chats. Frankfurt 1995.

Lerner, Gerda:
Die Entstehung des femini-stischen Bewußtseins.
Frankfurt 1995.

Lingen, H.J.: Artikel in der Rheinischen Post, Jan. 1955

Lohmeyer, W.: Die Hexe. Frankfurt 1994.

Miesen, K.-J.: Friedrich Spee. Düsseldorf o.J.

Müller, K./Ohly, S.:
Lebendig verbrannt vor den Toren der Stadt.
Dortmund 1989.

Ranke-Heinemann, U.: Eunuchen für das Himmelreich. Hamburg 1988.

Ranke-Heinemann, U.: Widerworte. Essen 1989.

Schild, Wolfgang:
Die Malefica der Hexenleut.
Rothenburg 1997.

Schormann, Gerhard:
Der Krieg der Hexen.
Göttingen 1991.

Spee Post, Zeitschrift der Friedrich Spee Gesellschaft e. V., Düsseldorf

Spee, Friedrich: Cautio Criminalis. München 1982.

Sprenger, J., Institoris, H.:
Der Hexenhammer.
München 1993.

Wolf, H. J.: Geschichte der Hexenprozesse. Erlensee 1995.

Wolf, H. J.: Hexenwahn. Herrsching 1990.

„Knüddelkes-Papp und Mutterklötzkes“ – Frauenbilder aus Untermeiderich

Stadtteilgeschichtsarbeit als historische Frauenforschung in Duisburg-Untermeiderich

„Wie war das damals?“ Mit dieser Frage startete Kurt Walter als Leiter eines Stadtteilprojektes einen Gesprächskreis im Nachbarschaftstreff „Die Ecke“ des Evangelischen Familienbildungswerkes Duisburg. Seit Beginn der achtziger Jahre bis Mitte der neunziger Jahre traf sich ein Kreis – in der Mehrheit Frauen, die seit ihrer Kindheit in Untermeiderich leben – und gab Antworten durch das Sammeln von Erinnerungen und Fotos.¹ Zu dem Schwerpunkt der Frauengeschichte kam ich zur „Chronikgruppe“ hinzu und beteiligte mich an der gemeinsamen Erinnerungsarbeit. Der Zeitraum der Chronik des Stadtteils umfasst die Jahre von 1860 bis 1945. Ergänzt wurden die Erzählungen durch Interviews mit Männern vor allem über die Arbeit in Industrie und Bergbau.

Die Frauen, die zu Beginn des Projektes um die 60 Jahre alt waren, kannten sich über die kirchliche Frauenarbeit und sind miteinander alt geworden. Und dies ist auch das Besondere: Hier wurden Frauen nicht kurzfristig zu einem Themenbereich interviewt, nicht als

Objekt von Geschichtswissenschaft betrachtet. Über eine kontinuierliche Arbeit von 14 Jahren wurde durch das gemeinsame Erinnern vieles wieder lebendig, was im Stadtteil geschehen war und was das Alltagsleben der Frauen ausmachte. Für den Kreis der Frauen war aber immer auch die Gegenwart von Bedeutung.

So wurden Geburtstage gefeiert wie auch bestimmter Tage des Krieges mit Kranzniederlegungen gedacht. Ein Kreis, der nicht nur im Vergangenen verharrte, sondern in dem Frauen auch Freundinnen wurden, sich zu gemeinsamen Urlaubsreisen verabredeten oder über aktuelle Ereignisse diskutierten.

Die Kontinuität der Stadtteilgeschichtsarbeit ist aus mehreren Gründen hervorzuheben:

- Durch die über viele Jahre gehende Geschichtsarbeit eroberten sich die Frauen ein Stück öffentliches Leben zurück, welches sie durch Verwitwung und Weggang der Kinder aus dem Elternhaus verloren hatten.

- Durch das Interesse an den Erzählungen und Fotos der Frauen, gegenüber der anderslautenden Erfahrung „Wer will denn von uns noch was wissen“, hatte die Geschichtsarbeit für eine positive Identitätsbildung der Frauen eine wichtige Bedeutung. Diese Erfahrung erhöhte das Selbstbewusstsein und führte auch zu einer Erhöhung ihrer individuellen Kompetenzen (Freies Sprechen, Erinnern, Schreiben).

- Durch die kontinuierliche Arbeit der Chronikgruppe konnten die Ergebnisse der Stadtteilgeschichtsarbeit wachsen – oder mit einem anderen Bild ausgedrückt: Wie ein Stein, der ins Wasser fällt, zog auch die Geschichtsarbeit immer weitere Kreise. Hierdurch konnte vor allem eine große Anzahl an Fotos und interessanten Dokumenten aus dem Stadtteil und über das Leben von Frauen zusammengetragen werden.

Um es direkt vorweg zu sagen, das Projekt war nicht mit dem Schwerpunkt der

Erforschung von Frauengeschichte geplant. Es hat sich vor allem durch seine Teilnehmerinnen zu einem solchen entwickelt, und an dieser Stelle sei allen Frauen gedankt, die an der Aufarbeitung der Alltagsgeschichte beteiligt waren. Ein besonderer Dank gilt Frau Fritz, Frau Wagener, Frau Jungnischke, Frau Weymann, Frau Pocher und Frau Schumann.

Die Alltagserfahrungen der Frauen unterschieden sich von denen der Männer. Und so war es nicht verwunderlich, dass das zuerst fertiggestellte Kapitel der Stadtteilgeschichte jenes über die Frauen war.

Es handelt von der Koch- und Nähsschule, von der mühevollen Arbeit der großen Wäsche, von den Hebammen im Stadtteil und von der Dienstverpflichtung von Frauen in beiden Kriegen. Ende 1995 hat die Chronikgruppe ihr Manuskript für ein Buch über den Stadtteil Untermeiderich mit dem Titel „Henkelmann und Mutterklötzkes“ – Chronik von Untermeiderich 1827-1945“ vorgelegt.² Nicht nur Erinnerungen

^{1,2} Siehe Anmerkungen ab Seite 147

wurden zusammengetragen, sondern auch Fotos und Dokumente, von denen im folgenden Beitrag eine Auswahl aus dem Manuskript der Chronik vorgestellt wird.

Es ist interessant, in der Geschichtsarbeit zu bemerken, wie sich das Geschlechterverhältnis in umgangssprachlichen Begriffen aus-

drückte: Henkelmänner und Mutterklötzkes. Letztere waren aus alten Stempeln geschnittenes Brennholz, das die Frauen zum Anmachen des Ofenherdes und zum Anheizen des Wassers für die große Wäsche benötigten. Auf dem mit „Mutterklötzkes“ angeheizten Herd kochten die Frauen das Essen für die Männer und füllten es für den Trans-

port zur Arbeitsstelle in die „Henkelmänner“. Der Henkelmann wurde von der Frau oder den Kindern zum Portier gebracht.

Ziel der Geschichtsarbeit im Stadtteil Untermeiderich ist es, das Alltagsleben eines Industrieortes in Erinnerung zu bringen, die früher andersartige Lebensweise den Nachkommenden zu vermit-

teln und den Bewohnern und Bewohnerinnen des Stadtteils mit Bildern und Geschichten eine Freude zu machen. Viele Menschen hatten früher keine eigenen Fotos, oder diese wurden im Krieg vernichtet. Daher ist es ein Ziel der Geschichtsarbeit, das große Fotoalbum des Stadtteils zusammenzutragen und durch Erzählungen zu ergänzen. Dabei ist fast nebenbei ein wichtiges Stück Frauengeschichte entdeckt worden – das Alltagsleben von Frauen in einem von Industrie und Bergbau geprägten Stadtteil.

Mutterklötzkestor

In der ersten Kurve im Mühlenfeld, auf der linken Seite, stand die Pforte vom Pütt (später wurde sie vom Hüttenwerk übernommen). In die hohe Mauer, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit einer Festung „Port Arthur“ genannt wurde, war eine Bresche geschlagen, das „Mutterklötzkestor“. Hier holten Frauen und Kinder der Bergleute aus alten Stempeln geschnittenes Brennholz – die Mutterklötzkes. Auf diesem Bild sehen Sie Frau Fritz und Herrn Walter von der Chronikgruppe vor dem „Mutterklötzkestor“, bevor es zugemauert wird und von der „Bildfläche“ des Stadtteils



Bauernehepaar

Das älteste Foto, welches die Chronikgruppe gesammelt hat, stammt aus dem Jahr 1860 und zeigt ein Bauernehepaar.



Zu dieser Zeit war das Gebiet, das wir heute als Ruhrgebiet bezeichnen, ein landwirtschaftlich genutztes und geprägtes Land. In den Anfängen der Industrialisierung gab es noch ein Ne-

beneinander von Landwirtschaft und Industrie. Der große Umschwung setzte erst in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein, als z.B. in Duisburg-Untermeiderich zu dem Hüttenwerk das Stahlwerk mit Walzwerk hinzukam und die große Industrie den Bauern ihr Land abkaufte.

Im Ruhrgebiet entwickelte sich fast über Nacht das Dorf zur Großstadt. Die Bevölkerung setzte sich aus heimischen ländlichen und aus zugezogenen Arbeitern/Arbeiterfamilien vor allem aus ländlichen Regionen (Eifel, Masuren, Schlesien) zusammen. Die relativ junge Geschichte des Ruhrgebietes als Industrieregion hat somit auch eine relativ junge Frauengeschichte im Vergleich zu anderen entwickelten Regionen und Städten Deutschlands (z.B. Berlin oder Frankfurt) zur Folge.

Zeche Westende

Dieses Bild zeigt die „Zeche Westende“ und vermittelt einen Eindruck von der räumlichen Nähe zwischen Arbeiten und Wohnen. Über der Mauer erhob sich ein großer Ziegelbau, in dem die Fördermaschine Tag und Nacht lief.

Von hier aus liefen die Seile zu der sechs Meter mächtigen Seilscheibe amörderturm. Förderkörbe brachten die Kumpels in den Schacht Westende der Friedrich Thyssen Bergbau AG und förderten die Kohle von untertage ans Licht.

Eine große Menge wurde gleich in der benachbarten Kokerei zu Koks verarbeitet und wanderte weiter in die Hochöfen. Dieser kurze Weg brachte einen großen wirtschaftlichen Vorteil, schwere Maloche und Dreck für die Nachbarschaft.



Dienstmädchen Catharina Schlagregen

Hier ein Foto von Catharina Schlagregen, geboren 1866, welche als Dienstmädchen in Meiderich gearbeitet hat. Zu Ende des 19. und auch noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts war es nicht üblich, dass Mädchen einen Beruf erlernten. Der größte Teil der Mädchen aus Arbeiterfamilien ging nach der Schule direkt in fremde



Haushalte. So arbeiteten im Jahre 1904 in Meiderich 784 Frauen als Dienstboten und stellten damit die größte Gruppe an erwerbstätigen Frauen dar. Frau P. erzählt über das Leben ihrer Mutter als Dienstmädchen folgendes:

„Meine Mutter war bei einem Bauern in Meiderich beschäftigt, und sie mußte da mit einer anderen Frau die härtesten Arbeiten verrichten. Sie arbeitete da den

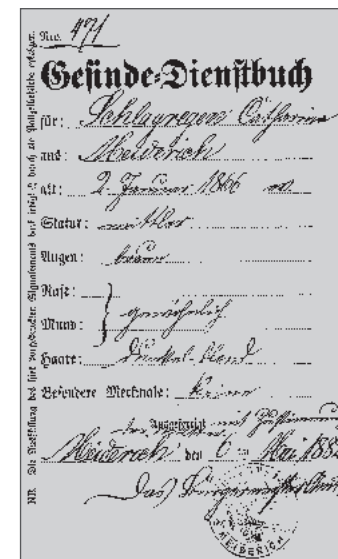
ganzen Tag bei freier Kost und Logis. Ihre Herrschaft, die Hausfrau, war noch jünger als sie, und die hat den ganzen Tag die Mädchen kommandiert. Sonntags morgens, da war der Alltag zu schade für, da mußten sie sich auf den Teppich knien, der war mit so goldenen Messingknöpfen festgemacht, die mußten sie dann mit einer Putzpomade einreiben und anschließend blankpolieren. Und es gab da viele große Räume mit Teppichen!“

Deutlich wird in dem Zitat, dass die Entlohnung in freier Kost und Logis bestand. Arbeitertöchter arbeiteten als Dienstmädchen – man gab sie in „fremde Haushalte“ -, auch um den Anteil der zu versorgenden Kinder in einem Haushalt zu reduzieren. Weiter sichtbar wird Differenz und Hierarchie zwischen Frauen, zwischen „herrschaftlichen“ Frauen und Arbeitertöchtern.

Gesindebuch

Die Dienstmädchen mussten laut Gesindeordnung ein Gesindebuch führen. In diesem Buch wurden der Name der Dienstherrschaft, die Dauer des Dienstes und der Grund des Austrittes festgehalten. Eine Widerstands-

form von Dienstmädchen gegen das Kontrollinstrument „Gesindebuch“ bestand im „Verlieren“ des Buches. Hier ein Auszug aus dem Gesindebuch von Catharina Schlagregen:



Berufs- und Erwerbsverhältnisse Meiderich 1904/1905 (38.889 EinwohnerInnen im Jahre 1904/ Bericht der Stadt Meiderich):

Dienstboten	784
Ladengehülffinnen und Lehrmädchen	111
Näherinnen	27
Lehrerinnen an Volksschulen	26
Krankenpfleger und -pflegerinnen	24
Hebammen	8
Privatlehrer und -lehrerinnen	8
Lehrerinnen an höheren Schulen	6



Lehrerin im Korsett

Gegen viele Widerstände konnten Frauen im 19. Jahrhundert Lehrerin werden.

Man erwartete allerdings von ihnen, dass sie nicht heirateten:

Sie waren „Fräulein“ von Beruf. Das enge Korsett, das die Lehrerin auf dem Foto der Jahrhundertwende trägt, ist Sinnbild dieser strengen Lebensführung.

Regel nicht außerhalb erwerbstätig, sie führten den Arbeiterhaushalt und leisteten die komplementär ergänzende Arbeit, die „andere Arbeit“ (Jutta de Jong)³ des Bergbau oder der Hüttenarbeit. Frauen wurden nicht Industriearbeiterinnen, nur in Ausnahmefällen, wie es sich noch bei den Bildern zu Krieg und Dienstverpflichtung zeigen wird.

Das Leben dieser Frauen war durch Ungleichzeitigkeit geprägt, obwohl sie nun Arbeiterfrauen waren, blieben ihre Einstellungen und ihre Lebensweise zum Teil weiterhin ländlich/bäuerlich geprägt.

Das Lebensumfeld dieser Frauen war häufig bestimmt durch unmittelbare Nachbarschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen.

Erst zu einem späteren Zeitpunkt entstanden die „Kolonien“ im Ruhrgebiet, in denen Häuser als Werkswohnungen an die Arbeiter und ihre Familien vermietet wurden und besonders in den Bergarbeiterkolonien die Häuser mit Nutzgarten ausgestattet wurden, zum einen, um ländliche Bevölkerung anzuwerben, und zum anderen, um Subsistenzwirtschaft zu fördern und Lohngestaltung zu drücken.



Frauen vor dem Haus in bäuerlicher Tracht (1905)

Die Frauen vor dem Haus tragen Bauerntracht (Haube und gestreifte Schürze), aber es sind Arbeiterfrauen. Dies ist ein typisches andertalbstöckiges Haus – ein Kleinbauernhaus.

Typisch für Untermeiderich war, dass die Kleinbauern, die in diesen „Kotten“ wohnten, im Laufe der Industrialisierung zeitweilig in den Kleinfabriken in Ruhrort arbeiteten und mit Ausdehnung der Industrie spätestens seit 1879 dauerhaft Industriearbeiter wurden. Ehefrauen waren in der

³ Siehe Anmerkungen ab Seite 147

Kochschule

Anfang des 20. Jahrhunderts wurde in Untermeiderich ein Haushaltsunterricht, zunächst mit freiwilliger Teilnahme, eingerichtet. Darüber berichtet die Stadt Meiderich:

„1904: Die Tätigkeit in der Haushaltungsschule ist auch im abgelaufenen Jahre eine recht befriedigende gewesen. Dem Unterricht lag im allgemeinen der bisherige Lehrplan zu Grunde. Der Besuch der am Unterricht freiwillig teilnehmenden Schülerinnen war im allgemeinen regelmäßig; die Kinder folgten mit Interesse dem Unterrichte und zeigten durchweg ein gesittetes Benehmen. Am Schlusse des Schuljahres 1904 fand eine Abschlußprüfung statt, an der außer den Mitgliedern des Kuratoriums auch einige eingeladene Gäste teilnahmen. Die Leistungen der Schülerinnen fanden volle Anerkennung. Die Hauswirtschaftslehrerin Margarete Matthes wurde von der königlichen Regierung endgültig angestellt.“

Die Hauswirtschaftslehrerin Frau Matthes war in Meiderich recht bekannt. Noch heute können sich Frauen daran erinnern, dass sie zu ihr in den Unterricht gegangen sind. Außerdem schrieb Frau Matthes ein Kochbuch, das in mehreren Auflagen erschien.



Fünf Generationen von Frauen

Dieses Bild zeigt fünf Generationen von Frauen aus Untermeiderich von etwa 1850 (Ur-Ur-Großmutter), 1870 (Urgroßmutter), 1890 (Großmutter), 1910 (Mutter) und 1930 (Kind).

Und wenn wir uns die Lebensgeschichte jeder einzelnen dieser Frauen vorstellen, können wir uns denken, wie groß der gewaltige Umbruch im Leben von Frauen um die Jahrhundertwende war.



Mutter mit Kindern im Gitterbett

Das Sozialfoto Duisburgs, welches die Verelendung des Proletariates anschaulich macht.

Es ist angeblich von der Mühlenstraße in Untermeiderich. Vor allem für die zugezogenen Arbeiter aus Osteuropa, der Eifel und dem Hunsrück und ihre Familien waren die Lebensbedingungen unerträglich. Es herrschte eine drangvolle Enge, und es war untypisch, dass jede/r ein eigenes Bett hatte. Wir sehen auf dem Bild eine Frau mit vier kleinen Kindern, und wir können davon ausgehen, dass es nicht bei diesen vier Kindern blieb. Eines der größten sozialen Probleme, mit denen Frauen zu kämpfen hatten, waren häufige Schwangerschaften, eine damit einhergehende große Armut, Säuglings- und Müttersterblichkeit und typische Frauenkrankheiten wie Unterleibskrankheiten. Frauen begegneten dieser hohen Zahl an Schwangerschaften u.a. durch gegenseitige Unterstützung und Hilfe bei Abbrüchen oder in organisierter Form (z.B. im „Bund für Sexualreform“).

In einem Werkstattbericht⁴ über die Geschichte einer Arbeiterkolonie in Duis-

burg-Meiderich, dem „Wasgauplatz“, wird über regelmäßige Versammlungen des „Bundes der Sexualreformer“ berichtet.

Themen waren dabei der Kampf gegen den § 218 und die Forderung der Bezahlung von Verhütungsmitteln durch die Kassen. Weiterhin wurden gefördert die „Verteilung von Kondomen, Gebärmutterspiegeln, Bällen, Salben und Cremes... ‘damit sich – im Falle einer Schwangerschaft – das Kind löste‘“.

Verkäuferinnen – Kolonialwarenladen Rühl

Das Foto zeigt die Firma Rühl als Kolonialwarenladen. Neben der Arbeit in Privathaushalten lernten Frauen vor allem Berufe im Dienstleistungsgewerbe wie z.B. Verkäuferin.

Die folgende Erzählung einer Frau, die Verkäuferin gelernt hat, bezieht sich nicht auf die Firma Rühl. Die Schilderung ist zwar zeitlich viel später anzusiedeln, aber so oder ähnlich wird das Arbeitsleben einer Verkäuferin auch zu „Kolonialwarenzeiten“ aus gesehen haben. Frau J. erzählt über ihre Lehrzeit als Verkäuferin:



„Es war ein Textilgeschäft mittlerer Größe in Meiderich. Da es zu der Zeit noch viele Erwerbslose gab, war ich froh, nach der Schulzeit

im April '35 eine Lehrstelle als Verkäuferin zu bekommen. Voller Erwartung und mit etwas Herzklopfen begann der erste Tag.



⁴ Siehe Anmerkungen ab Seite 147

Da wir schon eine Verkäuferin mit gleichem Namen hatten, wurde mein Vorname geändert. Die erste Zeit hörte ich aber nicht darauf. Mir wurde dann gezeigt, wo ich Staub zu wischen hatte und wie der Boden blank gebohnt wurde. Dann mußte ich Post und Postpakete vom Postamt abholen. Oft schwer bepackt kam ich im Laden an. Unser Geschäft hatte auch einen Versandbetrieb. Der Chef fuhr übers Land und brachte von den Leuten – zum Teil Bauern – große Aufträge mit nach Hause. Zum Teil Aussteuerwäsche für die Töchter. Ich half dann mit, die Ware zusammenzustellen, was ich gern tat. Wir hatten auch eine Federreinigung. Wir Mädchen schlepten und holten



dann die Betten von unseren Kunden in ein großes schwarzes Tuch geknotet. Mit diesem Ungetüm schämten wir uns durch die Straßen zu laufen. Die Federn wurden dann gereinigt, und oft mußten neue zugefügt werden. Abends – nach Feierabend – mußten wir manchen weiten Weg machen, die Dinger wieder abzuliefern.“

Umschwung von Kolonialwarenladen zum Warenhaus

Dieses Bild zeigt den Umschwung vom Kolonialwarenladen zum Warenhaus und zeigt auch, wie Untermeiderich sich ein bisschen „zur großen weiten Welt“ entwickelt.

Unter den Ulmen

Die Meidericher und Meidericherinnen kennen die Straße „Unter den Ulmen“. Diese Ulmen gab es tatsächlich einmal. Sie wurden mit der Elektrifizierung in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts gefällt. Am Beispiel der Straßenbahn (anstelle der vorheri-

gen Pferdebahn) sollten die Bewohner/innen von den Segnungen dieser Technik überzeugt werden, aber es dauerte bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts, bis sie Einzug hielt in die Haushalte. Die Elektrizität erleichterte vor allem den Frauen die Hausarbeit, was später am Beispiel der „Großen Wäsche“ deutlich wird .



Hebammenausbildung

Um Hebamme zu werden, mussten Frauen zur Ausbildung in weiter entfernte Städte wie Marburg, Hannover und Göttingen reisen. Die Hebamme Carolina Stratenwerth, verwitwete Neujahr, geborene Pielke (1877 bis 1957), lernte den Hebammenberuf in Göttingen. Ihre Prüfung hat sie am 5.12.1904 abgelegt. Auf dem Prüfungszeugnis steht als Berufsbezeichnung „Hebeamme“, die Amme, die das neugeborene Kind hebt. Frau Stratenwerth hat bis 1946 vereinzelt noch gearbeitet.



Göttingen, den 5. Dez. 1904

Prüfungszeugnis als Hebeamme

Die Frau Carolina Stratenwerth geb. Pielke

Nachdem Frau Neujahr in der Zeit vom 5. 12. 1904 an der Universitäts-Frauenklinik zu Göttingen dem Unterrichte als Hebammen-Lehrstube rassisten und in der gewesenen Amtsärzt-Vorführung vom 4. November 1900 und der am 5. 12. 04 abgehaltenen Prüfung

das Prüfungszeugnis als Hebeamme erteilt, welchem Befehle im wesentlichen entsprechen, dass die Prüfungskommission

Die Königliche Prüfungskommission.

[Handwritten signatures]

„Hebeammen“-Zeugnis

Die Ausbildung zur Hebamme dauerte sechs Monate und kostete z.B. in Hannover um 1902 etwa 360 Mark, wobei wir nicht wissen, ob darin Kost und Unterkunft enthalten waren. Warum wurden Frauen Hebammen? In einem Handbuch aus dem Jahre 1902 heißt es dazu:

„Der so große Andrang der Frauen aus den unteren Ständen erklärt sich daraus, dass der Beruf nicht ununterbrochene Thätigkeit erfordert, sondern die Frau dem Haushalt und den Kin-

dern nur zeitweise entzieht: er wird daher von vielen zum Erwerb gezwungenen Familienmüttern ergriffen. Es sind meist ältere Frauen.“

Männliche Hebammen?

Im Bericht der Stadt Meiderich von 1904/05 finden wir Hebammen mit Vornamen wie Friedrich und Heinrich. Männliche Hebammen um 1904? Die verheirateten und verwitweten Frauen wurden nicht bei ihrem eigenen Vornamen erwähnt.

Die Hebammen wurden von den Frauen geachtet oder je nachdem auch gefürchtet, jedenfalls wurden sie von den Nachbarsfrauen be-
kocht, wie dies folgende Erzählung verdeutlicht:

„Es waren doch immer Hausgeburten. Und wenn die Frau gelegen hat, wurde die von der Nachbarin versorgt, mit Betreuen und Kochen und Helfen mit den Kindern. Die acht Tage, die die Hebamme kam, die mußte Kaffee aufgeschüttet kriegen und bekocht werden, und da haben die Nachbarsfrauen geholfen.“

Hebamme Marie Schloßmacher

Eine Hebamme in Untermeiderich war Frau Schloßmacher, die auf der Straßburger Str. 47 wohnte. Sie legte 1919 ihre Hebammenprüfung in Hannover ab.

Auf dem Foto sehen wir sie in Hebammentracht mit angesteckter Hebammenbrotsche. Auf der Brotsche befindet sich die Abkürzung VDH, das heißt: Vereinigung Deutscher Hebammen.

Während des Ersten Weltkrieges war Frau Schloßmacher als Eisenbahnschlosserin dienstverpflichtet (siehe Seite 94).

„Liebesgabensammelstelle“

Im Ersten Weltkrieg sammelten die Frauen für Verwundete im Lazarett. Hieran beteiligten sich vor allem die bürgerlichen Frauen, sie organisierten und führten die „Liebesgabensammelstelle“ an, wie die ehemaligen Großbauersfrauen Buschmann oder Lakum.

Die Arbeiterfrauen gingen Granaten drehen und nahmen die Plätze der Männer in der Fabrik ein.



Dienstverpflichtete Frauen

Dieses Bild ist 1915 auf der Hütte Ruhrort-Meiderich im Presswerk entstanden.

Sowohl im Ersten wie auch im Zweiten Weltkrieg wurden Frauen zu Arbeiten in der Rüstungsindustrie dienstverpflichtet. Sie leisteten Schwerstarbeit.





Zwei Schaffnerinnen mit der Knipszange

Auch hier war die Arbeit von Frauen erforderlich.



Dienstverpflichtete Schlosserinnen

Das Bild zeigt Frau Schloßmacher (rechts, spätere Hebamme/siehe Seite 94) und Frau Köllmann, dienstverpflichtet als Schlosserinnen bei der Eisenbahn.



Straßenbahnerinnen

Dienstverpflichtete Straßenbahnerinnen 1917 vor dem Depot der Kreis-Ruhrorter-Straßenbahn, Gartsträucherstraße. Während der letzten Kriegsjahre kam es zu Hungerdemonstrationen und politischen Streiks. Frauen beteiligten sich an Demonstrationen gegen Hunger und Krieg. Wer sich dieses Bild anschaut, kann verstehen, dass die Gruppe der Frauen immer mehr ins öffentliche Leben drängte und gedrängt wurde und auch politische Macht einforderte. Es verwundert nicht, dass mit Kriegsende und der Novemberrevolution von 1918 die Frauen das Wahlrecht erkämpften.

Maria Mester

Eine Frau aus Duisburg-Meiderich möchte ich hier genauer vorstellen, und zwar Maria Mester (* 5.12.1886, geb. Berg).

Dieses Wissen beruht auf den Erzählungen ihrer Tochter Lieselotte Wolf.⁵ Maria Mester steht für die Generation von Frauen, die in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts geboren wurde und durch den Ersten Weltkrieg – durch die Not, die Sinnlosigkeit des Krieges und auch durch die Arbeit im Krieg – politisch aktiv wurde. 1915, im zweiten Kriegsjahr, war ihr plötzlich die Kriegsversorgung gestrichen worden, da ihr Mann als Soldat gegen den „militärischen Kadavergehorsam“ verstoßen hatte. Maria Mester musste allein für sich und ihren vierjährigen Sohn sorgen. Sie fand eine Arbeitsstelle bei der Reichsbahn im Hafen/Neu-Meiderich am Ratingsee. Ihre Tochter erzählt:

„Es war für Mutter keine leichte Arbeit. Sie mußte mit anderen Mädchen und Frauen – bei Wind und Wetter, Eis und Schnee – zwischen den Gleisen die Kuppelungen der Güterwaggons, die zur Front fahren, gängig machen, Öl und Fett verschmieren.“

Auf dem Bild sehen wir sie in Arbeitskleidung. Mit anderen Frauen beteiligte sie sich an Hungerdemonstrationen in Meiderich und Hamborn. Nach Kriegsende wurde sie politisch aktiver. Nach der Revolution von 1918 gehörte sie zu den ersten Frauen im Stadtteil, die nicht nur politisch als Frauen handelten, sondern sich auch bildeten:

„Das war schon eine Sensation damals, daß eine Arbeiterfrau einen Tag lang vom Kochtopf wegkam, und dann auch noch zur politischen Schule“, erzählt ihre Tochter. „Meine Mutter wurde Mitglied der KPD und organisierte unter anderem einen Schulstreik, damit wir Kinder Schulspeisung bekamen.“

Die Aussagen der Tochter bescheinigen, wie außergewöhnlich es für eine Arbeiterfrau war, „einen Tag lang vom Kochtopf“ wegzukommen. Frauen in der KPD organisierten „Stubenversammlungen“, private Versammlungen auf Nachbarschaftsebene. Auch Maria Mester lud in ihre Wohnung in der Herwarthstraße 50 ein.

Als Beispiel für die politische Aktivität von Maria Mester sei eine Veranstaltung zum Internationalen Frauentag genannt. In einer Barackensiedlung war ein



Kind erfroren. Dies nahm Maria Mester zum Anlass für ein kleines Theaterstück, das am 8. März 1932 am Internationalen Frauentag aufgeführt wurde. Beendet wurde die Veranstaltung mit einer Resolution an den

Oberbürgermeister, der für bessere Wohnverhältnisse sorgen sollte. Bis 1936 leistet Maria Mester organisierten Widerstand gegen Hitler und wurde dafür viele Jahre ins Zuchthaus gesperrt.

⁵ Siehe Anmerkungen ab Seite 147



Lehrerin im Reformkleid

Nach 1918 änderte sich viel im Leben der Frauen, auch in ihrem Alltagsleben. So kam z.B. nach 1918 das lockere „Reformkleid“ auf, das auf dem Schulfoto aus den zwanziger Jahren zu sehen ist (siehe zum Vergleich Seite 88).

Nähschule

Die Mädchen, die mit 14 Jahren aus der Schule entlassen wurden, lernten häufig nähen, damit sie zum Haushalt der Familie etwas beitragen und sich vielleicht später selber versorgen konnten. Eine Untermeidericherin, 1907 geboren, erhielt folgende Ausbildung im Nähen:

„Nachdem ich aus der Gartsträucher Schule mit 14 Jahren entlassen wurde, ging ich für ein Jahr zu der Schneiderin auf der Mühlenstraße. Ich lernte dort Kleider zuschneiden und nähen. Dann ging ich zur Mädchen-Nähschule an der Hauffstraße. Hier lernten wir Mädchen unter Leitung einer Diakonisse, Kleider und Wäsche für unseren eigenen Bedarf zu nähen. Nach einigen Jahren machte ich mich selbständig, um et-



was mehr zu verdienen. Ich nähte Kleider, Blusen oder Wäsche und was sonst noch verlangt wurde. Oft ging ich dann außer Haus, um bei den Leuten zu nähen. Nähmaschinen gab es ja in vielen Haushalten. Ich bekam dann Kost und etwas Geld dafür.“

Der Verdienst durch Dienstmädchen- oder Näharbeit reichte in den meisten Fällen nicht aus, um der Frau eine eigenständige Existenz zu ermöglichen. Wenn sie nicht heiratete, lebte und arbeitete sie weiterhin im Haushalt der Eltern oder als „Mädchen“ in fremden Haushalten, in die sie in „Stellung“ ging. Verheiratete Frauen trugen mit dem Verdienst zum Haushaltseinkommen bei. Sie arbeiteten in Heimarbeit als Näherin, dekorierten Gardinen und Kissen, strickten Strümpfe und bügelten Kragen und Hemden. Nicht zufällig lernten die Mädchen unter der Leitung einer Diakonisse das Nähen. Die Diakonissen in Duisburg-Untermeiderich stammten aus dem Mutterhaus in Kaiserswerth und arbeiteten als Gemeindegewerkschaften zwischen Krankenpflege und Fürsorgearbeit. Die Entwicklung z.B. der evangelischen „Frauenhilfen“ und der „Frauen- und Jungfrauenvereine“ sowie der katholischen „Müttervereine“ um die Jahrhundertwende bewegte sich

zwischen Sozialarbeit, religiöser Arbeit und Frauenarbeit. Mit heutigen Begriffen würden wir z.B. die Einrichtung von Nähschulen für Mädchen unter dem Begriff „Hilfe zur Selbsthilfe“ verorten.

Hausfrau in der Wohnküche (1918)

Oft stand die Hausfrau schon gegen fünf Uhr auf, steckte den Herd an (mit Mutterklötzkes und Kohle) und machte das Frühstück. Sie kochte Kaffee, natürlich keinen „echten“, sondern „Selig's Kornkaffee“ oder „Kathreiner Malzkaffee“, und schmierte Margarinebrote. Was kochte die Frau zum Mittagessen? Eine Meidericherin erzählt:

„Montags wurden die Reste von Sonntag gegessen, samstags gab es Suppe, freitags Fisch. Oft gab es dann Heringe, die haben wir viel gegessen, Pellkartoffeln mit Heringsstipp. Da waren die grünen Heringe so billig, das war ein Arbeitslosenessen. Die Heringe wurden erst gebraten, der Rest wurde eingelegt. Sonst gab's freitags ein Eiergericht. Es wurde viel untereinander gekocht, vielleicht zweimal in der Woche. Das mag ich heute noch gern, alles durcheinander. Fleisch gab's nicht jeden Tag. Sonntags und vielleicht dann die Reste.“

Arbeitete ihr Mann auf der Hütte, so musste die Frau ihm den Henkelmann mit dem warmen Essen bringen.

„Meine Mutter hatte einen bestimmten Platz, sie saß am Tisch unten, und hinter ihr war der Herd. Fleischstücke wurden eingeteilt, da bekam jeder seinen 'Fetzen' auf den Teller. Erst kam der Vater, dann berufstätige Söhne, danach die Kinder, und zuletzt nahm sich die Mutter. Sie guckte immer, wenn ein Teller wieder leer war. 'Willste noch'n bißchen, willste noch was?' Sie war immer bereit zum Aufstehen. Sie saß manchmal so schräg, daß unser Vater sagte: 'Hast du nicht einmal

Zeit zum Essen? Nun setz dich doch mal erst hin und iß selber mal!' Die Mutter war immer auf'm Sprung!“ In Meiderich aß man jeden Abend Milchsuppe und aufgewärmte Reste vom Mittagessen. Aber Milchsuppe musste immer sein. Es gab solche mit Reis, Grieß, Sago, Buttermilchsuppe mit Rosinen, Brotsuppe und „Hackepapp“ oder „Knüddelkes-Papp“. Folgendes Rezept zum Ausprobieren:

„Knüddelkes-Papp“:
Aus Mehl, Zucker, 1 Ei und etwas Salz „Knüddelkes“ kneten und in die kochende Milch laufen lassen. Aufkochen, bis alles schön sämig ist.



Verheiratete Frauen trugen nicht nur durch Subsistenzwirtschaft zum Haushaltseinkommen bei, sondern auch durch Verdienste, auch wenn diese in der Regel niedrig waren. Sie arbeiteten in Heimarbeit als Näherin, dekorierten Gardinen und Kissen, strickten Strümpfe und bügelten Kragen und Hemden, gingen stunden- oder tageweise in die Haushalte, in denen sie als „Mädchen“ gearbeitet hatten, oder nahmen Kostgänger auf. Je mehr Kinder, desto größer die Armut, de-

sto größer der Anteil an Kostgängern. Ein Schlafplatz mit einer Mahlzeit hieß „halbe Kost“, gab es volle Verpflegung, hieß es „volle Kost“.

„Große Wäsche“

„Schon am Sonntag abend gingen wir mit unserer Mutter in den Keller, holten Holz und Kohlen und legten alles neben den Waschkessel. Dieser wurde mit Wasser gefüllt und auf dem Rost ein Feuer gemacht.



Bleichsoda und etwas Waschpulver wurde im Wasser verrührt, und die Kochwäsche kam locker hinein und wurde dann mit einem Deckel abgedeckt. So konnte über Nacht die Lauge schön heiß werden und die Wäsche „ziehen“. Am Montag in der Frühe ging die Mutter hinunter, zog Holzklumpen (Klotschen) und eine große Schürze an und darüber noch eine große Gummischürze. Nun wurde die warme Vorwäsche mit einem Pregel (dicker glatter Holzstock) aus dem Kessel gehoben und mit der Lauge in die Waschmaschine geworfen, die in der Nähe des Kessels stand.

Die Waschmaschine war ein runder Holzbottich, der auf vier Füßen (Holzkreuz) befestigt war. In etwa drei Partien wurde die Wäsche darin 10 bis 15 Minuten geschlagen und durch einen Wringer gedreht, der an der Maschine angeschraubt war. Inzwischen wurde der Kessel neu gefüllt, mit Persil verrührt, und die Wäsche kam wieder in die Lauge. Jetzt wurde auch ein stärkeres Feuer mit Holzklötzchen gemacht, damit die Wäsche schnell zum Kochen kam.

Bald drückte die Wäsche den Deckel hoch, und die Lauge sprudelte über. Mit dem Wäscheknüppel drückte Mutter besonders die

aufgeblasenen Bezüge herunter. Überall spritzte die Lauge über, und sie mußte oft zurückspringen, damit sie nicht an Beine oder Füße kam. Bis sich alles etwas beruhigt hatte, konnte Mutter in der Zwischenzeit die helle und dunkle Buntwäsche sowie Hemden und Schürzen durch die erste Lauge schlagen und wringen.

Inzwischen waren einige Stunden vergangen, und mit dem gefüllten Wäschekorb ging Mutter zum Speicher oder bei gutem Wetter zum Hof und Garten.

Draußen wurde eine Leine von Pfahl zu Pfahl gespannt, wobei meist eine Nachbarin half, die Leine strammzuziehen. Mutter war froh, wenn alle Teile im Winde flatterten. Doch zum Schluß mußten in der Waschküche alle Gefäße geleert und gereinigt werden. Die Asche wurde aus dem Ofen entfernt und die Waschküche und Kellergänge geputzt. So ging ein langer, mühsamer Tag zu Ende.“

Bei der Schwere der Arbeit können sich alle gut vorstellen, dass manche Unterhose auch eine Woche lang getragen wurde. Wen wundert es da, dass viele Frauen die elektrische Waschmaschine als die größte Erfindung des Jahrhunderts bezeichnen.

Mädchen und Jungen – Kinder aus der Kolonie

Dieses Bild zeigt Kinder aus der Kolonie, die der Faschismus nicht ganz erreichen konnte und die gegen Hitler eingestellt waren. Als Kriegsgeneration haben sie gelitten; als die Bomben fielen, wurden sie evakuiert; sie erhielten keine vernünftige Schulbildung – kurzum Kinder, die die ganze Not des Krieges erlebt haben.



Kegelschwestern

Dieses Bild der Kegelschwestern ist nach 1936 entstanden, zu einer Zeit, in der z.B. Maria Mester (siehe Seite 95) bereits im Zuchthaus saß. Frauen waren sowohl am Widerstand als

auch an Krieg und Faschismus beteiligt. Frauen wurden Luftschutzwartinnen, wurden wieder dienstver-

pflichtet, bauten Bunker, wurden noch stärker als im Ersten Weltkrieg in den Krieg einbezogen.

Zwangsarbeiterin

Eine Meidericherin erzählt über ihre Dienstverpflichtung:

„Kurz vor Kriegsende, da kam die ‚Goebbelsche Verordnung‘. Ein bestimmter Prozentsatz Frauen, die bisher in den Büros gearbeitet hatten, wurden nun in ‚Kriegswichtige Betriebe‘ und dort in die Produktion gesteckt. Da haben sie natürlich die jüngsten und gesündesten Leute genommen. Ich habe dann als Maschinistin auf der Teerverwertung gearbeitet.“

Die dienstverpflichteten Frauen arbeiteten häufig mit ausländischen Zwangsarbeiterinnen zusammen.



Die Hüttenwerke Ruhrort-Meiderich AG unterhielten ein Lager für „Fremdarbeiter“, wie die Menschen aus den kriegsbesetzten Ländern offiziell genannt wurden, an der Stahlstr. 50 mit dem wohlklingenden Namen „Oberon“ (war im Gebäude der Menage). Sein Schwesterlager war „Undine“ auf der Mühlenfelderstr. 2, das der August-Thyssen-Hütte in Hamborn unterstand. „Undine“ und „Oberon“ sind Märchenfiguren.

„Wir haben mit den Russinnen zusammen gearbeitet und als Frauen auch Nachtschichten gemacht. Die Russinnen waren Zwangsarbeiterinnen. Ihre Baracken standen gleich



neben der Teerverwertung. Bei einem Totalangriff sind die Baracken dann getroffen worden. Es liegen noch heute viele Russinnen bei uns in Meiderich auf dem Friedhof.“ Das Bild zeigt eine Frau aus der Ukraine. Eine Familie hat dieser Frau geholfen, zum Dank schenkte sie ihnen ein Foto von sich.

Otilie Schmitz

Auf dem Bild ist Otilie Schmitz zu sehen, die im Zweiten Weltkrieg im Schlachthof Meiderich arbeitete. Sie erzählt über diese Zeit folgendes:

„Die Gefangenen aus Ratingsee (KZ-Außenlager) mußten im Schlachthof Bombenschäden beseitigen, notdürftig ein Dach draufsetzen. Russen hauptsächlich waren das, die wurden auf dem Dach eingesetzt. Und von da oben sah einer, wie auf einer Karre von einem Metzger so 'n Fetzen Fleisch liegen geblieben war. Ich seh' es noch heute, wie ein geölter Blitz ist der die Leiter runter und hat sich das Stückchen Fleisch in den Mund gesteckt. Aber das hat der Kapo (Aufseher) beobachtet und hat ihn gleich mit der Peitsche zusammengeschlagen. Dagegen haben sich aber ver-



schiedene Metzger aufgelehnt, und ich hab auch geschimpft, ist klar. Und am anderen Morgen war der nicht mehr im Arbeitseinsatz, und dann hab ich den gefragt, den Kapo: ‚Wo ist der geblieben, den ihr da gestern geschlagen habt?‘ – ‚Der, der ist erledigt. Der kommt nicht mehr!‘ Wir waren ja so wütend. Und ich hab' einen Meister gefragt, von dem ich genau wußte, der ist gegen Hitler, den hab ich gefragt:



‚Können wir da nix tun? Wär dat nich möglich, dat wir den Gefangenen mal wat zu essen irgendwie zukommen lassen können? Kennst du nicht auch welche, die gegen die Nazis sind?‘ Und dann hat der noch nen paar Metzger organisiert. Dann haben wir schon mal so 'n paar Pakete Butterbrote fallen lassen, so im Vorbeigehen auch schon mal 'ne Zigarre.“

Trümmerfrauen

Für viele Menschen, nicht für alle, war das Kriegsende eine Befreiung. Viele Frauen waren froh über das Ende des Krieges, für sie war der 8. Mai mehr als für die Männer Befreiung statt Niederlage. Mit einer ungeheuren Kraft gingen sie ans „große Aufräumen“.

Leserbrief zu „Geschichten von Mutterklötzkes und Knüddelkes-Papp“

(Rheinische Post vom 26. Oktober)

In dem Bericht wird eine Reihe der siebten Duisburger DonnAwetter-Veranstaltungen vorgestellt. Diese Veranstaltungsreihe wird von Duisburgs Gleichstellungsbeauftragter Doris Freer erläutert. So erwähnt sie auch Knüddelkes-Pap und Mutterklötzken. Sie erklärt den Ausdruck Mutterklötzken mit Holzstücken, die von Fuhrwerken gefallen sind und dann von Frauen aufgelesen wurden. Naja, Doris Freer, dies kann natürlich so mal vorgekommen sein. Aber der Name

und der Ursprung dieser Mutterklötzken stammt aus dem Bergbau. Die Untertage tätigen Bergleute hatten täglich ein genau bemessenes Stück Grubenholz unter der Jacke mit zu Tage gebracht. Es war Nahtholz und mußte genau „Einen Fuß“ lang sein (32 Zentimeter). Der Durchmesser betrug 15 bis 25 Zentimeter. In der Mitte des Holzes wurde ein Schnitt mit der Säge durchgeführt. Dieser Schnitt teilte wohl den Stempel in zwei Hälften, durfte aber diesen nicht ganz trennen.

Diese Mutterklötzken wurden zu Hause zum Anzünden der Deputatkohlen dringend begehrt.

Teilweise wurden die Mutterklötzken schon vorgehakt und dann mit Schießdocht umwickelt. Daher der Name Mutterklötzken. Die Kumpels hatten dafür einen kurzen und direkten Spruch: „Ohne Klötzken keine Liebe.“

Die Mitnahme des Grubenholzes war natürlich verboten. Konnte aber nie unter-

bunden werden. Erst die Verdrängung des Holzes als Ausbauelement im Steinkohlenbergbau durch Reibungsstempel aus Stahl und die Modernisierung des Bergbaus brachte das Mutterklötzken aus der Mode. Dann ging die Herdfeuerung in den Häusern stark zurück und die Frau am Herd benötigte immer weniger das Klötzken.

Heute ist es schon vielen Leuten unbekannt, wie man aus dem Bericht der RP entnehmen konnte.

Zwangsarbeiterinnen bei Krupp Rheinhausen

Eine Spurensuche

Während des Arbeitskampfes 1988 fiel der Fraueninitiative auf, dass im Zusammenhang mit Krupp immer nur von Männern, die auf dem Werk arbeiten oder früher dort tätig waren, die Rede war. Durch Gespräche mit älteren Frauen erfuhren wir, dass während der Kriegszeit 1940-1945 mindestens 2.500 Frauen auf der Hütte tätig waren, zumeist dienstverpflichtet.

Da Frauen und ihre Arbeits- und Lebensbedingungen in der offiziellen Geschichtsschreibung allzu häufig vergessen werden, obwohl sie und ihre Leistungen unsere Gesellschaft tragen, beschlossen wir am Ende des Arbeitskampfes, die Geschichte der Frauen, die während des Krieges die Arbeitsplätze der Männer einnehmen mussten, zu recherchieren und aufzuschreiben. Die Dokumentation soll dazu beitragen, öffentlich zu machen, was Frauen in dieser schweren Zeit geleistet haben. Im Jahre 1989 wurden von der Projektgruppe Interviews mit älteren Frauen, die auf der Hütte tätig waren, über ihre Arbeits- und Lebensbedingungen geführt und Materialien aus Archiven und Literatur gesam-

melt und ausgewertet. Durch die Berichte dieser Frauen stießen wir auf eines der erschütterndsten Kapitel des Nationalsozialismus, den Arbeitseinsatz von Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern. Mit dem ersten Teil dieser Arbeit über Frauen in der Rüstungsindustrie (Hauptschwerpunkt) beteiligten wir uns 1992 am Geschichtswettbewerb „Industriegeschichte an Emscher und Ruhr“. Für diese Dokumentation wurde den Frauen der Initiative der zweite Preis zuerkannt. Nach einer längeren Pause nahmen wir unter Mitwirkung einiger Frauen, die beim ersten Teil nicht mitgearbeitet haben, im Mai 1993 die Arbeit wieder auf. Diese Arbeit gestaltete sich äußerst schwierig.

Eine Anfrage im Krupp-Archiv, Unterlagen über Zwangsarbeiterinnen einzusehen, wurde von der Archivleiterin, Frau Dr. Köhne-Lindenlaub, negativ entschieden. Die Antwort lautete lapidar, das Krupp-Archiv sei für die Forschungsöffentlichkeit über dieses Thema noch nicht zugänglich.

Die Unterlagen der Aktenbestände des Archivs der ehemaligen Stadt Rheinhausen

(jetzt Stadtarchiv Duisburg) enthalten wenig brauchbares Material über die NS-Zeit.

Wir fanden 175 Schadensanzeigen von Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern über den Verlust ihrer Kleidung und persönlichen Sachen, die beim Bombenangriff am 22.5.44 auf das Lager Parallelstraße verbrannten.

Diese Schadensanzeigen enthielten nur Namen und Fabriknummern, Herkunftsorte und Geburtsdaten der Personen waren nicht aufgeführt.

Im Oktober 1993 beschlossen wir, nach Nürnberg zu reisen, um dort im Staatsarchiv die Unterlagen des Nürnberger Prozesses gegen Alfred Krupp (aus dem Jahr 1947) zu sichten.

Wir fanden eidesstattliche Versicherungen der verantwortlichen Lagerleiter und Bewacher über Verpflegung, Krankenstand und Behandlung der ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter. Auch die Zahl der Frauen, die als Zwangsarbeiterinnen auf der Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen im Jahre 1944 tätig

waren, konnten wir so ermitteln: Es waren 474.

Aus der Literatur erfuhren wir vom schwersten Bombenangriff auf Rheinhausen am 22.5.44, bei dem im Lager Parallelstraße 31 junge Frauen, ein Baby und ihre vier Bewacher bei lebendigem Leibe verbrannten. Anhand der Totenliste vom Friedhofsamt stellten wir außerdem fest, dass von diesem Personenkreis in den Jahren 1940-1945 insgesamt 250 Personen, unter ihnen auch 22 Babys, die in Rheinhausen von Zwangsarbeiterinnen geboren wurden, ums Leben kamen. Die Zahl dürfte weitaus höher sein, weil die Kriegsgefangenen, die auf dem Werk gearbeitet haben, von der Stalag Krefeld-Fichtenhain in ein Krankenlazarett zur Stalag Hemer gebracht wurden. 75% dieser kranken Kriegsgefangenen kehrten nicht mehr nach Rheinhausen zurück, sie verstarben wahrscheinlich in Hemer.

Zwischenzeitlich – aber erst, nachdem der Oberbürgermeister der Stadt Duisburg, Josef Krings, dem Kultusministerium Düsseldorf mitgeteilt hatte, dass unsere Arbeit wichtig sei für die Aufarbeitung der Geschichte von Rheinhausen – konnten

wir Gestapoakten im Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf einsehen und in Bezug auf Zwangsarbeiterinnen/-arbeiter und Kriegsgefangene in Rheinhausen auswerten.

Da außer den Gräbern auf dem Friedhof nichts an die Menschen erinnerte, die fern der Heimat beim Arbeitseinsatz in Rheinhausen ums Leben kamen oder Leid ertragen mussten, beschlossen wir, uns für die Errichtung eines Mahnmals einzusetzen.

Prof. Berthold Beitz wurde angeschrieben und um eine Spende aus der Krupp-Stiftung gebeten. Nach einigen Wochen kam die Zusage.

Über Kontakte zur Heinrich-Böll-Stiftung und zu Ulli Wendelmann, der einen Film über Zwangsarbeiterinnen/-arbeiter bei Thyssen gedreht hatte („Ich träume oft von Duisburg“), erfuhren wir von Memorial Moskau. Memorial Moskau unterhält eine Datenbank mit 450.000 Adressen von ehemaligen Zwangsarbeiterinnen/-arbeitern in Deutschland. Diese Datenbank ist nach der Perestroika im

Jahre 1990 eingerichtet worden.

Die Moskauer Journalistin Lelja Levina schickte uns über einen Kurier (die Flugpost kam aus Belgien) im Oktober 1993 die gewünschten Daten von Ehemaligen aus Rheinhausen. In ziemlicher Eile stellten wir einen Fragebogen an die Frauen zusammen (47 Ehemalige waren in dieser Liste) und übergaben diesen einer Dame des Obersten Sowjets, die mit anderen hochkarätigen Politikerinnen aus den GUS-Staaten zu Besuch in der Evangelischen Akademie in Mülheim weilte, zur Weiterleitung an Lelja Levina in Moskau.

Die Fragebogen und 160 DM für Portokosten zum Verschicken der Fragebogen erreichten Lelja Levina zuerst einmal nicht.

Erst Anfang Dezember 1993 bekam sie einen Anruf und fuhr quer durch Moskau, um, wie ein junger Mann ihr am Telefon mitteilte, Dokumente aus Deutschland abzuholen. Über die Überbringerin und das Geld war nichts mehr in Erfahrung zu bringen. Wir erstellten neue Fragebogen. Diese

reisten Ende Dezember mit Heike Maus, unserer Russischexpertin (die wir in der Zwischenzeit mit in unsere Arbeit einbezogen hatten), nach Moskau und wurden von dort aus auf dem Postweg in die Ukraine gebracht. Anfang Februar 1994 trafen nach und nach 34 Antwortbriefe in Duisburg ein. Zur Mahnmalweihe am 22.5.94, also nach 50 Jahren, sollten unbedingt Betroffene anwesend sein.

Da fast alle Ehemaligen nach 50 Jahren Rheinhausen wiedersehen wollten, mussten wir die Auswahl der Besucherinnen für die Woche vom 17.5. bis 24.5.94 per Losverfahren treffen.

Die Begegnung mit den ehemaligen Zwangsarbeiter/-innen (insgesamt waren es 17 Frauen und ein Mann im Mai 1994 und März 1995) war nicht nur für uns, sondern auch für viele Bürgerinnen und Bürger sehr beeindruckend. Diese Frauen, die als junge Mädchen den Hunger und die Bomben in Rheinhausen überlebt haben, bekommen eine Rente von umgerechnet 25-28 DM monatlich.

Für die Zeit der Zwangsarbeit haben sie bisher aus Deutschland weder eine Rente noch eine Entschädigung erhalten.

Vor 50 Jahren – so berichteten die Frauen – hat manche/r Kruppianer/in mit ihnen das Frühstücksbrot geteilt. In den Jahren 1994 und 1995 waren es zumeist Rheinhausener Bürgerinnen und Bürger, die Geld, Kleidung und Schuhe für die „Ehemaligen“ spendeten.

Unsere Gäste konnten es nicht fassen, dass im Krupp-Werk Rheinhausen alles stillsteht.

Die Erinnerung an das Leid vor 50 Jahren war teilweise schmerzlich. Der Besuch in Rheinhausen war gleichzeitig aber auch Aussöhnung und Vergebung.

Die Geschichtsprjektgruppe wird die Fragebogen auswerten, die Aussagen der Zeitzeugen hinzuordnen sowie das zum Thema gefundene Archivmaterial zu einer Dokumentation in gebundener Form zusammenfassen.

Frauen in der Stahlindustrie – Krupp-Werk Rheinhausen

Während des Arbeitskampfes 1987/1988 in Rheinhausen fiel uns Gechichtsprojektgruppe der Fraueninitiative Krupp Stahl Rheinhausen auf, dass im Zusammenhang mit dem Krupp-Werk Rheinhausen – früher Friedrich-Alfred-Hütte – immer nur von arbeitenden Männern die Rede war.

Sowohl das Bertha-Krankenhaus als auch die Margarethensiedlung und der Berthaplatz in Rheinhausen weisen auf Frauen aus dem Hause Krupp hin. Aber von den Frauen, die auch im Produktionsbetrieb tätig waren, spricht niemand. Erst recht erinnert man sich nicht an die Frauen, die während des Krieges dienstverpflichtet waren. Da Frauen und ihre Lebensbedingungen auch in der offiziellen Geschichtsschreibung häufig vergessen werden, obwohl sie und ihre Leistungen eine Gesellschaft tragen und Leistungen der Männer für den Bestand der Gesellschaft erst ermöglichen, wollten wir dem Leben der Frauen einen großen Raum in unserem Geschichtsprojekt geben. In unseren ersten Recherchen stellten wir dann auch fest, wie eng im Laufe der fast 100 Jahre des Krupp-Werkes in Rheinhausen die

Lebensbedingungen der Frauen mit dem Werk verbunden waren. Uns wurde ebenfalls bewusst, dass auch das Leben der Frauen, die mit „Kruppianern“ verheiratet waren, in enger Beziehung zum Krupp-Werk stand.

Das Wohnen in preiswerten Werkswohnungen; das Einkaufen in den Kruppschen Konsumanstalten und die Möglichkeit, den werksärztlichen Dienst in Anspruch zu nehmen, Bücher aus der Kruppschen Bücherei auszuliehen, die Kinder den Kruppschen Kindergarten besuchen zu lassen, zum Krupp-Schuster oder zum Krupp-Frisör zu gehen, im Speisehaus (Menage) preisgünstig essen zu können und im Kruppschen Ledigenheim zu wohnen, schafften über das Arbeitsverhältnis hinaus Bindungen an das Werk. Für den Krankheitsfall gab's das Bertha-Krankenhaus, und auch für das Freizeitvergnügen war gesorgt – es gab die Kruppsche Bierhalle mit Festsälen und Gartenwirtschaft (während des Zweiten Weltkrieges durch Bomben zerstört). Das Leben der Frauen, auch wenn sie nicht selbst bei Krupp beschäftigt waren, wurde so eng mit den Werkseinrichtungen verbunden.

Obwohl Sozialeinrichtungen, wie von allen großen Unternehmen, auch für die Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen mehr aus pragmatisch-ökonomischen denn aus sozialen Motiven geschaffen wurden, gaben sie mehr Sicherheit für die Familien und erleichterten das Leben der Frauen. Der Bau der Werkswohnungen und Werkssiedlungen ermöglichte eine bessere Lebensqualität, diente aber vor allem der besseren Verfügbarkeit der Beschäftigten und deren Anpassung an die betrieblichen Bedürfnisse.

Die Ansiedlung anderer größerer Betriebe in Rheinhausen wurde durch den großen Einfluss der Krupp-Manager verhindert. Auf diese Weise blieb Krupp neben den beiden Zechen „der“ Arbeitgeber in Rheinhausen. Die Arbeitnehmerschaft blieb dem Werk stets treu verbunden, trotz Entlassungen in der Zeit der Weltwirtschaftskrise, trotz Arbeitsplatzkürzungen und des Abbaus vieler Sozialeinrichtungen. Man trauerte anderen Betrieben auch nicht hinterher. Die Beschäftigung bei Krupp wurde als Lebensstellung angesehen, die Sicherheit für die Familien brachte. Mehrere Gene-

rationen einzelner Familien waren Kruppsche Arbeitnehmer – das Werk war „ihr Werk“. (Nach Kenntnis dieses Hintergrundes kann man auch die Fassungslosigkeit im November 1987 verstehen, als die Schließung des Werkes angekündigt wurde).

Die Gesellschaftsstruktur in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sah die Frau und ihren Haushalt (oder den Haushalt anderer) als angestrebte Einheit. Den Männern das häusliche Leben behaglicher zu machen war das Ziel. Wenige Berufe waren für die Frauen leicht auszuüben – Dienstmädchen, Kellnerin, Näherin, Putzmacherin, Bürogehilfin. Andere Berufe waren schwer zugänglich.

Nur wenn „höherwertige Ziele“, männlich-ökonomische und die Ausdehnung der patriarchalischen Macht betreffende (wie während des Ersten Weltkrieges und im Zweiten Weltkrieg), von den Machthabern verfolgt wurden, wurde den Frauen befohlen, vorübergehend ihre Rollen zu verlassen. Die neue Rolle konnte in den Fabriken gut ausgefüllt werden.

In der Statistik über die Belegschaftsziffern des Hüttenwerkes Rheinhausen

(Stadtarchiv Duisburg) sind zum 30.6.1916 zum ersten Mal Frauen in der Arbeiterschaft aufgeführt. Von 8.526 Werksangehörigen sind neben 730 Internierten und 727 Kriegsgefangenen 825 Arbeiterinnen aufgelistet. Am 30.6.1918 gehörten schon 1.194 Frauen zur Arbeiterschaft.

In den Zeiten der äußerst schwierigen Versorgungslage war die Berufstätigkeit in den Fabriken eine sehr schwere Belastung. Frauen wurden als „industrielle Reservearmee“ benutzt und ausgenutzt. Sie hatten die Lasten einer Politik zu tragen, die sie nicht mitverantwortet und zur Zeit des Ersten Weltkrieges, da sie noch nicht einmal Wahlrecht hatten, auch nicht mitbestimmen konnten. Nach Kriegsende 1918 waren von 8.762 Werksangehörigen noch 199 Frauen – die Reservearmee wurde nicht mehr benötigt. Im städtischen Bericht von Anfang 1919 wird lakonisch aufgeführt, dass nach erfolgreicher Demobilisierung sich der Abbau der Frauenarbeit glatt und ohne Reibung vollzogen habe (Stadtarchiv Duisburg). Offensichtlich ließen sich die Frauen jedoch nicht überall so leicht wieder ins Haus verbannen – die Homberger Verwaltung berichtete, dass die Bereitschaft der Frauen, sich

als Dienstmädchen zu verdingen, merklich zurückgegangen sei (Stadtarchiv Duisburg).

Nach dem Ersten Weltkrieg begann mit der Besatzungszeit (belgische Truppen in Rheinhausen), den Jahren der Inflation und der Rezession eine lang andauernde Periode größter Not in der Bevölkerung. Durch Arbeitszeitverkürzungen, Kündigungen und Werksstilllegung gab es ein unregelmäßiges und geringes Einkommen. Den Frauen fiel in der Nachkriegszeit viele Jahre lang die schier unlösbare Aufgabe zu, trotz Lebensmittelmangel ihren Familien mit Energie und Phantasie zum Überleben zu verhelfen. Gerade junge Familien, die in neugebaute Siedlungen nach Rheinhausen gezogen waren, lebten durch die unsicheren Arbeitsplätze „bei Krupp“ in unvorstellbarer Not. Keine oder nur wenig Arbeit der Männer bedeutete – kaum Einkommen. Die Sorge um das Essen für Mann und Kinder war, so lesen wir in einem kirchlichen Bericht, „übermenschliche Anstrengung und hatte bei vielen Frauen totale Erschöpfung zur Folge“. Durch eine Stiftung wurden deshalb im Bertha-Frankenhaus Mütterkuren finanziert. Die Produktion der Hütte ging nach vorübergehender Steigerung

ständig zurück und erreichte 1931/1932 ihren Tiefstand. Dementsprechend hatte auch die Belegschaftsstärke abgenommen. Möglicherweise ist dies eine Erklärung dafür, dass die Propaganda der NSDAP hier früh wirken konnte.

Im Hüttenwerk und im Stahlbau Rheinhausen waren in der Zeit von 1927-1932 durchschnittlich 90 Frauen beschäftigt. In den Jahren 1933-1938 waren es durchschnittlich 99 Frauen, die zur Arbeiterschaft gehörten. Leider fanden wir für diese Zeit keine Angaben über die Arbeitseinsätze der Frauen.

Um ihr Versprechen einzulösen, die Arbeitslosigkeit abzubauen, beschritten die Nationalsozialisten unterschiedliche Wege. Auf der einen Seite wurden Arbeitsplätze geschaffen, auf der anderen der Arbeitsdienst auf Mädchen ausgedehnt – und verheiratete Frauen entlassen. Offensichtlich wurden diese Frauen dann in der Arbeitslosenstatistik nicht geführt. Frauen, die den Beruf aufgaben, erhielten Ehestandsdarlehen. Die Aufgaben der Frau waren der Ideologie des Nationalsozialismus entsprechend wieder Mutterschaft, Ehe und Haushalt. Die Aufrüstung ließ auch die Produktionsziffern der Friedrich-Alfred-Hütte steigen. Und

als der Krieg begann und immer mehr Männer aus dem Produktionsbetrieb heraus an die Front mussten, galt es, die Reservearmee in den Fabriken wieder zu mobilisieren. Frauen wurden aufgefordert, freiwillig Aufgaben zu übernehmen – aus Liebe zum Vaterland.

Im Bericht der Stadt Rheinhausen von 1939/40 liest es sich so:

„Und da, wo Männerfäuste fehlten, weil sie mit der eisernen Waffe des Schwertes gegen den Feind kämpften, sprangen die Frauen ein und reihten sich in die Lücken des Arbeitsprozesses ein. Energisch und ohne zu zögern griffen sie zu, allein in dem Bewußtsein, daß in diesem für unseres Volkes ewigen Bestand entscheidenden Krieg keine Hand ruhen darf.“ (Stadtarchiv Duisburg).

Es wurde jetzt selbstverständlich, dass Frauen, zu Anfang des NS-Regimes wieder als Hüterin des Hauses gepriesen, auch in Fabriken arbeiteten. Weil die Zahl der sich freiwillig meldenden Frauen nicht so zahlreich war wie erhofft, griff man schnell zu Dienstverpflichtungen.

1944 arbeiteten durchschnittlich 1.071 deutsche Frauen „auf dem Krupp-Werk“, dazu 575 ausländi-

sche Arbeiterinnen. Arbeitskräfte des Werkes waren auch 2.675 ausländische Arbeiter, ohne Kriegsgefangenzahlen.* (Die Bezeichnungen „Zwangsarbeiterinnen“ oder „Zwangsarbeiter“ gab es nicht. Es wird immer nur über ausländische ArbeiterInnen oder „Fremdarbeiter“ berichtet.) Die Arbeitsbedingungen während der Kriegszeit waren nicht leicht. Das möchte ich an einigen Beispielen belegen:

Minna B. wurde 1944 im Alter von 45 Jahren dienstverpflichtet. Sie arbeitete im Nietenlager, musste Eisennieten schneiden und Schrauben ausgeben. Die Größe der Schrauben war mit unseren Vorstellungen aus dem Haushaltsbereich natürlich nicht vergleichbar. Das Material wurde für U-Boote gebraucht. Neben Minna B. arbeiteten noch zwei Frauen im Nietenlager. Gearbeitet wurde in zwei Schichten: von 6-12 Uhr und von 12-18 Uhr. 40 Pfennig gab's für die Stunde. Für die Frauen gab es einen Extraraum zum Umziehen. Dort konnte man sich auch die Hände waschen. Das „andere“ Waschen musste zu Hause erfolgen. Johanna H., Jahrgang 1911, wurde 1941 dienstverpflichtet. Sie arbeitete im Energiebetrieb des Krupp-Werkes in drei Schichten, auch

in einer Spätschicht. Sie erzählte, dass die Kräne fast ausschließlich von Frauen bedient wurden. Frau H. klagte über unmenschliche Hitze, die von den Turbinen ausging. Sie nahm innerhalb eines Jahres 50 Pfund ab. Die Tochter sah sie oft, vor Erschöpfung eingeschlafen, auf einem Küchenstuhl sitzend. Auch wenn Frau H. nach einem Bombenalarm die Nacht im Luftschutzbunker verbringen musste – bei Frühschicht ging's von dort direkt zur Arbeit. 1944, als sie ein Baby erwartete, konnte sie mit der Werksarbeit aufhören.

Maria H., Jahrgang 1922, arbeitete bis Sommer 1944 in einem Modehaus, dann wurde sie dienstverpflichtet. Sie arbeitete im Stahl-Eisenbereich und musste Stabeisen bündeln. Die langen Eisenstäbe mussten sortiert und auf einen Querbock gehievt werden. Das war eine sehr schwere und für Frau H. ungewohnte Arbeit. Viel schlimmer, so erzählte Frau H., hätten es die Russinnen und Polinnen gehabt, denn diese hätten, im Gegensatz zu den deutschen Frauen, ohne Handschuhe arbeiten müssen.

Schon 1989/90 berichteten uns einige Interviewpartnerinnen von Zwangsarbeiterinnen, die auf dem Krupp-Werk arbeiteten. In der Geschichtsarbeit der Frauenini-

tiative Krupp Stahl Rheinhausen „Krupp-Frauen, Frauen von Krupp“ haben wir davon erzählt. Im Laufe der folgenden Jahre hat die Geschichtsprojektgruppe der Fraueninitiative Krupp Stahl Rheinhausen weiter recherchiert und sehr viel über das Schicksal der Zwangsarbeiterinnen erfahren. In diesem Bericht möchte ich jedoch nur auf die Erzählungen deutscher Frauen eingehen.

Frau Grete R. wurde dienstverpflichtet und begann ihre Tätigkeit im Krupp-Werk als Kranführerin. Wenn länger gearbeitet werden musste, erhielt die Belegschaft Essen vom Werk. Keiner fragte jedoch danach, ob zu Hause Bescheid gesagt wurde. Das Waschen nach der Arbeit war ein Problem. Für sechs Frauen gab es einen Wasserhahn. Duschen durften nur die Männer benutzen – so lange, bis die Frauen „Krach“ machten. Danach wurde einmal in der Woche, eine Stunde vor Dienstschluss, das Duschen für die Frauen möglich. Mit den Arbeitskollegen, so erzählte Frau R., haben die Frauen gut zusammengearbeitet. Bei Bombenalarm hätten die Kollegen auch geholfen, die „Schotten zuzumachen“. Das bedeutet: Die Kollegen halfen dabei, die Kräne zu verdunkeln. Die

Nachtschicht begann um 20 Uhr und endete um 9 Uhr.

Als der Ehemann von Frau R., der Soldat in Russland war, sich nicht an einer Erschießung beteiligen wollte, wurde er im August 1943 zum Tode verurteilt. Am 31.5.1944 wurde das Urteil vollstreckt. Weil ihr Mann Staatsfeind war, wurde Frau R. entlassen, obwohl sie ihr zweites Kind erwartete. Keiner durfte sie mehr grüßen, und sie musste sich oft bei der Polizei melden. Ihre Lebensbedingungen wurden unerträglich. Sie erhielt auch keine Lebensmittelkarten mehr.

Frau Sophie K., Jahrgang 1921, arbeitete, weil ihre Mutter auf ihren kleinen Sohn aufpasste, von Ende 1942 bis kurz vor Kriegsende bei Krupp. Ihre tägliche Arbeitszeit betrug acht Stunden. Weil sie ein Kleinkind hatte, brauchte sie nur die Tagschicht zu übernehmen. Anfangs arbeitete sie als Maschinistin am Hochofen, später als Wagennotiererin. Bei Fliegeralarm war es für sie schwierig, die Bunker zu erreichen, da sie in allen Werksbereichen arbeitete.

Die Arbeit „auf dem Werk“ war nicht nur wegen der schweren körperlichen Belastung schwierig. Gespräche mit „damals“ dienstverpflichteten Frauen zeigten,

dass gerade in einem Betrieb, der für die Rüstung wichtig war, die Bewachung der Beschäftigten sehr streng durchgeführt wurde. Diese strenge Bewachung wurde wegen befürchteter Sabotage und unerwünschter Kontakte mit Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern ausgeführt. Gespräche sollten nur auf Arbeitsanweisungen beschränkt und „Privates“ sollte ausgeschlossen sein. Strengstens verboten war auch die Essensabgabe an Nichtdeutsche.

Zwei der befragten Frauen, die keinen bestimmten Arbeitsort hatten, sondern wegen Notierungsarbeiten das gesamte Werksgelände begehen mussten, hatten immer große Angst, weil sie Gefangenengruppen begegneten und nie den Verdacht eines Gesprächs aufkommen lassen durften. Die Gruppen der hungernden russischen Kriegsgefangenen, streng bewacht, aber die geringsten Möglichkeiten nutzend, nach Essen zu suchen, wurden für die Frauen zu bedrückenden und sich nicht aus dem Gedächtnis lösenden Erinnerungen. Katharina W., damals jungverheiratet, die im Kruppischen Labor als Reinigungsfrau dienstverpflichtet war, erzählte mir, dass im Labor auch eine Zwangsarbeiterin beschäftigt war. Wegen der

Dämpfe im Labor erhielten alle Beschäftigten täglich einen halben Liter Milch, nur die Zwangsarbeiterin nicht. In der Pause, die alle im Labor Tätigen miteinander verbrachten, wurde die Milch getrunken. Frau W. mochte keine Milch und gab sie immer der Russin. Als es Frau W. in der Schwangerschaft nicht gut ging, übernahm die Russin dafür viele Putzarbeiten. Im Regelfall gab es im Labor keine Bewachung, aber irgendwie muss es von Besuchern doch bemerkt worden sein, dass Frau W. und die Russin gut miteinander auskamen. Eines Tages erschien ein Parteifunktionär beim Laborchef und fragte nach, ob Frau W. „die rechte Gesinnung habe“. Bei Verneinung wäre die Befragung weitergegangen, und eine Verhaftung wäre erfolgt. Glücklicherweise antwortete der Chef: „Ja, sie hat die rechte Gesinnung.“ Die Arbeiterin Elisabeth B. aus Rheinhausen wurde am 23.12.1942 angezeigt, weil sie während eines Fliegeralarms in einem Schutzraum des Hüttenwerkes mit einem französischen Kriegsgefangenen geredet haben soll. Der Fall wurde vor der Gestapo verhandelt. (RW 58-67903 Hauptstaatsarchiv). Die Budenwärterin Franziska Sp. wurde vom Werksschutz angezeigt, weil sie

einem russischen Kriegsgefangenen ein Stück Brot gegeben haben soll. Die Anzeige wurde an die Gestapo weitergeleitet. (RW 58-61523 Hauptstaatsarchiv)

Nach Kriegsende verringerte sich die Zahl der weiblichen Arbeitskräfte, denn die Männer waren wieder einsatzbereit. Alleinerziehende und alleinstehende Frauen bemühten sich um einen Arbeitsplatz bei Krupp. Man wollte neben einem geregelten Einkommen auch Vergünstigungen im sozialen Bereich erhalten. Frau Inge B. berichtet darüber: Mit Empfehlung erhielt sie in der Nachkriegszeit eine Stelle als Laufmädchen für Stahlwerk und Walzwerk. Sie erhielt Schuhe von Krupp, sonst hätte sie barfuß gehen müssen. Frau B. freute sich, wenn sie zur Inventur eingeteilt wurde, auch wenn das Zählen von Stahlblöcken bei Wind und Wetter unangenehm war. Als Tagesverpflegung erhielt man eine große Schnitte Brot, eine Schachtel Zigaretten und eine Flasche Bier. Zigaretten und Bier waren ein gutes Tauschmittel. Da Frau B. in der Kruppischen Menage essen durfte, konnte sie für drei weitere Familienangehörige Essen nach Hause nehmen. Frau Anna T. berichtete: „Als wir nach der Währungsreform die Möglich-

keit hatten, Möbel anzuschaffen, fehlte uns das Geld. Krupp-Werksangehörige erhielten auf Antrag einen zinslosen Kredit, der innerhalb von sechs Monaten zurückgezahlt werden mußte. Man konnte auch Möbel und Elektrogeräte in bestimmten Geschäften kaufen. Den Kaufpreis bezahlte man ratenweise an die Firma Krupp. Uns wurde dadurch sehr geholfen.“

In der Nachkriegszeit verblieben Kranführerinnen, Arbeiterinnen in der Zementfabrik, Notiererinnen, Putzkräfte und Mitarbeiterinnen in den Kantinen und in der Menage (Küchenbetrieb). Dazu kam der Einsatzort Büro. Die Zahl der weiblichen Arbeitskräfte im Stahlbetrieb verringerte sich im Laufe der Jahre immer mehr. „Kurz vor Schluss“ wurde auch die Menage in Rheinhausen in „Fremdbewirtschaftung“ gegeben. Die „Reste“ des Hüttenwerkes stehen noch. Sie verringern sich ständig. Es ist absehbar, dass bald keine Spuren des Werkes mehr vorhanden sind. Die Spuren der Frauenarbeit sind heute schon nicht mehr vorhanden. An die enge Verknüpfung der Lebensbedingungen vieler Frauen mit dem Krupp-Werk denkt kaum jemand. Dieser Bericht soll an die Geschichte der Frauen erinnern.

Li (Fischer)-Eckert (1882-1942)

Frauenrechtlerin und Pionierin der Sozialarbeit*

Hagen-Eppenhausen i. Westfalen, Haus Rast: So lautete von 1908 bis 1919 die Anschrift der Deutschen Vereinigung für das Frauenstimmrecht. Es war die Adresse von Dr. Li Fischer-Eckert, die in ihrer Person die Vielfalt der Alten Frauenbewegung vereinte:

Soziales Engagement für die Armen, Kampf um die Gleichberechtigung der Frau in Bildung und Politik, Aufbauarbeit in der Jugend- und Familienfürsorge, im Frauenarbeits- und Frauenrechtsschutz.

Lina Eckert wurde 1882 als Tochter eines Verkehrskontrolleurs in St. Johann a. Saar geboren. Nachdem sie 1901 in Metz/Lothringen die Befähigung als Lehrerin an höheren und mittleren Mädchenschulen erworben hatte – der Kampf um die wissenschaftliche Lehrerinnenausbildung und die Gymnasialbildung für Mädchen war noch nicht gewonnen –, musste sie froh sein, 1902 als Volksschullehrerin in Hagen eingestellt zu werden. Dort unterrichtete sie bis 1904. 1905 heiratete sie den Hagener Rechtsanwalt und Fabrikanten August Fischer.

In den folgenden Jahren unternahm sie viele, zum Teil langdauernde Auslandsreisen. In Frankreich regelte sie geschäftliche Angelegenheiten ihres Mannes. Resultat einer Studienreise in Norwegen sind vier Vorträge über Ibsen – und sicher findet „Nora“ dabei besondere Beachtung –, die sie in Hagen, Dortmund, Hamm und verschiedenen rheinischen Großstädten in Bildungs- und Frauenvereinen hält. In England bekommt sie Einblicke in die Frauenstimmrechtsbewegung und studiert soziale Probleme sowie die Siedlungs- und Gartenstadtbewegung. Wieder in Hagen, wird sie im Deutschen Verband für das Frauenstimmrecht aktiv, der 1902 in Hamburg vom sogenannten radikalen Flügel der Frauenbewegung (Augspurg, Cauer, Heymann u.a.) gegründet worden war.

Die bürgerliche Gesellschaft vor dem ersten Weltkrieg stand der Forderung nach dem Frauenstimmrecht ausgesprochen feindlich gegenüber, und zwar einschließlich der großen konfessionellen Frauenvereine. Die „schmutzige“ Politik vertrug sich nicht mit dem vorherr-

schenden Ideal von „Weiblichkeit“. Die „Radikalen“ der Frauenbewegung erwarteten dagegen, mit den Frauenstimmen in den Parlamenten ihre Forderungen nach Gleichberechtigung durchsetzen zu können.

Der Stimmrechtsverband nahm 1907 in seine Satzung das Ziel nach allgemeinen und gleichen Wahlen auf. Die eher konservativen bzw. nationalliberalen Frauen waren teils aus taktischen, teils aus prinzipiellen Gründen dagegen, das gleiche Wahlrecht zu fordern (in Preußen galt noch das 3-Klassen-Wahlrecht).

Li Fischer-Eckert machte sich zur Wortführerin dieser Gruppe; sie vereinigte die westfälischen und rheinischen Stimmrechtsvereine und verlangte, der Reichsverband solle lediglich ein Frauenwahlrecht zu jeweils den gleichen Bedingungen wie das der Männer fordern. Diese Frage führte zur Spaltung der Frauenstimmrechtsbewegung, und Li Fischer-Eckert übernahm auf Reichsebene den Vorsitz der gemäßigten Richtung, die sich „Vereinigung für das Frauenstimmrecht“ nannte.

Nach der Revolution 1918/19 lösten sich die Frauenstimmrechtsvereine auf, und das lang erkämpfte Frauenwahlrecht kam als einer der ersten Frauen der gebürtigen Hohenlimburgerin Gertrud Bäumer zugute, die 1919 Mitglied der Weimarer Nationalversammlung und anschließend Reichstagsabgeordnete wurde.

Obwohl die Frauenstimmrechtsbewegung nie die große Bedeutung wie in England oder den USA erlangt hatte und obwohl das Frauenstimmrecht 1919 durch die nicht vorhersehbare Revolution von den Sozialisten erreicht wurde, so ist doch Li Fischer-Eckerts Engagement in herausragender Position als mutiger und konsequenter Einsatz für die Frauen anzuerkennen.

In Dr. Li Eckerts schriftlichem Lebenslauf zur Bewerbung in den Schuldienst 1933 heißt es lapidar: 1910-1913 Studium der Jurisprudenz und der Staatswissenschaften in Göttingen und Tübingen. Das war ungewöhnlich für eine 28-Jährige. Allerdings kam ein spätes Studium bei Frauen in den ersten Jahren nach ihrer

Hochschulzulassung in Deutschland – überwiegend 1908 – gelegentlich vor. Aber hier handelte es sich um eine Hagener Ehefrau! Das dürfte ziemlich einmalig gewesen sein.

In den Jahren 1911/12 führte Li Fischer-Eckert eine hervorragende soziologische Untersuchung als Grundlage für ihre 1913 im Verlag Karl Stracke, Hagen, erschienene Dissertation mit dem Titel „Die wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen in dem modernen Industrieort Hamborn im Rheinland“ durch. Sie wurde 1986 mit umfangreicher Einleitung von der Stadt Duisburg als Beitrag zur Stadtgeschichte neu herausgegeben.

In Hamborn, heute ein Duisburger Stadtteil, wo nach 1871 die erste Zeche „auf der grünen Wiese“ entstanden war, lebten 1900 rund 30 000 Einwohner. 1911 waren es über 100 000. Die Zuzügler waren überwiegend direkt aus den Agrargebieten Ostdeutschlands und Österreich-Ungarns (meistens Polen) gekommen, nur 70% der Bevölkerung gaben Deutsch als Muttersprache an. 1912 lag in Hamborn die Kindersterblichkeit im 1. Lebensjahr bei über 25%, das war fast jeder zweite Todesfall in der jungen Stadt. 1911 nahmen 44% der Haushalte

einen Wohnungswechsel vor. Li Fischer-Eckert führte erstmals und für die Zeit vor dem 1. Weltkrieg einmalig eine groß angelegte wissenschaftliche Befragung von 500 Frauen – ganz überwiegend mit Arbeitern verheiratete Hausfrauen – durch. Sie fragt nach der Herkunft der Frauen, dem Beruf des Vaters, der schul- und Ausbildung, der Tätigkeit vor der Ehe, nach Verwandten – und Nachbarschaftskontakten. Dabei stellt sie – durch Zuwanderung, Umzugshäufigkeit in den Werksiedlungen bedingt – ungewöhnlich geringe soziale Kontakte der Frauen fest. Trotz geringer Einkommensunterschiede herrschen in den Kolonien Neid und Mißgunst vor, die allgemeine Not läßt Mitleid und Hilfsbereitschaft verkümmern. Li Fischer-Eckert teilt die Haushalte in vier verschiedene Typen ein, vom „auskömmlichen Dasein im behaglichen Heim“ bis zur „völligen Verwahrlosung“. Die Unterschiede führt sie hauptsächlich auf die Gesundheit der Eheleute, die Kinderzahl, die hauswirtschaftlichen Fähigkeiten der Frauen und die Erstausrüstung des Haushaltes zurück. Die zunächst durch den ungewohnt hohen Bargeldlohn geweckten Hoffnungen der Zuwanderer haben sich in der Regel nicht erfüllt. Viele Frauen müssen

ca. 30% mehr für die Lebensmittel bezahlen als im Konsum, weil sie sich verschuldet haben und ständig anschreiben lassen müssen.

Li Fischer-Eckert untersucht die hohe Säuglingssterblichkeit in Hamborn (extrem 1912, nämlich 36%). Sie führt sie u.a. auf die hohe Geburtenzahl der Frauen zurück, die zusammen mit dem bei steigender Kinderzahl zunehmendem Nahrungsmittelmangel die Gesundheit der Mütter untergräbt. Sie schreibt: „Welche Unsummen von körperlicher Kraft und von seelischen Energien gehen durch dieses vergebliche Aufwenden von Kräften... verloren! Welche Summe von Gesundheit und Arbeitsfähigkeit wird durch dieses ver-schwenderische, unproduktive Hervorbringen von Leben vergeudet!“ Sie fordert „ein Hineinragen der Er-rungenschaften hygienischer Erkenntnisse in die breitesten Schichten unseres Volkes“.

Umfangreiche Statistiken zu Löhnen und Preisen ergänzen die demoskopische Erhebung, und die Autorin resümiert: „Man weiß nicht, was mehr zu beklagen ist, die physische Unterernährung oder die psychische Leere und Verarmung“. Sie registriert den darauf beruhenden Mangel an Lebens-

bejahung, Hilfsbereitschaft, Freundschaft und Solidarität.

Ihre „Vorschläge für die Hebung der wirtschaftlichen und sozialen Lage“ setzen vor allem bei den Wohnungen an. So propagiert Li Fischer-Eckert den genossenschaftlichen Wohnungsbau, um die Menschen heimisch und unabhängig zu machen. In einem detaillierten Finanzierungsbeispiel nennt sie die „Gartenstadt Emst bei Hagen“. Das bestätigt, Li Fischer-Eckert habe sich mit Eingaben an die Stadt für fortschrittliche Arbeitersiedlungen eingesetzt und zum Freundeskreis des Ehepaars Cuno gehört, ist doch der Name Cuno eng mit dem Hagener Arbeiterwohnungsbau verbunden. Oberbürgermeister Cuno ernannte Dr. Li Fischer-Eckert 1918 zu seiner Stellvertreterin bei den Abschlussprüfungen am Oberlyzeum, am Gymnasium und am Realgymnasium; sie hatte sich seit Jahren mit Schul- und Bildungsfragen beschäftigt und sich in Wort und Schrift für die Mädchenschul-Reform engagiert.

Im Ersten Weltkrieg, als plötzlich in großem Umfang Frauen Männerarbeitsplätze einnehmen mussten, gab es außerordentliche Probleme, zu deren Bewältigung überall erfahrene Frauen der

bürgerlichen Frauenbewegung herangezogen wurden. So war Dr. Fischer-Eckert von 1916-1918 Referentin im Kriegsamt in Düsseldorf – übrigens als Nachfolgerin von Dr. Marie-Elisabeth Lüders, die nach kurzer Tätigkeit dort als Leiterin der gesamten Frauenarbeit in Deutschland ins Kriegsministerium nach Berlin berufen wurde. Dr. Li Fischer-Eckert war für den Frauenarbeits- und den Mutterschutz zuständig und richtete wegen des absoluten Mangels an Fachkräften die ersten Kurse für Fabrikpflegerinnen in Deutschland ein. Von 1917-1921 hält sie außerdem Vorlesungen an der neugegründeten Niederrheinischen Frauenakademie, einer der ersten Ausbildungsstätten für Fürsorgerinnen.

Dies alles geschah von ihrem Wohnsitz in Hagen aus. 1919 wurde ihre Ehe geschieden, sie legte den Na-

men ihres Mannes ab und zog 1920 nach Düsseldorf, wo sie ab 1921 – durch die Inflation gezwungen – wieder als Volksschullehrerin tätig war. 1926 wurde sie als Direktorin an die Niederrheinische Frauenakademie berufen, wieder als übernächste Nachfolgerin von Marie-Elisabeth Lüders. Sie hält Vorlesungen über praktische und theoretische Volkswirtschaft, Jugendrecht, Jugendfürsorge, Sozialethik, und sie schreibt dazu:

„Die Vorlesungen habe ich [...] in Anlehnung an Begebenheiten aus dem praktischen Leben aufgebaut. Wissen allein tut's nicht, es muß vor allem der Wille geweckt werden, mit dem Wissen etwas anfangen zu wollen. Ziel der beruflichen Schulung ist die Erziehung zu sozialer Gesinnung, Erweckung und Festigung aller seelisch-geistigen Kräfte zu verantwortlichem Handeln.“

Ab September 1933 hieß die Niederrheinische Frauenakademie Nationalsozialistische Frauenakademie; der bisherige Trägerverein – eng mit dem Bund Deutscher Frauenvereine verbunden – löste sich wie dieser auf, und die Direktorin Dr. Eckert wurde entlassen. Dies Schicksal teilte sie mit vielen bedeutenden Vertreterinnen der Ersten Frauenbewegung, u.a. mit Gertrud Bäumer.

Es gelang ihr immerhin, als Mittelschullehrerin in Düsseldorf eingestellt zu werden. Anfangsgehalt der 51jährigen „Berufsanfängerin“: 160 Reichsmark.

Sie hat die Entlassung und Degradierung nie verwunden. Unermüdlich kämpfte sie darum, als Studienrätin anerkannt zu werden und die Akademiezeit als Dienstjahre angerechnet zu bekommen. Letzteres gelang ihr im Pensionierungsverfahren, das sie nach schwe-

ren Krankheiten eingeleitet hatte. Der Pensionierungsbescheid aber konnte ihr, die am 7. Dezember 1942 in Düsseldorf starb, nicht mehr zugestellt werden.

Quellen und Literatur

Nordrhein-Westfalen. Landesgeschichte im Lexikon, Patmos-Verlag, Düsseldorf 1993.

Auguste Kirchhoff:
Zur Entwicklung der Frauenstimmrechtsbewegung, Bremen o. J.

Li Fischer-Eckert:
Die wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen in dem modernen Industrieort Hamborn im Rheinland, Duisburg 1986.

Personalakte Dr. Li Eckert, Stadtarchiv Düsseldorf.

Nichts für Frauen?

Industrielle Entwicklung und Frauenarbeit im Duisburger Raum vor 1914

Zur Einführung

Wenn man die Geschichte der Industrialisierung betrachtet und dazu noch in einer schwerindustriell geprägten Region, so scheint der Befund nur allzu klar: Frauen spielten im Industrialisierungsprozess des Ruhrgebiets keine, noch nicht einmal eine marginale Rolle. Männer saßen an den entscheidenden Stellen in den Unternehmen und den Regierungs- und Verwaltungsbehörden, und die Belegschaften der Zechen und Hüttenwerke waren reine Männergesellschaften. Alles nichts für Frauen! Ausrufezeichen.

Dieses Ausrufezeichen verwandelt sich allerdings schnell in ein Fragezeichen, wenn man die Quellen detaillierter studiert und der Frage nach den sozialen Bedingungen und Auswirkungen der Industrialisierung an kleinen überschaubaren Beispielen, gleichsam „vor Ort“, nachgeht. Als ich mich vor längerer Zeit ausführlich mit der Duisburger Geschichte im 19. Jahrhundert beschäftigte, genauer gesagt mit der Geschichte der Stahlarbeiter im Duisburger Norden,¹ stieß ich zwangsläufig in den Quellen immer

wieder auf Frauen, wobei – wie ich hier gerne einräume – meine Wahrnehmung durch feministische Anstöße von außen geschärft worden war.

Da fanden sich auf der einen Seite die Belegschaften der Werke und die Unternehmer, deren Strukturen und Verhältnisse mich eigentlich interessierten, und auf der anderen Seite diejenigen, die – wir würden heute sagen – den Männern „den Rücken freihielten“, die das Essen kochten, die die Wäsche wuschen, die die Kinder aufzogen, die im Garten arbeiteten, bei denen zugewanderte Arbeiter als Schlafgänger unterkamen, und so weiter und so fort, kurz: die Frauen, die den ganzen Alltag – den in den rasant wachsenden Industriedörfern und -städten des Ruhrgebiets ungeheuer schwierigen Alltag – organisierten und bewältigten.

Bertolt Brecht schrieb 1935 in den „Fragen eines lesenden Arbeiters“:
„Wer baute das siebentorige Theben? In den Büchern stehen die Namen von Königen. Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?“

Brecht schrieb dies, um die Geschichte „vom Kopf auf die Füße zu stellen“, um die Rolle der Arbeitenden zur Geltung zu bringen.

Allerdings nur der männlichen Arbeitenden; er vergaß die Fragen einer lesenden Arbeiterfrau.

Es ist hier allerdings nicht der Ort, Bertolt Brecht feministisch umzudichten. Der Vortrag beschäftigt sich nicht vorrangig mit der Alltags- und Hausarbeit von Frauen, sondern mit der Frage, welche Rolle Frauenerwerbstätigkeit in den entscheidenden Phasen der Industrialisierung hier im Duisburger Raum spielte. Dabei geht es mir vor allem um Umfang, Struktur und Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit. Ich klammere bewusst eine Vielzahl wichtiger Fragen im Zusammenhang mit Frauenarbeit aus: also z.B. Fragen nach dem Einkommen, der Arbeitszeit, den Arbeitsbedingungen, der Qualifikation von Frauen, dem speziellen Arbeitsschutz für Frauen usw.

Meine Fragen, auf die ich eine Antwort geben will, sind im Prinzip ganz einfach: Wie viele Frauen wa-

ren überhaupt erwerbstätig? In welchen Branchen waren sie tätig? Und wie hat sich das in dem Zeitraum eines halben Jahrhunderts – ungefähr von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts – verändert?

Die beste Auskunft dazu liefern uns die amtlichen Statistiken, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Preußen und später im Deutschen Reich angefertigt wurden. Das Zahlenmaterial wurde, z.T. bis auf Kreis- und Kommunalebene differenziert, in amtlichen Periodika publiziert, insbesondere in der „Preußischen Statistik“ und in der „Statistik des Deutschen Reiches“, oder es ist als Ausgangsmaterial für diese hochaggregierten Statistiken z.T. in den Archiven erhalten geblieben.

Nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereitet allerdings die Tatsache, dass sich die Erhebungsmethoden im Zeitverlauf verändert haben, so dass man nicht umstandslos Vergleiche anstellen kann. Ein zweites Problem besteht darin, dass sich die örtlichen Bezugsgrößen mehrfach verändert haben.

¹ Siehe Anmerkungen ab Seite 147

Bevor ich zum eigentlichen Thema komme, der Erwerbstätigkeit von Frauen im Duisburger Raum, lassen Sie uns einen kurzen Blick auf einige Randbedingungen werfen. Das ist einmal die industrielle Entwicklung, dann die Veränderung der Gemeindegrenzen und schließlich die Bevölkerungsentwicklung.

Industrielle Entwicklung

Im Raum Duisburg war es der Ausbau der Verkehrswege, insbesondere der Hafenanlagen, der die Grundlage für die industrielle Entwicklung schuf. Bereits in den 1820er Jahren begann der Neubau von Häfen zunächst in Ruhrort und dann auch in Duisburg, deren Konkurrenzlage bis ins 20. Jahrhundert ständige Erweiterungen nach sich zog. Gleichzeitig wurde Duisburg Knotenpunkt der wichtigsten Bahnlinien im Ruhrgebiet. 1846 erreichte die Köln-Mindener Eisenbahn Duisburg, 1862 eröffnete die Bergisch-Märkische Eisenbahn die Linie Duisburg-Dortmund, und seit 1866 führte die Rheinische Bahn nach Oesterath durch den Duisburger Süden.

Die wilde Gemengelage der Verkehrswege illustriert folgendes extreme Beispiel: Der niveaugleiche Kreuzungsverkehr von Straßen und Bahnlinien hatte in den 1870er Jahren dazu geführt, dass an der Hauptstraße nach Mülheim die Bahnschranken der beiden Bahnlinien täglich, d.h. von 6 bis 23 Uhr, insgesamt jeweils 5 bzw. 7 Stunden geschlossen waren.²

Die günstigen Verkehrsverhältnisse gaben der Ansiedlung und dem Wachstum von Gewerbe und Industrie, vor allem der auf Massengüter ausgerichteten Schwerindustrie, wichtige Impulse. Zwar leitete die chemische Industrie mit der ersten Fabrikgründung 1824 die Industrialisierung in Duisburg ein, doch wurde sie während des ersten großen industriellen „Take-offs“ in den 1850er Jahren rasch von der Eisen- und Stahlindustrie überflügelt. Neben dem größten Unternehmen, der 1853 in Laar gegründeten Phoenix-Hütte, entstanden eine ganze Reihe von kleineren und mittleren Betrieben, so dass 1870 allein in den Hüttenwerken im Raum Duisburg 3.100 Mann beschäftigt waren.³ Gleichzeitig mit der Eisen- und Stahlindustrie hielt der Steinkohlenbergbau seinen Einzug in den Raum Duisburg, kam aber

über bescheidene Anfänge zunächst nicht hinaus. Die 1890er Jahre bescherten dann allerdings dem Duisburger Norden eine vom Bergbau angeführte industrielle Expansion, die ihresgleichen sucht. Innerhalb kürzester Zeit entwickelte sich Thyssens Gewerkschaft Deutscher Kaiser zum bedeutendsten Montanbetrieb der Gegend.

Seit 1900, also bereits drei Jahre nach Eröffnung des Hochofenwerks, war das Hüttenwerk in Bruckhausen der größte Roheisenproduzent am Ort, wurde darin allerdings 1910 von der Kruppschen Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen überholt.

1907 waren zwei Drittel aller Erwerbstätigen in Duisburg in Industrie und Handwerk beschäftigt. Mit rund einem Drittel dieser im produzierenden Gewerbe Beschäftigten waren Bergbau und Stahlindustrie bei der Zählung von 1907 so stark wie nie zuvor in Duisburg vertreten. Im Vergleich zu anderen Ruhrgebietsgroßstädten besaß das vergrößerte Duisburg zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine breit gestreute Industriestruktur bzw. anders ausgedrückt, eine Fülle von Erwerbsmöglichkeiten in unterschiedlichsten Gewerbebezügen.⁴

Kommunale Entwicklung

Die heutigen kommunalen Grenzen von Duisburg stellen das Ergebnis einer Entwicklung dar, in deren Verlauf verschiedene Gemeinden und Städte eines industriellen Agglomerationsraums zusammengewachsen sind. Die Großindustrie kann nicht nur als die eigentliche Städtegründerin der Neuzeit betrachtet werden, sie sorgte auch für eine ständige Umwälzung der Verhältnisse im kommunalen Raum. Die verschiedenen kommunalen Gebietsreformen, die es im Raum Duisburg vor 1914 gegeben hat, im Einzelnen aufzudröseln, ist nahezu ein abendfüllendes Thema. Der folgende knappe Überblick ist freilich notwendig; denn wenn von Duisburg im Jahre 1860 und im Jahre 1910 die Rede ist, sind das jeweils ganz unterschiedliche Städte.⁵

Bürgermeisterei Holten-Beeck

Gemeinden Beeck, Sterkrade, Hamborn und Holten

- 1886 Aufteilung in: Bürgermeisterei Sterkrade Bürgermeisterei Beeck mit Gemeinde Beeck (Beeck, Stockum, Laar,

Beeckerwerth, Bruckhausen, Alsum, Schwelgern) und Gemeinde Hamborn (Hamborn, Wittfeld, Schmidthorst-Neumühl, Fahrn)

- 1900 Aufteilung in: Bürgermeisterei Hamborn Bürgermeisterei Beeck mit Restgemeinde Beeck (Beeck, Stockum, Laar und Beeckerwerth)
- 1904 Eingemeindung Beecks nach Ruhrort
- 1905 Ruhrort und Meiderich mit Duisburg vereinigt
- 1911 Stadt Hamborn

Meiderich

- 1808 mit Ruhrort vereinigt
- 1857 als eigene Landbürgermeisterei ausgliedert und in Personalunion mit Ruhrort verwaltet
- ab 1875 selbstständige Landbürgermeisterei
- 1894 Stadt Meiderich
- 1905 mit Duisburg vereinigt

Kreisgrenzen

- 1874 Teilung des Landkreises Duisburg in kreisfreie Stadt Duisburg und Kreis Mülheim
- 1887 Teilung in Kreis Mülheim und Kreis Ruhrort
- 1909 Verlegung des Sitzes des Kreises Ruhrort nach Dinslaken
- 1911 Hamborn als kreisfreie Stadt abgeteilt

Bevölkerungs-entwicklung

Wie im Ruhrgebiet im 19. Jahrhundert insgesamt ist die Bevölkerungsentwicklung im Raum Duisburg durch ein rapides Wachstum geprägt. Dies resultiert aus dem Einzug der Großindustrie in einen agrarisch strukturierten Raum. Die Tabelle und die Grafik 1 „Bevölkerung im Raum Duisburg 1852-1910“ (s.u.)⁶ zeigen die Entwicklung der Gesamtbevölkerung nach einzelnen Ortsteilen.⁷ Das Bevölkerungswachstum verlief dabei nicht kontinuierlich, sondern unterlag Schwankungen, die mit den Industrialisierungsschüben und dem Rhythmus der industriellen Konjunktur einhergingen.

Bevölkerungswachstum resultiert generell aus den demographischen Faktoren Geborenenerate, Sterberate, als Differenz davor der Geborenenüberschuss sowie dem Wanderungsgewinn.

Beide erreichten im Duisburger Raum imposante Ziffern, wobei vor allem in den Landgemeinden der säkulare Trend zur Geburtenbeschränkung erst nach der Jahrhundertwende ansatzweise zu erkennen war. In der Gemeinde Beeck z.B. lag die eheliche Fruchtbarkeits-

ziffer, d.h. die Zahl der Geburten auf 1.000 verheiratete Frauen im Alter von 14 bis 45 Jahren, im Jahre 1900 bei 464.⁸ Das bedeutet, dass nahezu jede zweite verheiratete Frau im gebärfähigen Alter einmal jährlich gebar bzw. dass jede verheiratete Frau in jedem zweiten Jahr ein Kind zur Welt brachte.

Die jungen Industriestädte im Ruhrgebiet zeichneten sich durch einen hohen Anteil von Kindern und Einwohnern im arbeitsfähigen Alter und durch einen äußerst niedrigen Anteil von alten Menschen aus.

Die Jugendlichkeit der Stadtbevölkerung, die generell als Merkmal des Verstädterungsprozesses in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gilt, trat besonders in den Landgemeinden hervor, wo hohe Geborenenüberschüsse mit hohen Zuwachsraten durch die Zuwanderung junger Leute zusammentrafen.

Ein weiteres Merkmal war die außerordentlich hohe Mobilität der Bevölkerung, die sich nur unzureichend in den Wachstumsraten der Einwohnerzahlen widerspiegelt. Denn ein großer Teil der zuwandernden Bevölkerung zog nach kurzer Zeit wieder weg. Ein zeitgenössischer Beobachter kam 1889 zu folgendem Resümee:

Bevölkerung im Raum Duisburg 1852-1910

(Alt-)Duisburg

1852: 13447^{a)}
1880: 40533
1900: 92530
1910: 131180

Meiderich

1852: 4069
1880: 13323
1900: 66690
1910: 46647

Ruhrort

1852: 4068
1880: 8547
1900: 12406

Beeck^{b)}

1852: 4068
1880: 6817
1900: 20495
1910: 46647^{c)}

Hamborn

1852: 2184
1880: 4695
1900: 31926
1910: 100721

^{a)} 1854

^{b)} in den Grenzen von 1900

^{c)} einschließlich Ruhrort

„Ist das letzte Resultat unserer heutigen sozialen Zustände eine hausierende

^{6, 7, 8} Siehe Anmerkungen ab Seite 147

*Vagabundage der ganzen arbeitenden Bevölkerung, ein Durcheinanderschütteln der Menschen von Ort zu Ort, von Geschäft zu Geschäft, wie es selbst die Nomaden nicht kannten.“*⁹

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts schien eingetreten zu sein, was hier befürchtet wurde. Ein Wanderungsvolumen (d.h. die Zahl der Zuzüge und Abzüge) von 50% der Gesamtbevölkerung und mehr war in den Städten und auch in den kleineren Gemeinden des Ruhrgebiets üblich geworden. Nur noch jeder zweite Einwohner lebte an seinem Geburtsort. Bei der erwachsenen Bevölkerung sah das noch erheblich drastischer aus. In Beeck z.B. war im Jahre 1900 nur noch jeder fünfte Einwohner über 15 Jahre am Ort geboren.¹⁰

Geradezu extreme Verhältnisse finden wir in der Gründungszeit der Gewerkschaft Deutscher Kaiser gegen Ende des Jahrhunderts in Beeck und Hamborn. Dort lag das Wanderungsvolumen zeitweilig bei über 100%, d.h. es wurden so viele An- und Abmeldungen registriert, wie im Jahresdurchschnitt Einwohner gezählt wurden. Wie wenig sesshaft die Zuwanderer waren, macht im übrigen eine andere Zahl deutlich: Auf einen Wanderungsge-

winn von 784 Personen in der Gemeinde Beeck im Jahre 1900/01 entfielen. 16.562 registrierte An- und Abmeldungen, was einem Verhältnis von 1 zu 21 entspricht.¹¹

Neben der Verschiebung der Altersstruktur und der hohen Mobilität war der Männerüberschuss als Folge der Zuwanderung lediger junger Männer eine typische Erscheinung der sich schnell vergrößernden Industriestädte und -gemeinden des Ruhrgebiets.

Auf das Thema Frauenarbeit bezogen, könnte man überspitzt behaupten, dass der größte Arbeitsmarkt für Frauen sicherlich der Heiratsmarkt war.

Unverheiratete Frauen stellten in den Altersgruppen ab 25 Jahren und noch mehr ab 30 Jahren in der Tat die Ausnahme dar. Auf 100 weibliche Einwohner entfielen in dem gesamten Betrachtungszeitraum etwa 110 bis 120 männliche Einwohner.

In der Altersgruppe der 18- bis 30jährigen kamen im Jahre 1900 auf 100 Frauen in Meiderich 130, in Hamborn 194 Männer. Betrachtet man nur die Ledigen im typischen Heiratsalter (von 21-40 Jahre), verdoppelt sich der Männerüberschuss noch einmal.¹²

Erwerbstätigkeit von Frauen

Die Erwerbstätigkeit von Frauen ist keineswegs erst mit der Industrialisierung entstanden, und sie war im 19. Jahrhundert alles andere als identisch mit Fabrikarbeit, der anfangs nur wenige Frauen nachgingen. Die Masse der Frauen arbeitete im 19. Jahrhundert in der Landwirtschaft, im Gesindedienst, als Tagelöhnerin oder als mithelfende Familienangehörige. Allerdings kehrten im Verlauf der Industrialisierung immer mehr Frauen, wenn auch weniger als Männer, der Landwirtschaft und den traditionellen Erwerbsmöglichkeiten den Rücken und suchten andere Beschäftigungen in den Städten in Fabriken, Büros und Warenhäusern.

Wie sah nun die Situation in Duisburg aus?¹³ Betrachten wir zunächst die Entwicklung der Frauenerwerbsquote, das ist das Verhältnis von im Hauptberuf erwerbstätigen Frauen zur weiblichen Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter (ab 14 Jahre). Sie stieg in der Stadt Duisburg zwischen 1867 und 1907 von 23% auf 27%. Zum Vergleich: Bei den Männern schwankte sie um 95%. Bezogen auf die Geschlechterproportionen in der Erwerbstätigkeit ergibt

sich ein erhebliches Übergewicht der Männer. Noch nicht einmal jede fünfte Erwerbsperson war eine Frau.

Damit war der Anteil erwerbstätiger Frauen in Duisburg deutlich niedriger als insgesamt in Preußen bzw. im Deutschen Reich. Die Frauenerwerbsquote lag hier seit den 1860er Jahren bei etwas über 30%.¹⁴ Einen noch geringeren Umfang machte die in den offiziellen Statistiken erfasste Frauenerwerbstätigkeit in den kleineren Städten und Gemeinden im Umkreis von Duisburg aus. In Meiderich z.B. waren 1867 lediglich 7% und 1895 nur 12% der Erwerbspersonen weiblich.¹⁵

Hinter den vor 1907 festzustellenden sehr niedrigen Frauenerwerbsquoten verbirgt sich allerdings ein Mangel der offiziellen Statistik. Erst 1907 wurden zum ersten Mal die sog. „mithelfenden Familienangehörigen“ als Erwerbstätige gezählt. Man kann daher davon ausgehen, dass der Anstieg der Frauenerwerbsquote in Duisburg, wie ich ihn gerade skizziert habe, vor allem in der Untererfassung der mithelfenden Familienangehörigen begründet liegt.

Auch in anderer Hinsicht unterschätzt die offizielle Statistik den tatsächlichen

Umfang weiblicher Erwerbstätigkeit. Die dort erfassten Arbeitsplätze waren im 19. Jahrhundert zum weitaus größten Teil von jungen, ledigen Frauen besetzt. 1882 waren in der Stadt Duisburg lediglich 7,5% der als erwerbstätig registrierten Frauen verheiratet. Dem entspricht bei den verheirateten Frauen eine Erwerbsquote von knapp 3%. Die Zahlen für 1907 sind nahezu identisch. 6,7% der erwerbstätigen Frauen in Duisburg waren verheiratet, was bei ihnen einer Erwerbsquote von 2,4% entspricht. In absoluten Zahlen ausgedrückt, heißt das: Von 12.032 im Hauptberuf erwerbstätigen Frauen waren 803 verheiratet bei insgesamt 33.191 verheirateten Frauen.

Wenn Frauen nach der Heirat oder spätestens nach der Geburt des ersten Kindes aus dem offiziellen Erwerbsleben ausschieden, heißt das jedoch nicht, dass sie damit ganz vom Arbeitsmarkt verschwanden. Kaum eine Arbeiterfamilie konnte allein vom Einkommen des Mannes leben. Aus den vielen überlieferten Haushaltsrechnungen wissen wir, dass die meisten Arbeiterfrauen das Familieneinkommen durch eigenen Verdienst aufstocken mussten, durch Heimarbeit, Untervermietung, eine kleine Landwirtschaft oder bezahlte Dienst-

leistungen wie Putzen, Waschen, Bügeln in Bürgerhäusern. Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass reguläre Arbeitsverhältnisse, insbesondere Fabrikarbeit, im 19. Jahrhundert für die meisten Frauen auf eine Lebensphase beschränkt blieben. Dies unterschied sie ganz wesentlich von ihren männlichen Kollegen, deren beruflicher Status als Lohnarbeiter durch lebenslange Permanenz gekennzeichnet war. Im Übrigen gilt der Hinweis zum kritischen Umgang mit Statistiken nicht nur für das historische Material.

Wenn wir in der Bundesrepublik einen Anstieg der Frauenerwerbsquote verzeichnen (1970: 30%, 1988: 37%), so liegt das vor allem an der Zunahme der Teilzeitbeschäftigung, die fast ausschließlich von Frauen besetzt ist. Der Anteil der Frauen an der insgesamt geleisteten bezahlten Arbeitszeit ist weitgehend gleich geblieben. Aus mithelfenden Ehefrauen des 19. Jahrhunderts wurden mithelfende Teilzeitarbeiterinnen, aus Eigenproduktion und Nebenerwerbsverhältnissen wurden reguläre Teilzeitarbeitsplätze.¹⁶

Die Struktur der Frauenerwerbstätigkeit wird im Folgenden in drei zeitlichen Schnitten betrachtet: 1867,

1882, 1907. Die Grafiken 2.1 bis 2.3 „Frauenerwerbstätigkeit 1867“ zeigen die prozentuale Verteilung der erwerbstätigen Frauen auf die verschiedenen Wirtschaftszweige in der Stadt Duisburg, im Kreis Duisburg und in Meiderich im Jahre 1867. Als zentrales Merkmal der Frauenerwerbstätigkeit in diesem frühen Stadium der Industrialisierung lässt sich feststellen: Wenn sie auf dem Land wohnten, waren Frauen überwiegend in der Landwirtschaft beschäftigt; wenn sie in der Stadt wohnten, zum größten Teil als Dienstboten und Tagelöhnerinnen. Das Ausmaß der Frauenerwerbstätigkeit war 1867 noch so gering, dass an dieser Stelle eine detaillierte Aufzählung der erwerbstätigen Frauen erfolgen kann.

Frauenerwerbstätigkeit in Duisburg 1867 (im Einzelnen)

Landwirtschaft, Viehzucht, Gärtnerei

54 Gehilfen und Lehrlinge, Gesinde und Tagearbeiter bei der Landwirtschaft und Viehzucht

Große und kleine Industrie

47 Fabrik-Werkmeister, Vorarbeiter, Handwerks-Gesellen, Gehilfen und Lehrlinge, Fabrikarbeiter

Handel

52 Etablierte Kaufleute, Banquiers, Buch-, Kunst- und Musikalienhändler, Beamte aller Art dieser Branche, Versicherungsdirektoren, Beamte und Agenten

60 Commis, Lehrlinge, Markthelfer, Packer, Auflader

Landverkehr

keine

Wasserverkehr

2 Schiffseigner

Erquickung und Beherbergung

10 Besitzer, Pächter, Administratoren von Gast-, Speise- und Schankwirtschaften und ähnlichen Anstalten
– Kellner etc.

Persönliche Dienstleistungen

25 sog. höhere Dienerschaft (Kammerdiener, Köche, Kellermeister u.a.)

¹⁶ Siehe Anmerkungen ab Seite 147

1012 Dienstboten, Gesinde für persönliche Dienstleistungen, Handarbeiter, Tagelöhner, Dienstmänner

Gesundheitspflege und Krankendienst

26 Medicinalbeamte, Ärzte, Apotheker, Heilpersonen aller Art incl. Hebammen, Krankenwärter, Diakonissen

Erziehung und Unterricht

30 Erzieher, Gouverneure, Lehrer, Professoren, Erziehungs- und Unterrichtsbeamte aller Art

Künste, Literatur, Presse

–

Kirche und Gottesdienst, Totenbestattung

1

Grafik 3 zeigt den Frauenerwerbsanteil 1867, d.h. den Anteil der Frauen in den einzelnen Branchen an der Gesamtzahl aller Erwerbstätigen. Er war in der Landwirtschaft und im Bereich Dienstboten und Tagelöhner sehr hoch.

Aber die Mehrheit der registrierten Beschäftigten stellen auch hier die Männer, wobei daran zu erinnern ist, dass die mithelfenden Frauen nicht von der Zählung erfasst worden sind.

lung erfasst worden sind.

Extrem niedrig war in dieser frühen Phase der Industrialisierung der Frauenanteil in Industrie und Handwerk. Wie die Grafik 4 „Frauenerwerbsanteil 1882“ zeigt, ist 1882 der Anteil der Frauen in der Landwirtschaft deutlich zurückgegangen und vor allem im Bereich der Häuslichen Dienste/Tagelöhner stark gestiegen. Man sieht aber auch, dass sich die Unterschiede zwischen Stadt und Land verwischen.

1907 hatte sich die Situation vor allem in einer Hinsicht verändert. Der Grafik 5 „Frauenerwerbsanteil in Duisburg 1867-1907“ ist zu entnehmen, dass die häuslichen Dienste nun ganz eindeutig eine reine Frauensache geworden sind.

Aber auch hier ist die Statistik kritisch zu würdigen. Denn die männlichen Tagelöhner, die früher zu dieser Kategorie gezählt wurden, sind verschwunden; aus ihnen wurden reguläre Fabrikarbeiter.

In den anderen Bereichen ist ein Anstieg des Frauenanteils zu verzeichnen, der allerdings immer noch auf niedrigem Niveau verbleibt.

Nur 5% der 1907 in Industrie und Handwerk Beschäftigten sind Frauen. Aller-

dings gab es auch Gewerbebereiche, in denen Frauen sehr stark vertreten waren und fast die Hälfte der Beschäftigten stellten. Das waren die Textilindustrie, das Bekleidungs- und das Reinigungsgewerbe. Auch im Handel, im Gaststättenwesen, in der Gesundheitspflege und im Erziehungswesen waren Frauen bei weitem keine kleine Minderheit mehr.

Die Verteilung der Frauenarbeitsplätze, wie sie sich 1907 in Duisburg zeigte, bewegte sich in dem für eine junge Industriegroßstadt zu Beginn des 20. Jahrhunderts üblichen Rahmen.

Immer weniger Frauen, aber gleichwohl noch fast die Hälfte, waren als Dienstboten beschäftigt, meist im Haushalt ihrer Dienstherrschaft lebend. Unverkennbar ist aber auch, dass immer mehr Frauen in produzierenden Gewerben oder im Handel eine bezahlte Arbeit fanden.

Für die sehr viel stärker schwerindustriell geprägten nördlichen Gemeinden gilt dies nicht, dort waren erheblich weniger Arbeitsmöglichkeiten für Frauen vorhanden.

Im Landkreis Dinslaken mit seinem größten Ort Hamborn waren 1907 von 38.993

hauptberuflich in Industrie und Handwerk Beschäftigten lediglich 736 (= 1,9%) weiblich.¹⁷

Ausblick und Schluss

Ein Ausblick auf das 20. Jahrhundert zeigt einen weiterhin geringen Anteil der Frauenerwerbstätigkeit in Duisburg (1925: 19,6% ohne Hamborn, 1933: 20,2%).¹⁸ Beurteilt man die bloße Teilnahme von Frauen am Erwerbsleben bereits als Maßstab ihrer Emanzipation, muss man feststellen, dass sich in dieser Hinsicht für die Duisburger Frauen seit Beginn der Industrialisierung über ein ganzes Jahrhundert lang nichts Entscheidendes getan hat.

Allerdings ist ein deutlicher Wandel in der Struktur der Frauenerwerbstätigkeit unverkennbar. Aus Nebenerwerbsverhältnissen, aus der Beschäftigung als mithelfende Töchter und Ehefrauen wurden reguläre Arbeitsverhältnisse. Ob dies für die betroffenen Frauen, wenn sie verheiratet waren, ein Fortschritt war, sei dahingestellt. An der Doppelbelastung der so oder so erwerbstätigen Frauen durch Familie und Beruf und an der „Luxus“-Existenz der Männer scheint sich wenig geändert zu haben.

Frauenerwerbstätigkeit im Duisburger Raum 1867

	Stadt Duisburg			Kreis Duisburg			Meiderich		
	abs.	in %	in % ¹⁾	abs.	in %	in % ¹⁾	abs.	in %	in % ¹⁾
Land- und Forstwirtschaft	54	4,1	21,0	2345	40,7	36,8	56	58,9	33,9
Industrie und Handwerk	47	3,6	1,1	210	3,6	1,1	1	1,1	0,1
Handel und Verkehr	124	9,4	7,4	473	8,2	7,5	3	3,2	1,2
Dienstboten und Tagelöhner	1037	78,6	34,5	2584	44,9	32,0	32	33,7	3,4
Beamte und freie Berufe	57	4,3	17,8	149	2,6	16,1	3	3,2	13,0
Insgesamt	1319	100	14,0	5761	100	14,0	95	100	4,2
Ohne Beruf/ o. Berufsangabe	532		62,2	1666		57,1	62		42,8

¹⁾ in % aller Erwerbstätigen der jeweiligen Kategorie

Frauenerwerbstätigkeit im Duisburger Raum 1882 und 1907

	Stadt Duisburg 1882			Kreis Mülheim 1882			Duisburg 1907		
	abs.	in %	in % ¹⁾	abs.	in %	in % ¹⁾	abs.	in %	in % ¹⁾
Land- und Forstwirtschaft	50	1,9	10,8	1264	18,3	21,6	151	1,25	18,4
Industrie und Handwerk	744	27,9	8,2	1503	21,8	5,3	2840	23,6	5,5
Handel und Verkehr	379	14,2	16,1	735	10,7	11,7	2112	17,6	18,8
Dienstboten und Tagelöhner	1398	52,3	62,6	3162	45,9	67,4	5308	44,1	94,8
Beamte und freie Berufe	100	3,7	17,5	228	3,3	15,1	696	5,8	21,6
Insgesamt	2671	100	18,1	6892	100	14,8	12032	100	15,5
Ohne Beruf/o. Berufsangabe	286		64,9	982		44,6	3804		58,0

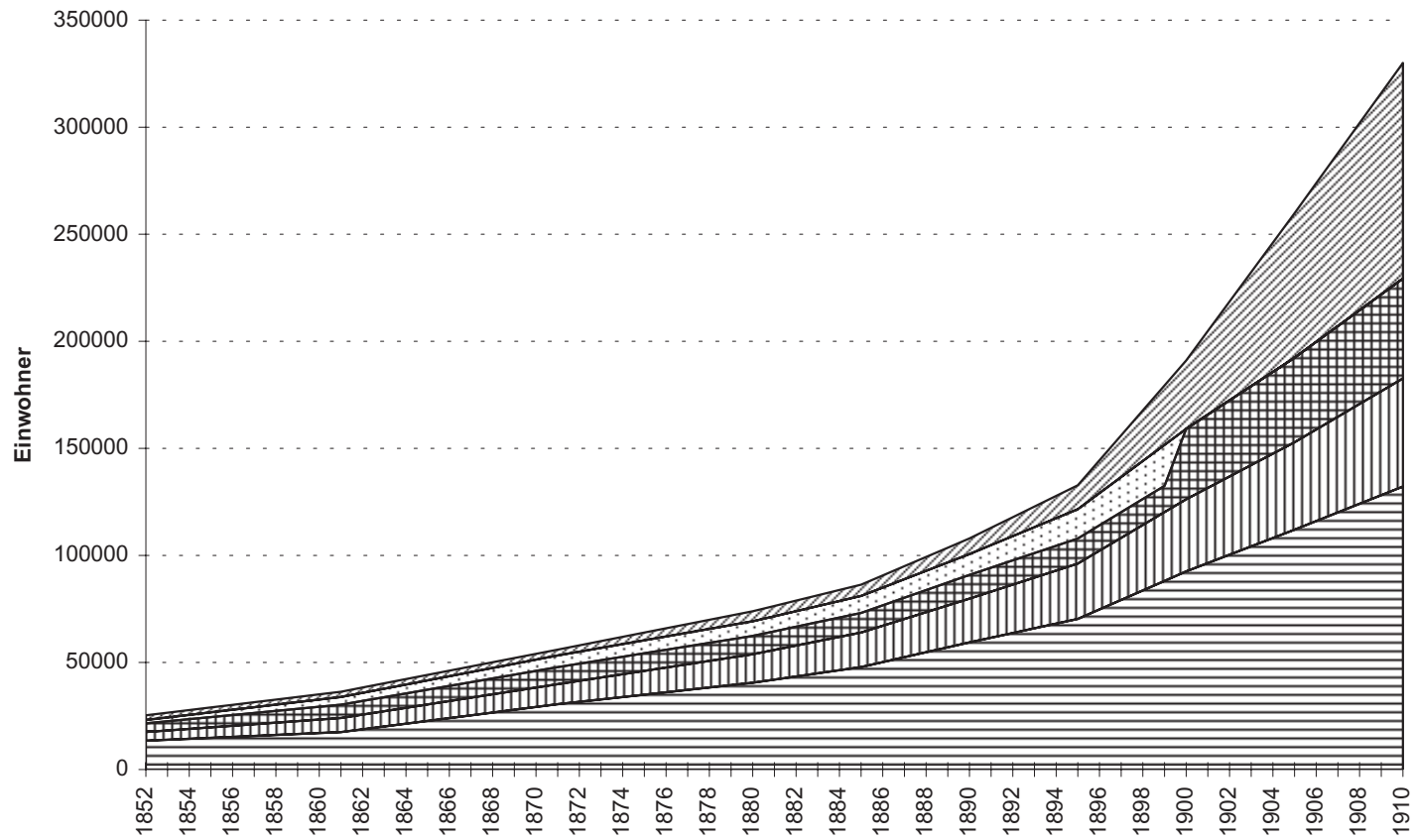
¹⁾ in % aller Erwerbstätigen der jeweiligen Kategorie

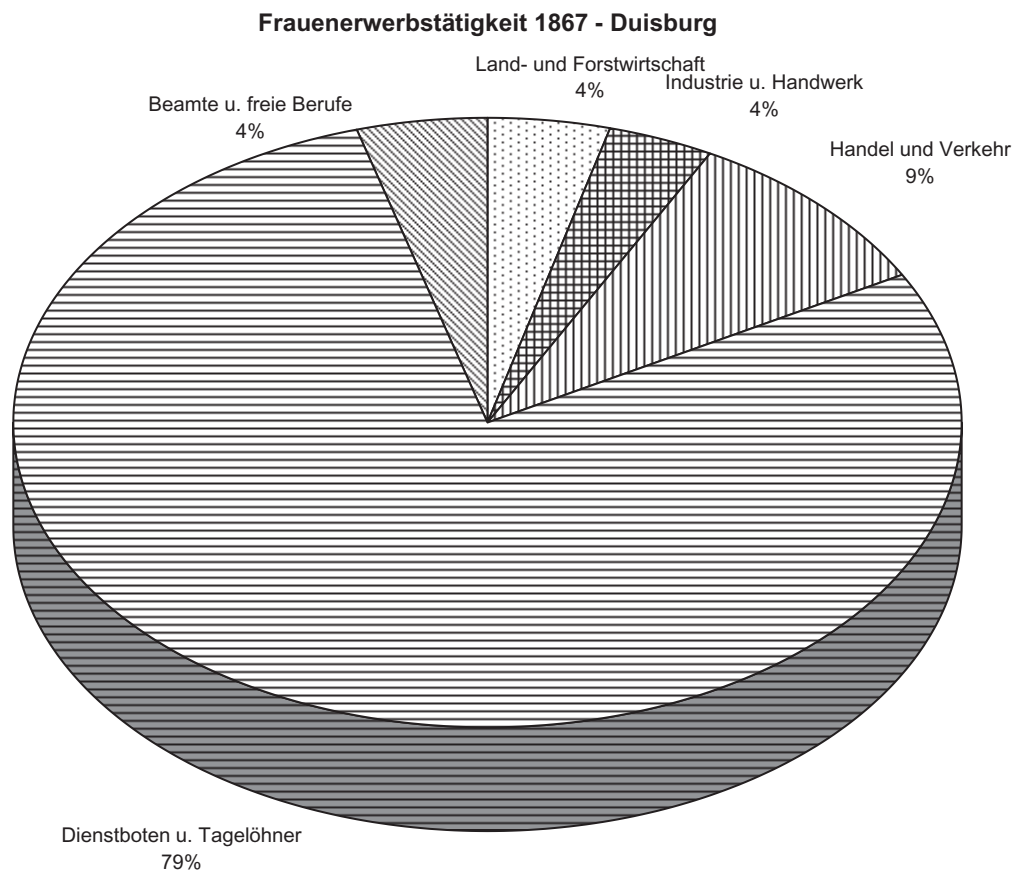
Quellen: Stadtarchiv Duisburg 12/2178, Preußische Statistik, H. 16, S. 82ff., Preußische Statistik, Heft 76,2, S. 640f., Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 217, S. 209ff.

Grafik 1

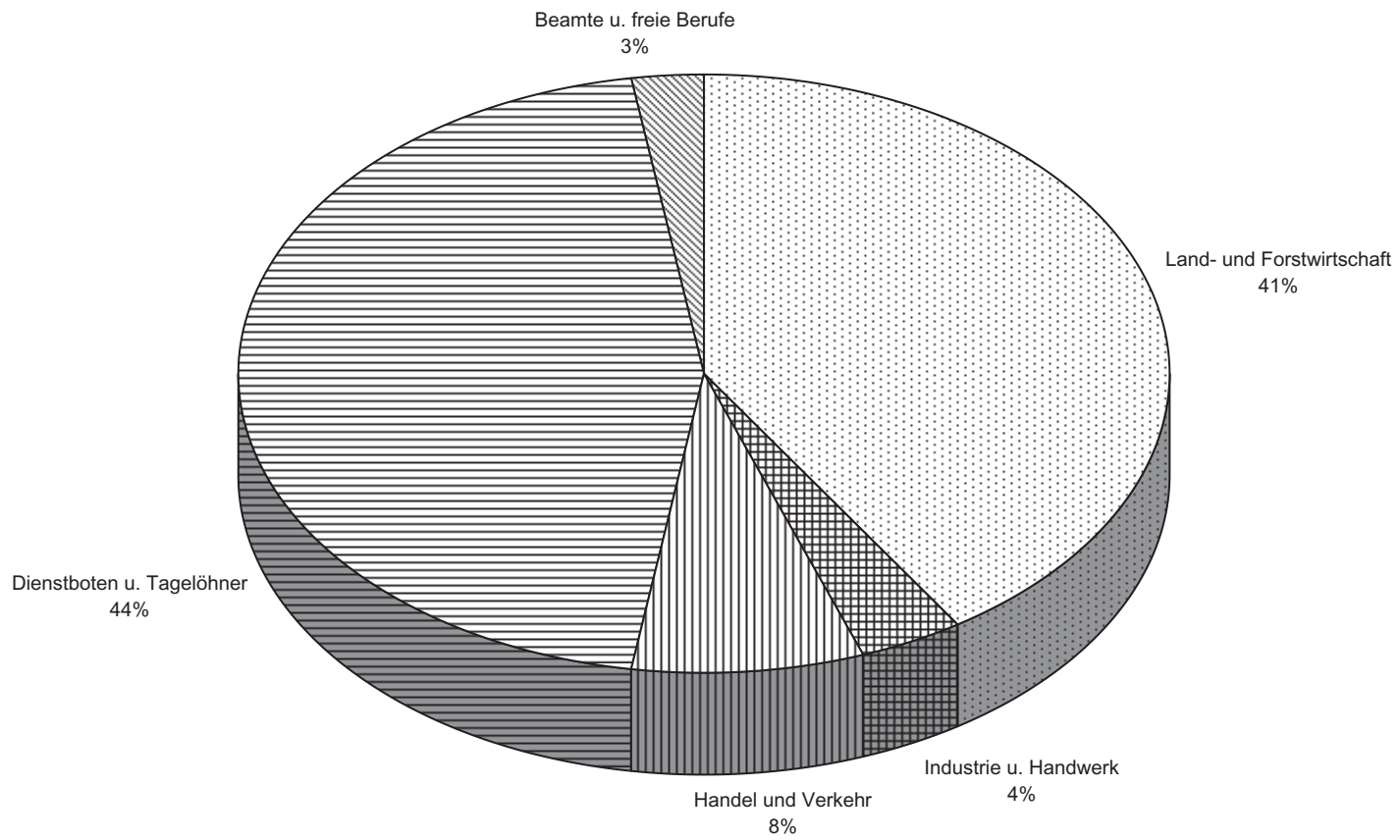
- ▣ Hamborn
- ▣ Beeck
- ▣ Ruhrort
- ▣ Meiderich
- ▣ Alt-Duisburg

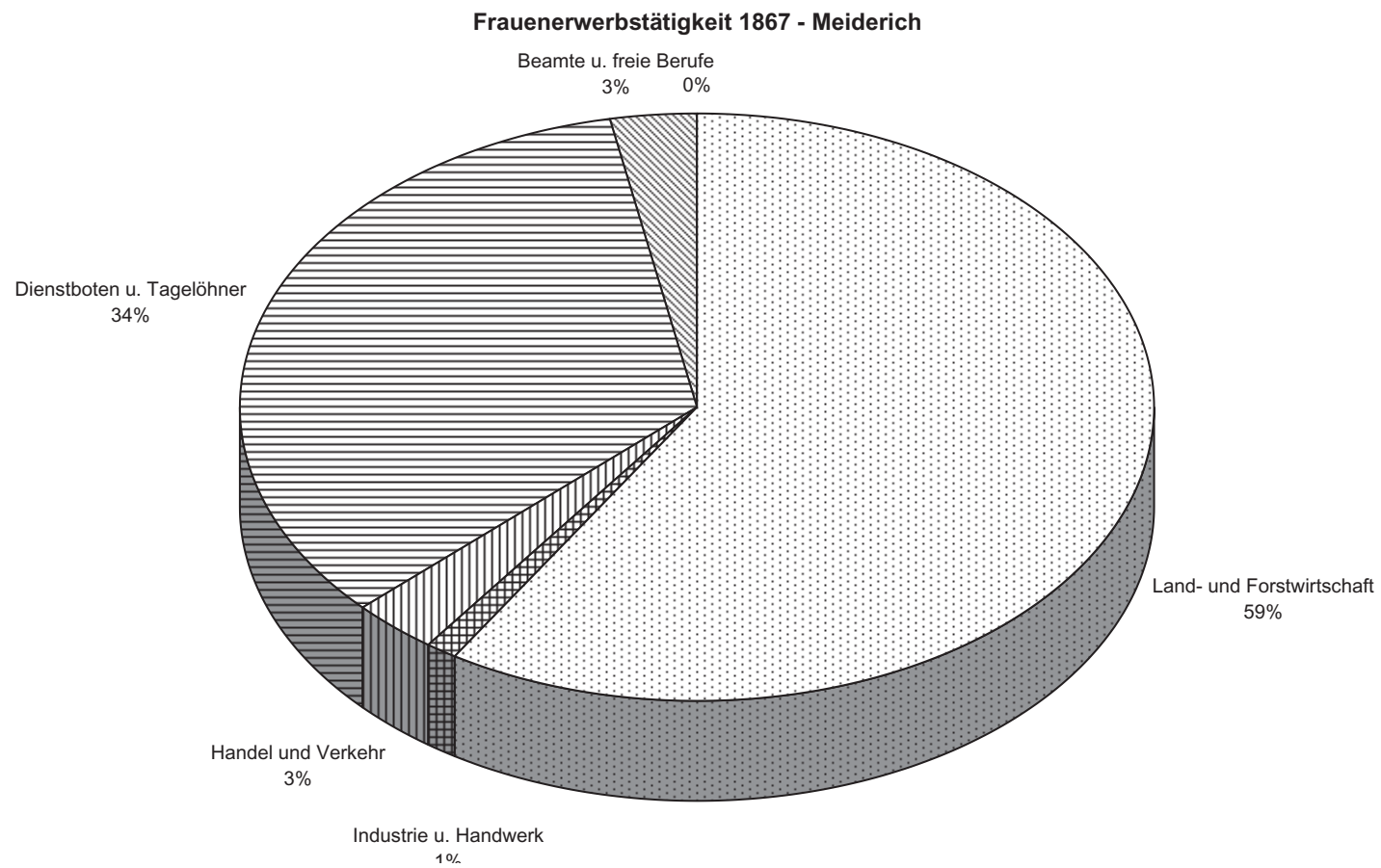
Bevölkerung im Raum Duisburg 1852 - 1910



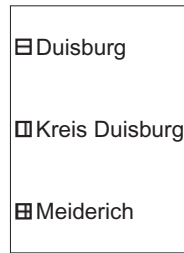


Frauenerwerbstätigkeit 1867 - Kreis Duisburg

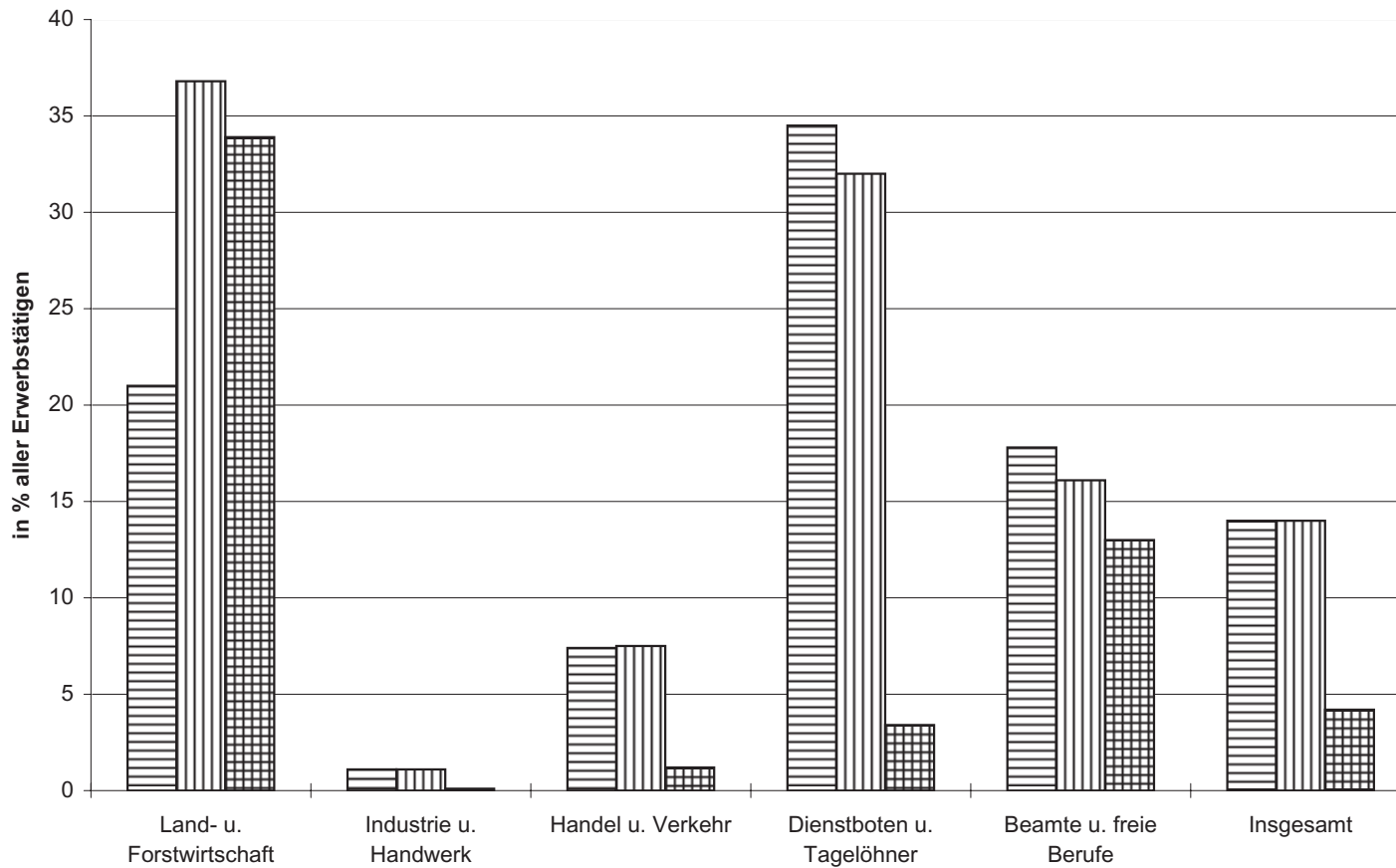




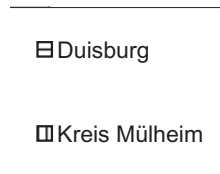
Grafik 3



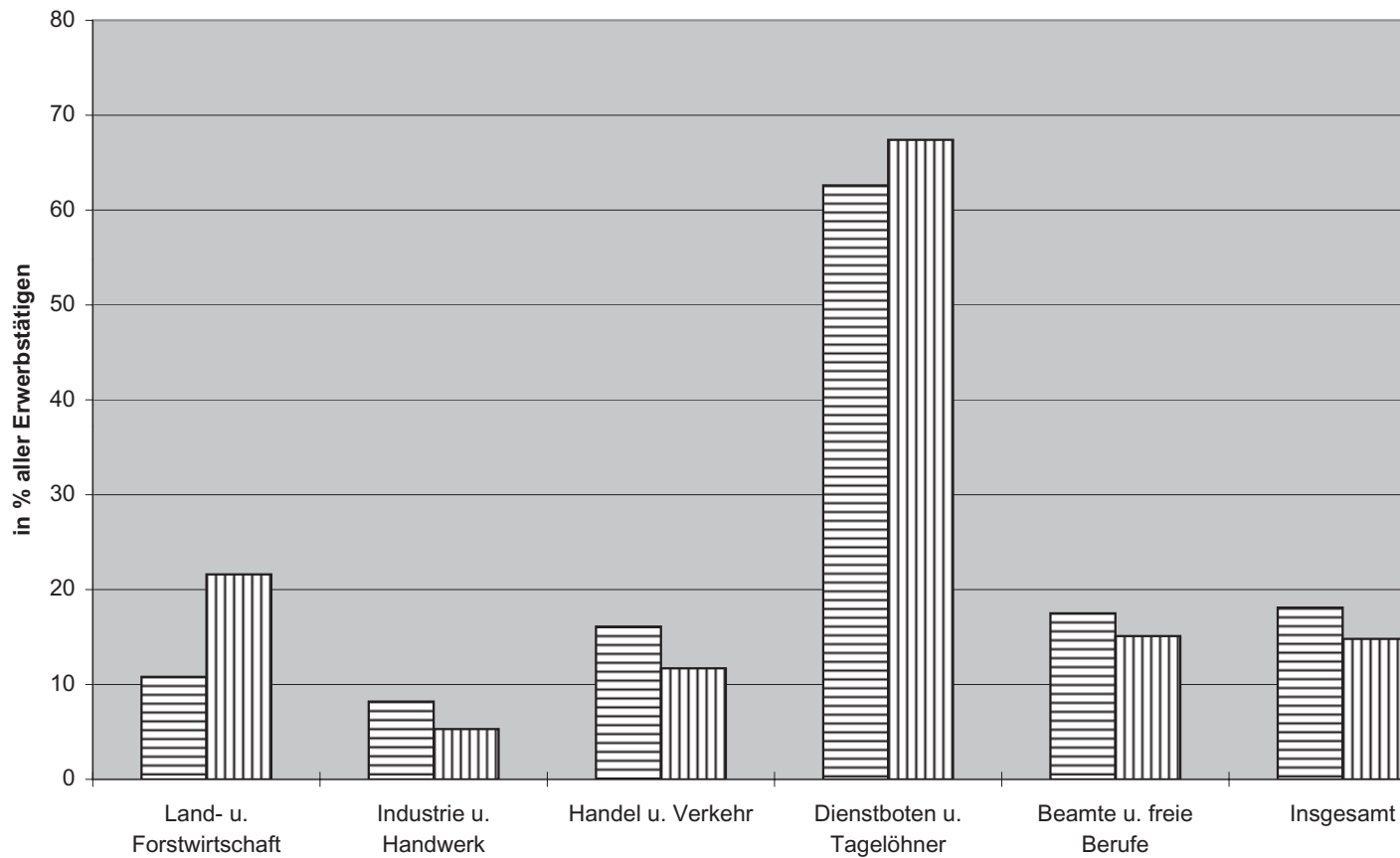
Frauenerwerbsanteil 1867
nach Branchen (in %)



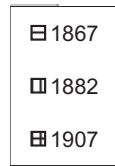
Grafik 4



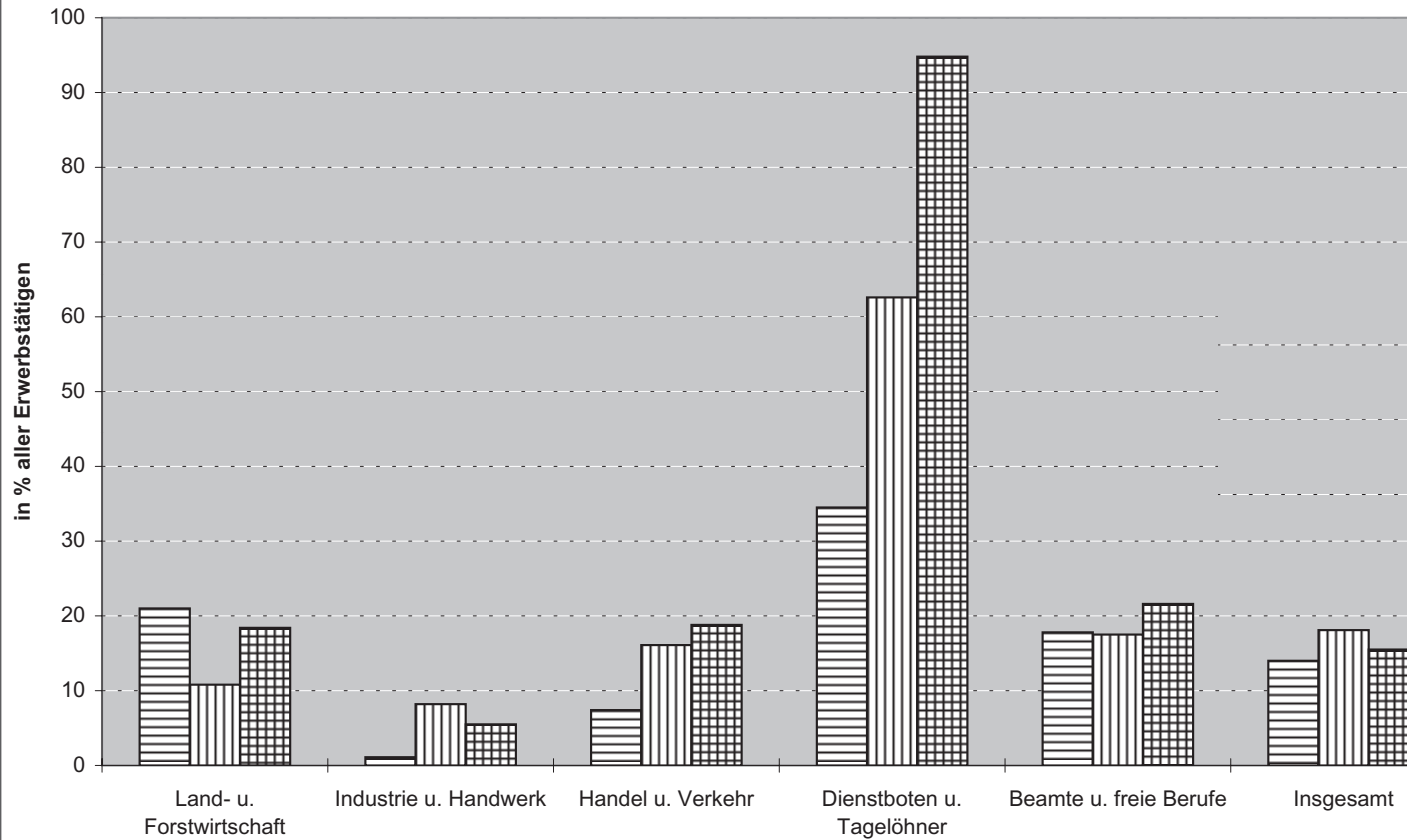
Frauenerwerbsanteil 1882
nach Branchen (in %)



Grafik 5



Frauenerwerbsanteil in Duisburg 1867 - 1907
nach Branchen (in %)



Schlusswort zur Vorlesungsreihe

Die Gleichstellungsstelle für Frauenfragen, die sich ja nach einem Ratsbeschluss vom 2. Oktober nun „Frauenbüro der Stadt Duisburg“ nennen kann, feiert in diesem Jahr ihr zehnjähriges Bestehen. Dieses Büro und seine engagierte Leiterin Frau Freer können im Rückblick auf die vergangenen Jahre wichtige Arbeitsergebnisse und Erfolge der kommunalen Frauengleichstellungsarbeit für mannigfache und höchst unterschiedliche Bereiche vorweisen, die Akzeptanz dieser schon zu einer festen Institution gewordenen Einrichtung ist groß.

Doch bei allen Erfolgen ist der Entwicklungsprozess, um den es hier immer geht, nämlich die Gleichstellung der Frauen, d.h. die Lösung ihrer Abhängigkeit vom Mann, das Aufbrechen männlicher Machtstrukturen, das Anrennen gegen unzählige Vorurteile und traditionelles Rollenverständnis noch längst nicht zu Ende. Ich habe fast den Eindruck, wir befinden uns wieder im Rückwärtsgang: Die Zahl der vergewaltigten und misshandelten Mädchen und Frauen steigt Jahr für Jahr. Sobald der Arbeitsmarkt schwierig wird, sinkt die Zahl der Studentinnen,

es sind oft zuerst die Frauen, die den Arbeitsplatz verlieren. Allenfalls in den berüchtigten 580-DM-Jobs, also ohne Steuerkarte und soziale Absicherung, hat die Beschäftigung von Frauen Konjunktur.

Die häufig alleinige Zuständigkeit für die Kinder zwingt mehr Frauen als Männer in die Sozialhilfe: 54% der Sozialhilfeempfänger in Nordrhein-Westfalen

sind Frauen, 42% der allein-erziehenden Frauen leben an oder unter der Armutsgrenze. Diese Entwicklung muss unbedingt gestoppt werden.

Die Arbeit im Bereich der Gleichstellung von Frau und Mann lebt aus der kritischen Analyse der Vergangenheit und der Entwicklung von Zukunftsperspektiven. Nur wenn Männern, aber auch Frauen deutlich wird, dass

hier Jahrhunderte lang ein-iges „schief gelaufen“ ist, kann sich das Bewusstsein ändern und wirkliche Gleichberechtigung erreicht werden. Dass eine ganze Menge „schief gelaufen“ ist, möchte ich anhand von drei Zitaten deutlich machen, die ich in einem erschütternden Buch las. Der Titel lautet „Schwestern berühmter Männer“, es handelt vom Leben Cornelia Goethes, Maria Anna Mo-

15. Dezember 1995: J. Krings (OB der Stadt Duisburg von 1975 – 1997) beschließt die Vorlesungsreihe des Frauenbüros, re. Doris Freer.



zarts, Ulrike von Kleists u.a. Wie dachten ihre Brüder über Frauen? Johann Wolfgang von Goethe: *„Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung.“* Heinrich von Kleist an seine Schwester Ulrike: *„Kannst Du Dich dem allgemeinen Schicksal Deines Geschlechts entziehen, das nun einmal seiner Natur nach die zweite Stelle in der Reihe der Wesen bekleidet?“*

So dachten also unsere „Dichter und Denker“ und denken heute vermutlich auch noch viele Männer.

Zumindest kann man nicht behaupten, dass Frauen in der Geschichte nie eine Rolle spielten. Namen wie Cleopatra, Katharina von Russland, Queen Elisabeth I., Queen Victoria oder Maria Theresia zeigen dies, waren

aber leider nur Ausnahmen, während die Regel darin bestand, dass den Frauen nur die Rolle des schmückenden Beiwerks oder der Hausfrau und Mutter zugeordnet wurde. Dass heute in Duisburg Frauengeschichte auf hohem wissenschaftlichen Niveau betrachtet und dargestellt wird, zeigt auch, dass Frauen die Konfrontation mit dieser Geschichte wagen, sich aber nicht mit ihr abfinden, sondern aus ihr lernen wollen. Das Spektrum der in dieser Vorlesungsreihe behandelten Themen war vielfältig und spannend.

Doch nicht jeder, der sich mit Geschichte beschäftigt, macht selbst Geschichte. Wir in Duisburg kennen Ausnahmen: Da sind z.B. die Frauen der Kruppianer, die einen ungewöhnlichen, bis dahin

nie dagewesenen Arbeitskampf aktiv mitgestaltet und sich später zum Frauengeschichtsprjekt zusammengeschlossen haben. Sie beweisen mit Nachdruck, dass Forschungsarbeit keine Domäne der Männer ist, denn auch hier sind Frauen ja stark unterrepräsentiert. Das von ihnen erstellte Buch *„Geschichte der Frauen in Rheinhausen“* gewann sogar den Geschichtspreis der IBA Emscherpark. Doch diese Frauen machen Geschichte auch auf eindrucksvolle Weise lebendig: Sie spürten ehemalige Zwangsarbeiterinnen von Krupp in Russland auf und holten sie nach Duisburg – ein Stück Versöhnung zwischen Russen und Deutschen 50 Jahre nach Kriegsende. Ich denke auch an die engagierten Frauen, insbesondere Frau Jakopitsch, die die

Rheinpreußensiedlung retteten, oftmals mit spektakulären Aktionen, aber vor allem viel Zähigkeit und Phantasie. Vor allem aber denke ich an Aletta Eber, die nicht nur im Arbeitskampf und im Kampf um die Rheinpreußensiedlung eine herausragende Rolle spielte, sondern diese auch eindrucksvoll dokumentierte – eine bescheidene und doch selbstbewusste, eine sensible und doch starke Frau, die Duisburger Geschichte mitprägte und überlieferte.

Ich danke allen, die im Rahmen dieser Vorlesungsreihe die Ergebnisse ihrer Forschungsarbeit vortrugen, vor allem aber auch Doris Freer für die Idee, Organisation und Durchführung dieser gelungenen Veranstaltungen.

**Eröffnung des
Bestands Frauengeschichte
im Duisburger Stadtarchiv
am 7. November 1997**



Dr. Hans-Georg Kraume, Institutsleiter des Stadtarchivs, erhält ein symbolisches Frauengeschichtspäckchen von Doris Freer, Frauenbeauftragte der Stadt Duisburg.

„Historische Frauenforschung und Lokalgeschichte – Forschungslücken schließen sich?“

„Die bundesrepublikanische Geschichtswissenschaft gehört zu den frauenfeindlichsten Institutionen. Trotz ihres ‚universalistischen‘ Anspruchs verfolgt sie partikuläre und parteiliche männliche Interessen:

*Zum einen fragt sie nicht nach der historischen Wirklichkeit von Frauen und läßt auch die entsprechenden Quellen in den Archiven vermodern. Zum anderen ‚messen‘ Historiker ‚ihre‘ Geschichtswissenschaft kurz und männerbündig an den eigenen Werten und Erfahrungen.“*¹

Wie kam es zu einer solchen Aussage? Mitte der siebziger Jahre begann die deutsche Frauenbewegung, die Fragestellungen der Frauenbewegung auch an die Wissenschaften und insbesondere die Geschichtswissenschaft zu stellen.

Ein wichtiger Anstoß zu den geschichtstheoretischen Überlegungen war das damals berühmte Buch „Sexismus“ von Marielouise Janssen-Jurreit (1978). In dem Kapitel „Die Geschichtslosigkeit der Frauen wird durch

die Geschichtsschreibung hergestellt“ stellt sie eindringlich dar, dass in den Geschichtsbüchern der Vergangenheit die Frauengeschichte fast gänzlich übergangen wurde. Es fehlten Darstellungen über das Leben der Frauen in einzelnen Epochen, selbst die Geschichte der Frauenbewegung war so gut wie gar nicht dokumentiert. Das gleiche galt für die Schulbücher, so dass Janssen-Jurreit zu dem Ergebnis kommt, dass für Mädchen im schulischen Geschichtsunterricht eine „Identifikation mit ihrer Gruppe, mit der Geschichte ihres Volkes, ihrer Sprache und ihrer Kultur nur durch einen Identifizierungsprozeß mit Männern“ und ihrer Geschichte zu gewinnen sei. Mit Blick auf die Universalgeschichte zieht sie folgendes Fazit: „Quellenaufarbeitung über weibliche Geschichte wurde von den Historikern in allen Ländern vernachlässigt, zum Teil systematisch unterdrückt. So scheint denn die nationale Geschichtsschreibung hauptsächlich eine Veranstaltung zur Unterschlagung des weiblichen

*Beitrags zur Entwicklung der Völker zu sein.“*²

Vor diesem Hintergrund etablierte sich Anfang der achtziger Jahre die Richtung der historischen Frauenforschung innerhalb der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft. Kennzeichnend für die Anfangsphase der historischen Frauenforschung war das neue Bewusstsein darüber, so dass zunächst einmal Historikerinnen, die sich mit der Frauenbewegung verbunden fühlten, anfangen, die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland aufzuarbeiten.

Ich nenne hier nur Margit Twellmann und Herrad Schenk.³ Ab Anfang der achtziger Jahre standen historische Analysen und Darstellungen im Vordergrund, die sich an historischen Epochen oder herausragenden geschichtlichen Ereignissen orientierten, z.B. den Frauen im Mittelalter (Edith Ennen), den Frauen in der 48er Revolution (Gerlinde Hummel-Haasis) oder den Frauen im Nationalsozialismus (Annette Kuhn und Valentine Rothe). Gleichzeitig wurde die Theorie der historischen Frau-

enforschung diskutiert. Hier ging es um die Frage, ob das historische Wissen über Frauen quasi als Sonderdisziplin erforscht und etabliert werden sollte oder ob die Frauengeschichte als integrativer Bestandteil der Allgemeingeschichte (Annette Kuhn, Bodo von Borries) in die entsprechenden historiographischen Darstellungen zu implementieren sei.

In der Anfangsphase der historischen Frauenforschung war eine Aufarbeitung von Lokalgeschichte unter frauenrelevanten Gesichtspunkten nur am Rande Diskussionsgegenstand in der historischen Frauenforschung.

Erst ab Mitte der achtziger Jahre erhielt die kommunale Frauengeschichtsforschung einen wichtigen Stellenwert in der Bundesrepublik. Zwar hatten amerikanische Geschichtstheoretikerinnen wie Gerda Lerner bereits zehn Jahre zuvor auf die Bedeutung dieser Forschungsrichtung hingewiesen, jedoch wurden ihre Thesen in der Bundesrepublik kaum wahrgenommen.

„Eine frauenzentrierte Forschung kann diese verborgene Geschichte in einer Gemeinde nach der anderen ans Licht bringen und uns ein neues und anderes Verständnis von der Geschichte unserer Gesellschaft vermitteln.“

Mitte der achtziger Jahre richtete, wie gesagt, die historische Frauenforschung ihr Augenmerk verstärkt auf die Lokalgeschichte. Hier gingen wichtige Impulse und Forschungsergebnisse auf die Initiative von Frauengeschichtsarbeitskreisen in Bildungseinrichtungen zurück. Auch die Einrichtung kommunaler Gleichstellungsstellen hatte eine wichtige Bedeutung für die Erforschung und Publikation kommunaler Frauengeschichte. An dieser Stelle freue ich mich, hervorheben zu können, dass die Duisburger Gleichstellungsstelle als erste in Nordrhein-Westfalen ein Frauenprojekt zur Lokalgeschichte einrichtete, von 1988-1990 das Projekt „Frauen machen Geschichte“, dessen Ergebnisse in der hier ausliegenden Dokumentation nachzulesen sind.

Ab Anfang der achtziger Jahre waren einige Untersuchungen zur Geschichte von Frauen in Duisburg erschienen, und anlässlich der 10-Jahres-Feier der Gleich-

stellungsstelle wurden diese Forschungsergebnisse im Rahmen einer Vorlesungsreihe zur Duisburger Frauengeschichte im Duisburger Rathaus einer größeren Öffentlichkeit präsentiert. Im Rahmen dieser Vorlesungsreihe wurde mehr als deutlich, wie mühsam historisches Wissen über Frauen in Duisburg zusammengetragen werden musste, da es an keiner Stelle gesammelt vorliegt. Dieses Defizit betrifft bereits die Quellenlage über das 20. Jahrhundert, und erst recht die davor liegenden Jahrhunderte. Im Rahmen der o.g. Vorlesungsreihe wurde herausgestellt, wie wichtig für eine professionelle Frauengeschichtsschreibung unter lokalgeschichtlicher Perspektive das sachgemäße Sichten, Sammeln, Aufbereiten und die öffentliche Zugänglichkeit entsprechender Quellenmaterialien auch in Duisburg ist. Um Defizite der Vergangenheit nach Möglichkeit zukünftig zu vermeiden, wurde vom Frauenbüro die Bitte an das Stadtarchiv herangetragen, frauengeschichtliche Quellen an einer gesonderten Stelle zu sammeln und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Ich freue mich sehr, dass das Stadtarchiv dieser Bitte nachkommt und sich bereit erklärt hat, den sogenann-

ten Bestand Frauengeschichte einzurichten, und gleichzeitig einen Aufruf des Frauenbüros an die Duisburger Frauengruppen und die Bevölkerung unterstützt, dem Stadtarchiv Materialien zur Geschichte von Frauen in Duisburg zur Verfügung zu stellen.

In Betracht kommen hier Vereinssatzungen, Protokolle, Veranstaltungshinweise, Manuskripte, Korrespondenzen oder Handzettel, Aufsätze und Fotos von Duisburger Fraueneinrichtungen, Frauenvereinen, Frauenarbeitskreisen, Parteien, Gewerkschaften oder Kirchen.

Wenn wir heute den Bestand Frauengeschichte im Duisburger Stadtarchiv eröffnen, erhoffe ich mir davon eine Signalwirkung auch über Duisburg hinaus. Denn meines Wissens gibt es in ganz Nordrhein-Westfalen und auch bundesweit kaum ein Stadtarchiv, das in dieser Weise die kommunale Frauengeschichtsforschung unterstützt.

Um den Bestand Frauengeschichte symbolisch zu eröffnen, hat das Frauenbüro für das Stadtarchiv ein kleines Paket vorbereitet, das ich Ihnen, Herr Dr. Kraume, mit dem allerherzlichsten Dank für Ihre Unterstützung hiermit überreichen möchte.

Aufruf zur Erweiterung des Bestands Frauengeschichte

Frauengeschichte im Stadtarchiv

Im Rahmen des 9. Duisburger Frauenforums Donnerstags wurde am 7. November 1997 eine eigene Frauengeschichtsabteilung im Duisburger Stadtarchiv eröffnet. Bisher liegen jedoch erst wenige Materialien zur Geschichte von Frauen in Duisburg vor. Damit zukünftiges Wissen über das Leben und Arbeiten von Frauen in einem eigenen „Bestand“ Frauengeschichte sichergestellt werden kann, bittet das Frauenbüro herzlich um **Ihre Unterstützung bei der Suche nach unentdeckten Quellen!**

Benötigt werden Vereinssatzungen, Protokolle, Veranstaltungshinweise, Manuskripte, Fotos, Korrespondenzen, Handzettel von Duisburger Frauengruppen, Fraueneinrichtungen, Frauenarbeitskreisen, Parteien, Gewerkschaften, Kirchen, etc. Diese Unterlagen können beim Stadtarchiv, Am Innenhafen, Karmelplatz 5, 47051 Duisburg eingereicht werden. Weitere Informationen erhalten Sie beim Leiter des Stadtarchivs, Dr. Hans-Georg Kraume, unter der Tel. 02 03/2 83-21 55.

Vakat

Stadtrundfahrt zur Duisburger Frauengeschichte am 20. März 1998



Halt am Zwangsarbeiterinnendenkmal vor dem Bezirksamt Rheinhausen.

Foto: Dagmar Klein

Von der Hexenverbrennung zur Lokalen Agenda 21.

Eine Stadtrundfahrt zur Duisburger Frauengeschichte

Lokale Agenda 21 – unter diesem Stichwort fällt den meisten Menschen nur der Umweltschutz ein.¹ Dass die Agenda vor allem eine neue Chance für die Frauenpolitik darstellt, das ist den wenigsten bewusst. Dies wurde in verkürzten Zusammenfassungen der Agenda 21 auch geflissentlich unter den Tisch fallen gelassen, so Doris Freer, Frauenbeauftragte der 500.000 Seelen-Stadt Duisburg. Sie setzt sich seit einigen Jahren vehement und beharrlich dafür ein, dass die Berücksichtigung von Fraueninteressen innerhalb der Agenda und Lokalen Agenda 21 endlich auch anerkannt und vor Ort und überregional umgesetzt wird.² Ihr Frauenbüro gewann kürzlich den ersten Preis für das beste Lokale Agenda 21-Projekt, den das Umweltministerium NRW ausgeschrieben hat. Doris Freer ist außerdem eine der sieben Sprecherinnen der Landesarbeitsgemeinschaft kommunaler Frauenbüros/ Gleichstellungsstellen NRW (LAG) und in dieser Funktion Landeskoordinatorin für die Lokale Agenda 21.

Aber die vielfältigen organisatorischen und vernetzenden Tätigkeiten reichen der gebürtigen Bochumerin of-

fenbar noch nicht an Öffentlichkeitarbeit. Als studierte Historikerin stellt sie sich die Frage, wie sich historisch-politisches Wissen angemessen vermitteln lässt. Dabei kam ihr die Idee einer Stadtrundfahrt. Bereits während ihrer Tätigkeit in einem Sonderforschungsbereich der Universität Bochum hatte sie sich mit der „Distribution und Popularisierung historischen Wissens“ beschäftigt. So war es naheliegend, dass sie mit Beginn ihrer neuen Aufgabe in Duisburg auch hier historisch zu forschen begann.

Ein Frauengeschichtsprojekt wurde über eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM) initiiert, als Ergebnis erschien das erste Buch zur Duisburger Frauengeschichte; auch hier geschah dies gegen alle Unkenrufe von Lokalhistorikern, die meinten, es gäbe kein Material dazu.³ Auf der Basis dieser Forschungen und verbunden mit weiteren Recherchen startete sie 1994 die erste Busfahrt zum Thema Frauengeschichte in Duisburg.⁴ Seitdem wurde die ganztägige Tour weiterentwickelt und variiert, bis sie das derzeitige Themenspektrum umfasste: „Von der

Hexenverbrennung zur Lokalen Agenda 21“. Unterstützt wird Doris Freer dabei von Heike Maus, die im Büro der Oberbürgermeisterin für Auslandsbeziehungen zuständig ist und während der Fahrt den allgemeinen Teil der Duisburger Geschichte kompetent einfließen lässt.

Von den Frauen im Mittelalter ist wenig bekannt, allenfalls dass sie noch in eigenständigen Berufen tätig waren wie: „arztsche“, „Pestfrau“, Krämerin, Wirtin, Bäckerin oder im Schneider- und Tuchscherergewerbe.⁵ Eigene Zünfte wie in Köln hatten die Frauen allerdings nicht gebildet. Auch in Duisburg wurden Hexen auf dem Scheiterhaufen verbrannt, zuletzt waren es zwischen 1513 und 1561 noch elf Frauen in den Vororten Walsum, Ruhrort und Wanheim. Als Besonderheit zu vermerken ist die fortschrittliche Einstellung des Stadtrats, der 1536 anstelle einer vermeintlichen Hexe die Denunziantin verurteilte.

Duisburg ist geprägt von der Industrialisierung. Entsprechend beschäftigte sich bereits eine der ersten Dis-

sertationen (1913) einer „Soziologin“, Li Fischer-Eckert, mit: „Die wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen im modernen Industrieort Hamborn im Rheinland“.⁶

Im Landschaftspark Duisburg-Nord legte die Gruppe eine vormittägliche Kaffeepause ein, die begleitet wurde von einem Referat der IBA-Emscherpark-Mitarbeiterin Gisela Dannehl zum Thema: „Frauen im Hüttenbetrieb Duisburg-Meiderich. Zeitzeuginnen berichten“.⁷

Als Beispiel für die Zusammenarbeit mit den Schulen wurde der Ingenhammshof auf dem Gelände des Landschaftsparks vorgestellt. Dessen Leiter Dieter Forchmann erzählte von den Angeboten und der Begeisterung der Stadtkinder, wenn sie in dieser „Schule im Grünen“ richtige Tiere erleben können. Zu Mittag gegessen wurde an historischem Ort, in der Gaststätte „Zum Reichsadler“ in Rheinau, in der sich während der Arbeitskämpfe gegen die Zechenschließung Anfang der neunziger Jahre die Arbeiter täglich trafen.

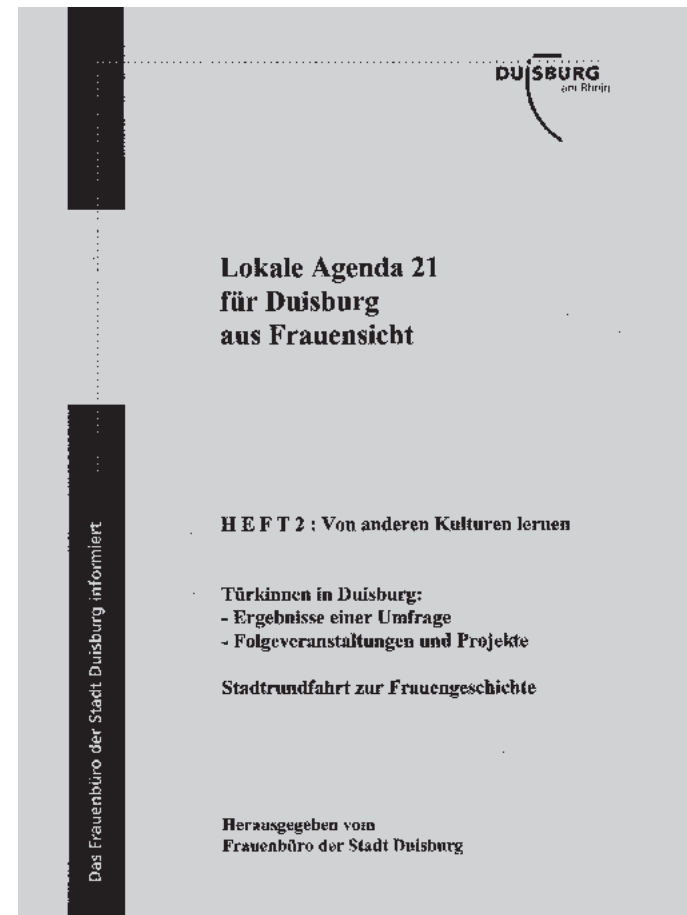
In eine andere Welt versetzt fühlten sich die gut 50 Teil-

nehmerinnen im Stadtteil Friemersheim, dessen Fronhof (der Werth'sche Hof) zum Grundbesitz der Abtei Werden gehörte und in dessen Register bereits geschlechtsspezifische Aufgabenteilung vorgenommen wurde.⁸ Im Lehrerhaus ist heute ein Heimatmuseum eingerichtet, in dem engagierte Bürger und Bürgerinnen die Erinnerung an alte Traditionen wach halten. Dazu gehört auch das Graf-schafter Platt, das der örtliche Führer in witzigen Kostproben zum besten gab.

Auf der Rückfahrt durch Rheinhausen erfolgte ein Halt vor dem Zwangsarbeiterinnen-Denkmal vor dem Bezirksamt, das auf Initiative einer Rheinhausener Frauengeschichtsgruppe errichtet wurde. In Kaßlerfeld wurde kurz auf das „Wilhelmine Struth und Mathias Thesen-Dokumentationszentrum“ hingewiesen, das die Geschichte des Duisburger Widerstands im Nationalsozialismus materialreich be-

legt. Für einen Besuch war hier ebenso wenig Zeit wie im neu eröffneten Museum für Binnenschifffahrt, das den Frauen eine eigene Abteilung gewidmet hat.

Zahlreiche weitere Themenbereiche wurden unterwegs gestreift wie: Frauen im Sport, vorbildliche Architekturprojekte für Frauen und Kinder und das Karmel-Kloster in der Innenstadt, in dem noch heute Nonnen leben. Über den aktuellen Stand der Geschlechterverteilung im Stadtrat waren ebenso Zahlen zu vernehmen wie über das Mütterzentrum berichtet wurde und über die kurz vorherige Anwesenheit von Lea Rabin anlässlich der Einweihung des Itzak-Rabin-Platzes in der Nähe des im Bau befindlichen Jüdischen Gemeindezentrums am Binnenhafen. Duisburger Frauengeschichte ist weder langweilig noch nebensächlich, das hat diese Stadtrundfahrt einmal mehr bewiesen.



Von anderen Kulturen lernen: Türkinnen in Duisburg, Stadtrundfahrt zur Duisburger Frauengeschichte. Herausgeber Stadt Duisburg, Frauenbüro, Duisburg 1999.

⁸ Siehe Anmerkungen ab Seite 147

VAKAT



80 Jahre Frauenwahlrecht 1918 – 1998

FRAUENBÜRO

DER STADT DUISBURG



Eva Quistorp, Doris Freer und Petra Weis (v.l.) bei der Festveranstaltung „Frauenwahlrecht“ im Ratssaal der Stadt Duisburg am 12. November 1998.

Vom Frauenwahlrecht zur Lokalen Agenda 21"

80 Jahre Frauenwahlrecht.

Vom Frauenwahlrecht zur Lokalen Agenda 21*

Wenn es bei der Lokalen Agenda 21 neben der Suche nach integrativen Lösungsansätzen, die alle Programme, Pläne und Projekte auf ihre ökologische und ökonomische Funktionsfähigkeit, auf soziale und globale Gerechtigkeit hin ausrichten, auch darum geht, neue Formen von Kooperation, Kommunikation und Partizipation zu entwickeln und dabei vor allem die Verbesserung der Teilhabechancen von Frauen im Blick zu haben, dann bietet es sich an, nach einer Rückschau auf 80 Jahre Frauenwahlrecht auch danach zu fragen, ob Frauen mit ihrem inzwischen erreichten Anteil an der politischen Macht etwas anzufangen wissen.

Darüber hinaus lohnt es sich, die gerade in den letzten Wochen angesichts der aktuellen Diskussion über die Repräsentanz von Frauen in politischen Spitzenämtern wiederholt diskutierte Frage aufzugreifen, ob Frauen eine bessere Politik machen oder, anders ausgedrückt, ob sie im Spannungsfeld von unvermeidlicher Konkurrenz und notwendiger Solidarität erfolgreiche Strategien zur Durchsetzung ihrer Interessen entwickeln.

Von der „Teilnahme der weiblichen Welt am Staatsleben“ oder: Demokratie ohne Frauen

Die Diskussion um das Frauenwahlrecht in Deutschland geht zurück auf Louise Otto-Peters, die Begründerin der bürgerlichen Frauenbewegung, die sich schon 1843 in die programmatischen Debatten der demokratischen Bewegung des Vormärz eingebracht und – wie sie es nannte – „die Teilnahme der weiblichen Welt am Staatsleben“ gefordert hatte, und zwar nicht nur als Recht, sondern auch als Pflicht der Frauen. Sie bezog sich damit auf die Ideen von Olympe de Gouges, die 1789 im Zuge der Französischen Revolution die „Erklärung der Rechte der Bürgerinnen“ veröffentlicht hatte und diesen Mut vier Jahre später unter der Guillotine mit ihrem Leben bezahlen musste. Schon am Beginn des sog. demokratischen Zeitalters galt: Die Früchte der Revolution sollten allein die Männer ernten. Auf das Defizit hinzuweisen, dass die Demokratie bis in unsere heutigen Tage eine unvollendete blieb, war und ist die Aufgabe der alten

wie der neuen Frauenbewegung.

Die Debatte in Deutschland wurde 1873 fortgesetzt, als Hedwig Dohm in ihrer Streitschrift „Der Frauen Natur und Recht“ durchaus polemisch formulierte:

„Erwacht, Deutschlands Frauen, wenn ihr Grimm genug habt, eure Erniedrigung zu fühlen und Verstand genug, um die Quereilen Eures Elends zu erkennen. Fordert das Stimmrecht, denn über das Stimmrecht geht der Weg zur Selbständigkeit und Ebenbürtigkeit, zur Freiheit und zum Glück der Frau.“

Etwa zur selben Zeit konnten sich die Frauen eines männlichen Unterstützers vergewissern. Nach der Veröffentlichung seines „legendären“ Werkes „Die Frau und der Sozialismus“ beantragte August Bebel 1875 auf dem Gothaer Parteitag der Sozialdemokraten, die Forderung nach dem Frauenwahlrecht in das Parteiprogramm aufzunehmen. Fast überflüssig zu erwähnen, dass er sich zu diesem Zeitpunkt mit dieser Idee noch nicht durchsetzen konnte. 16 Jahre später, auf dem Erfurter Parteitag

1891, war es dann soweit: Die Sozialdemokraten bekannten sich zu der Einsicht, dass Fortschritt ohne Frauen nicht möglich ist.

Die Frauenbewegung sprach in dieser Frage noch lange nicht mit einer Stimme. Obwohl sich die Vertreterinnen aller Flügel der deutschen Frauenbewegung – der „gemäßigten“ und der „radikalen“ seitens der bürgerlichen sowie der sozialdemokratischen Frauenbewegung – einig waren in ihrem Fernziel nach rechtlicher und politischer Gleichberechtigung der Frau, herrschte über den richtigen Weg dorthin noch lange Zeit Uneinigkeit. Dieser Dissens machte sich nicht zuletzt an der Haltung zur Wahlrechtsfrage fest. Während für die Gemäßigten das Stimmrecht gewissermaßen als Krönung für die Frauen galt, nachdem sie sich zuvor sittlich und moralisch, aber auch politisch dafür qualifiziert hätten, sprachen die Vertreterinnen des radikalen Flügels vom Wahlrecht als dem Fundament zur Befreiung der Frau und zu sozialer und politischer Selbstständigkeit, als Voraussetzung für Frauenrechte in allen gesellschaftlichen Berei-

chen, für Rechtsgleichheit in Beruf und Familie und nicht zuletzt im öffentlichen Leben.

Die Sozialdemokratinnen taten sich zunächst schwer mit der – wie sie es nannten – bürgerlichen „Frauenrechtleri“. Das sollte sich wenige Jahre später ändern. Die Forderung nach dem Frauenwahlrecht erwies sich als ein ganz hervorragendes Mittel zur politischen Agitation und Mobilisierung von Frauen. Der Höhepunkt der seit 1905 anhaltenden Kampagne der Sozialdemokratinnen war die Einführung des Internationalen Frauentages im März 1911, der seitdem Tausende von Frauen auf die Straße brachte.

Der Kampf um das Frauenwahlrecht oder: Wider das Vorurteil von der sittlichen Unreife der Frau

Zunächst zurück zum Ende des vorigen Jahrhunderts, da man(n) ganz und gar dagegen war, Frauen an der politischen Macht zu beteiligen.

„Der Einwand, die Frau verstehe nichts von öffentlichen Angelegenheiten, trifft sie nicht mehr als

Millionen Männer, welche die vornehmste Pflicht eines Staatsbürgers, sich um dieselben zu kümmern, vernachlässigen. Mit der Gewährung von Rechten kommt das Interesse, mit der Übung der Rechte die Einsicht. Um schwimmen zu lernen, muß ich ins Wasser gehen können, sonst lerne ich es nicht.“

Mit diesen Worten trat August Bebel 1895 den Kritikern entgegen, die den Frauen die geistige und politische Reife für eine aktive Teilnahme am öffentlichen Leben absprachen. Und wenig später führte er in der Begründung des entsprechenden Antrags der sozialdemokratischen Fraktion im Reichstag aus:

„Wir stellen den Antrag aus Gerechtigkeitsgefühl, weil wir es nicht verantworten können, daß die größere Hälfte der Nation (an dieser Stelle vermerkt das Protokoll übrigens einen Zwischenruf: „die bessere Hälfte“ – und sodann „Heiterkeit“) auch die bessere, von den öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen ist. Sie haben weit mehr Gerechtigkeitsgefühl als die Männer, sie sind viel weniger borniert als Männer, sie sind das moralisch bessere Element. Die Frauen müssen zu den öffentlichen Ämtern zugelassen werden. Ich bin

sogar überzeugt, daß sie im höchsten Grade wohlthuend auf das öffentliche Leben einwirken würden.“

Diese Überzeugung teilte zum damaligen Zeitpunkt nur eine kleine Minderheit von Männern, weshalb dieser und alle folgenden Anträge zum Frauenwahlrecht abgelehnt wurden. Die Frage aber, ob Frauen eine andere, eine bessere Politik machen, steht seitdem auf der Tagesordnung von Männer- und von Frauendebatten und die Beteiligung von Frauen an der politischen Macht.

Zunächst also blieben die Frauen von der politischen Macht ausgeschlossen. Neben dem Wahlrecht war ihnen auch der Zugang zu „politischen Vereinen“ verwehrt, also zu Parteien und Gewerkschaften. Das Preussische Vereinsrecht aus dem Jahre 1850 schloss Frauen ausdrücklich von der Teilnahme an politischen Versammlungen und der Mitgliedschaft solcher Organisationen aus, die politische oder gewerkschaftliche Interessen vertraten. Was politisch zu nennen war und was nicht, entschied die staatliche Obrigkeit. Frauen, die sich dieser Regelung nicht unterwerfen wollten, waren ständig von staatlicher Verfolgung und Verhaftung bedroht bzw. tatsächlich betroffen.

Dennoch begann im Jahre 1894 die Kampagne zur Einführung des Frauenwahlrechts. Die erste Frauenstimmrechtsversammlung am 2. Dezember 1894 in Berlin wurde von der bürgerlichen Presse nahezu totgeschwiegen, wie die Veranstalterin Minna Cauer, Vorsitzende des Vereins „Frauenwohl“, bemerkte. Die eingeladene Referentin war die spätere Sozialdemokratin Lily Braun, die einen flammenden Appell für die politischen Rechte der Frau, aber auch für die Wahrnehmung ihrer politischen Verantwortung an die Versammelten richtete und sich dabei auf das historische Vorbild Olympe de Gouges und die Erfolge der englischen und amerikanischen Frauenbewegung bezog. Von besonderer Bedeutung aber war ihre Abrechnung mit denjenigen Kritikern der Frauenbewegung, die politische Betätigung von Frauen als unweiblich brandmarken wollten. Denen hielt sie entgegen:

„... die Rücksicht auf die Weiblichkeit hat noch keinen Mann gehindert, Frauen in die Bergwerke und Steinbrüche zu schicken. Ich kann freilich nicht einsehen, daß eine Frau, die ihren Zettel in die Wahlurne wirft, die ‚Weiblichkeit‘ mehr gefährdet, als eine, die Steine karrt. Und ich

kann es nicht begreifen, daß der Anblick einer Frau mit dem Kinde unter dem Herzen im Wahllokal empörender sein soll, als der Anblick einer solchen Frau in den Bleifabriken.“

Acht Jahre später, also 1902, wurde dann der erste Frauenstimmrechtsverein in Hamburg gegründet, weil die Hamburger Novelle zum Vereinsrecht das Verbot gegenüber den Frauen nicht ausdrücklich bestätigt hatte. Der Verein entwickelte schon kurz nach seiner Gründung eine rege Propagandatätigkeit, was nicht zuletzt daran lag, dass Frauen aus dem ganzen Land Mitglied werden konnten, ohne Repressionen fürchten zu müssen, da die Polizeigewalt an den einzelnen Landesgrenzen endete. Dermaßen gestärkt, empfing Reichskanzler von Bülow noch im selben Jahr eine Delegation von Frauen, die die Forderung nach landesweiter Aufhebung des Vereinsrechts und nach Einführung des Frauenwahlrechts vortrug. 1908 konnten die Frauen einen ersten Erfolg verbuchen. Das neue Reichsvereinsgesetz trug der neuen Situation in einem ersten Schritt Rechnung. Es hieß dort:

„Infolge der erweiterten, zum Teil selbständigen und mit Verantwortung ver-

knüpften Tätigkeit sind Frauen an der Lösung öffentlicher Aufgaben in weit höherem Maße beteiligt als früher. Es würde daher nicht zeitgemäß sein, ... die gesetzlichen Bestimmungen aufrecht zu erhalten, die den Frauen die Möglichkeit verschließen, ihre Wünsche und Interessen auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens in Vereinen und Versammlungen zur Geltung zu bringen.“

Politisches Engagement von Frauen trug nicht mehr länger den Stempel der Illegalität. Der Eintritt von Frauen in die einzelnen politischen Parteien hatte zur Folge, dass sich die Positionen zum Frauenwahlrecht nicht mehr unter einen Hut bringen ließen. Welches Wahlrecht wollte frau nun erstreiten? Das Männerwahlrecht, das damals gleichbedeutend war mit dem Dreiklassenwahlrecht? Oder aber das allgemeine, gleiche, freie und geheime Wahlrecht? Es sollte bis 1917 dauern, bis sich Frauen aller Richtungen auf eine Erklärung zur Wahlrechtsfrage an den Reichstag und alle Landesparlamente einigten. Noch im Mai des Jahres 1918 sprach sich die konservativ-nationale Mehrheit des Preußischen Abgeordnetenhauses gegen ein demokratisches Wahlrecht auch für Frauen aus. Erst drei

Wochen vor Kriegsende war man einer Wahlrechtsreform gegenüber aufgeschlossen. Frauen hatten sich durch ihren „vorbildlichen“ Einsatz während des Krieges die politische Gleichberechtigung „verdient“. Der Krieg galt fortan als „Vater der Emanzipation“.

Die Novemberrevolution sorgte für einen grundlegenden Wechsel bei den politischen Entscheidungsträgern. Bereits am 12. November 1918 wurde das Frauenwahlrecht in Deutschland durch einen Aufruf des „Rates der Volksbeauftragten“ an das Deutsche Volk eingeführt. Seitdem sind alle Wahlen „nach dem gleichen, geheimen, direkten, allgemeinen Wahlrecht aufgrund des proportionalen Wahlsystems für alle mindestens 20 Jahre alten männlichen und weiblichen Personen zu vollziehen“. Seit diesem Tag sind Frauen als Wählerinnen natürlich im Blickfeld des politischen Interesses. Dass Frauen jedoch ihr Wahlrecht bei den nun folgenden Wahlen zur Verfassungsgebenden Nationalversammlung am 19. Januar 1919 zugunsten der Parteien ausübten, die sich gerade nicht für das Frauenwahlrecht stark gemacht hatten, nämlich die konservativen, nationalen und kirchlich orientierten

Parteien, hat viele dann doch überrascht. Die Sozialdemokratinnen versuchten in der Folgezeit geradezu selbstquälerisch zu ergründen, warum die Frauen nicht in dem Umfang für ihre Partei gewonnen werden konnten, wie sie es erhofft hatten. Die konservativen Frauen konnten ihr Glück kaum fassen, hatten sie doch selbst größte Bedenken, Frauen für sich mobilisieren zu können. Zu sehr waren sie davon überzeugt gewesen, dass die gut organisierten und fachkompetenten SPD-Frauen ihnen buchstäblich das Wasser abgraben würden.

Wir wissen heute, dass es anders kam. Bis zum Ende der sechziger Jahre ist das Frauenwahlrecht die zuverlässigste Stütze der Konservativen gewesen, und erst seit der sozialliberalen Koalition und dem Aufkommen der neuen Frauenbewegung hat sich der Trend allmählich verändert. Heute wird allgemein die These vertreten, dass sich das Wahlverhalten von Männern und Frauen nicht mehr signifikant voneinander unterscheidet, die Wahlforschung hat das Wahlverhalten von Frauen allenfalls noch im Blick, wenn es zu erklären gilt, warum gerade junge Frauen eher dazu neigen, ihre Stimme in erkennbarem Maße keiner der zu

wählenden Parteien mehr anzuvertrauen.

Glücklicherweise ist die Rede von der „unpolitischen Frau“ inzwischen verstummt, und es ist deutlich geworden, dass Frauen ein anderes Politikverständnis haben und sich dadurch vom traditionellen Parteien- und Politikbetrieb nicht oder nur unzureichend angesprochen fühlen. Das Engagement jüngerer Frauen im ehrenamtlichen, gesellschaftspolitischen Bereich spricht da eine deutliche Sprache, und die Möglichkeiten und Chancen der Beteiligung im Agenda 21-Prozess bieten vor diesem Hintergrund vielleicht ganz ungeahnte Perspektiven, sowohl was die Vertretung von Fraueninteressen in allen Politikbereichen anbetrifft als auch mit Blick auf Möglichkeiten von Frauen, sich politisch zu aktivieren, wenn auch jenseits des konventionellen Engagements.

Frauen sind Wählerinnen – und Gewählte

Wenn also Frauen als Wählerinnen die Öffentlichkeit vor und nach Wahlen stets besonders interessieren, weil die Stimmen von

Frauen zur Erlangung der politischen Macht besonders wichtig sind (immerhin sind über 52 Prozent der Wahlberechtigten in Deutschland Frauen), so galt dieses Interesse bis vor kurzem nicht den Frauen als Gewählten.

Dass heute vor 80 Jahren nicht nur das aktive, sondern auch das passive Wahlrecht eingeführt worden ist, konnte lange Zeit erfolgreich aus dem Bewusstsein der Öffentlichkeit verdrängt werden.

Wenn in der ersten Nationalversammlung mit einem Anteil von 9,6 Prozent mehr Frauen im Parlament saßen als in jedem Deutschen Bundestag bis 1980, dann spricht diese Zahl Bände. Es ist seitdem immer nur einzelnen herausragenden Frauen gelungen, politische Spitzenämter zu erlangen.

Deshalb haben Frauen immer wieder die Chance genutzt, auch jenseits des repräsentativen Systems politischen Einfluss zu nehmen.

Eine Elisabeth Selbert, der wir mit dem Artikel 3, Absatz 2 unseres Grundgesetzes nicht nur einen Meilenstein der Gleichberechtigung, sondern auch den Hebel für die hoffentlich nicht mehr allzu ferne faktische Gleichstellung von Frauen und Männern verdanken,

hatte schließlich auf die eigene Kraft von Frauen vertraut und durch deren Mobilisierung im Wahljahr 1949 eine schier unbeugsame Männerriege – übrigens in allen Parteien – besiegen können. Um so bedauerlicher ist es, dass das Werk von Elisabeth Selbert bei den Frauen lange unbekannt geblieben ist und die neue Frauenbewegung sich zunächst nicht an ihre Vorkämpferinnen erinnert hat.

Auf dem Kongress des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) vor 30 Jahren in Frankfurt, bei dem die Filmregisseurin Helke Sander eine Frauenquote verlangt und die Mitarbeit der Männer bei der Kindererziehung eingefordert hatte, wollten die Männer hierüber noch nicht einmal diskutieren. Der anschließende Tomatenwurf der Studentin Sigrid Ruger markierte den Beginn der neuen Frauenbewegung in Deutschland.

Helke Sander hat erst vor wenigen Wochen in Berlin erklärt, dass die Frauen damals auf gar keinen Fall etwas zu tun haben wollten mit den Kämpferinnen für das Frauenwahlrecht. Diese waren in ihren Augen nichts als „verrückte“ Weiber. Erst heute wüssten wir die Verdienste der Frauen zu schätzen.

1998: Frisst die Quote ihre Töchter?

Die weitere Entwicklung ist bekannt. In den siebziger Jahren begann die Quotendiskussion bei den SPD-Frauen, die sich nicht mehr länger damit zufrieden geben wollten, dass ihr Anteil an den innerparteilichen Funktionen in Partei und Parlamenten nur in Spurenelementen zu finden war. Die Genossinnen fanden nach langjährigen Diskussionen Mitte der achtziger Jahre nichts mehr dabei, sich von der Alibifrau zu verabschieden und beherrzt die Quotenfrau ins Leben zu rufen. Aber ganz im Ernst: Die Einführung der 40-Prozent-Quote in der SPD 1988 – also vor genau 10 Jahren – war ebenso bahnbrechend wie die paritätische Besetzung von Ämtern bei den Grünen, heute Bündnis 90/Die Grünen.

Die Bilanz der Quotierung ist zwiespältig: Vieles ist erreicht worden, aber Frauen in Spitzenpositionen sind nach wie vor die Ausnahme. Bei der SPD gilt: Frauen sind als Stellvertreterinnen anerkannt, der Sprung in die erste Reihe fällt aber nach wie vor schwer. Bei den Bündnisgrünen hat auch die sog. Doppelspitze nicht verhin-

dern können, dass die Frauen an der Spitze weiterhin gegen den schier übermächtigen Imagevorteil der Männer zu kämpfen haben, heißen sie nun Joschka Fischer, Jürgen Trittin oder neuerdings Rezzo Schlauch.

Bedeutet das nun, dass die Quote gewissermaßen ihre Töchter frisst? Ich denke nein. Wir dürfen uns durch Rückschläge nicht irritieren lassen. Das heutige Jubiläum ist Auftrag und Verpflichtung zugleich. Und im übrigen ist die Quote inzwischen von einer Mehrheit der Frauen akzeptiert. Ich möchte auf eine ganz aktuelle Untersuchung des Forschungsinstituts infratest dimap hinweisen. Danach spricht sich eine deutliche Mehrheit von 77 Prozent der Frauen für die Quote aus, wobei es nicht verwundert, dass ihre größten Verfechterinnen in den Reihen der Anhängerinnen von SPD und Bündnis 90/Die Grünen zu finden sind. Aber immerhin sprechen sich auch zwei Drittel der Anhängerinnen der CDU für die Reservierung eines bestimmten Anteils von Ämtern für Frauen aus. Jede dritte unter den Quoten-Befürworterinnen hält die Quote für unerläss-

lich auf dem Weg von Frauen zur politischen Macht. Dass Frauen die Quote auch deswegen einfordern, weil sie sich mit ihren speziellen Problemen nicht von der Politik vertreten fühlen, liegt dabei auf der Hand. Sie vermissen vor allem Konzepte zur beruflichen Förderung von Frauen und zur besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie.

So erfreulich die breite Zustimmung der Befragten auch ist: Wir müssen erkennen, dass die Quote eine solidarische Interessenvertretung von Frauen, die Bildung von Netzwerken nicht überflüssig macht. Dazu gehört anzuerkennen, dass wir mit Konkurrenz unter Frauen produktiv umgehen müssen. Wir müssen uns nicht lieben, um zu erkennen, dass Machtausübung nur dann gelingt, wenn Frauen lernen, machstrategisch zu denken und zu handeln. Daran hat es in den letzten Wochen in Bonn gefehlt. Wir müssen lernen, uns rechtzeitig auf gemeinsame Ziele zu verständigen, und Frauen Mut machen, auch in außergewöhnlichen Situationen für außergewöhnliche Positionen zur Verfügung zu stehen. Und wir

müssen den Anspruch von Frauen, sich für die Politik zu professionalisieren, ernst nehmen und dafür sorgen, dass Frauen entsprechende Angebote auch wahrnehmen können.

Das alles sind keine hinreichenden, aber gleichwohl notwendige Bedingungen auf dem Weg zur paritätischen Machtbeteiligung und zur Gleichstellung der Geschlechter. Wenn uns das alles nicht gelingt, dann müssen wir uns fragen, ob die heutige Frauen- bzw. Politikerinnengeneration weitere 80 Jahre später Vorbild und Ansporn für unsere Urenkelinnen sein kann.

Weiterführende Literatur

Böttger, Barbara: Das Recht auf Gleichheit und Differenz. Elisabeth Selbert und der Kampf der Frauen um Art. 3, Abs. 2 Grundgesetz. Münster 1990.

Gerhard, Ute: Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht. München 1990.
Gerhard, Ute: Unerhört. Die

Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Reinbek 1990.

Hoecker, Beate: Politische Partizipation von Frauen. Ein einführendes Studienbuch. Opladen 1995.

Hofmann-Göttig, Joachim: Emanzipation mit dem Stimmzettel. 70 Jahre Frauenwahlrecht in Deutschland. Bonn 1986.

Meyer, Birgit: Lokale Agenda 21. Frauen gestalten Umwelt und Zukunft. Düsseldorf 1997.

Ministerium für Umwelt, Raumordnung, und Landwirtschaft des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.): Frauen im Männerbund. Politikerinnen in Führungspositionen von der Nachkriegszeit bis heute. Frankfurt am Main/New York 1997.

Weis, Petra: Hürdenlauf an die Macht? Politische Partizipation von Frauen in der SPD und die Quote. In: Maleck-Lewy, Eva/Penrose, Virginia (Hg.): Gefährtinnen der Macht. Politische Partizipation von Frauen im vereinigten Deutschland. Eine Zwischenbilanz. Berlin 1995, S. 65-82.

Frauen in der Politik: Duisburg im überregionalen Vergleich 1919 – 1999

Wahlen zu den Duisburger Stadtverordnetenversammlungen 1919-1933 und zum Rat der Stadt 1946-1999

	Wahltermin	Abgeordnete/Gewählte (insg.)	davon Frauen	
			(absolut)	(in %)
Stadtverordneten- versammlung	23.02.19	75	4	5,3
	04.05.24	63	5	7,9
	17.11.29	77	6	7,8
	12.03.33	77	0	0
Rat der Stadt	13.10.46	48	1	2,1
	17.10.48	44	1	2,3
	09.11.52	54	5	9,3
	28.10.56	60	5	8,3
	19.03.61	60	6	10
	27.09.64	61	6	9,8
	09.11.69	61	5	8,2
	04.05.75	83	8	9,6
	30.09.79	83	8	9,6
	30.09.84	83	12	14,5
	01.10.89	75	17	22,7
	16.10.94	75	20	26,7
	12.09.99	74	16	21,7

Wahlen zur Preußischen Landesversammlung 1919 und zum Landtag NRW 1949-1995

	Wahltermin	Abgeordnete/Gewählte (insg.)	davon Frauen	
			(absolut)	(in %)
Preußische Landesversammlung¹	26.01.19	402	22	5,5
Landtag NRW²	20.04.47	241	16	6,6
	18.06.50	245	21	8,6
	26.01.54	223	16	7,2
	06.07.58	224	14	6,3
	08.07.62	218	13	6
	10.07.66	226	15	6,6
	14.06.70	216	8	3,7
	04.05.75	209	12	5,7
	11.05.80	210	14	6,7
	24.05.85	239	27	11,3
	13.05.90	257	57	22,2
	14.05.95	249	81	32,5

Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung 1919 und zum Bundestag 1949-1998

	Wahltermin	Abgeordnete/Gewählte (insg.)	davon Frauen	
			(absolut)	(in %)
Deutsche Nationalversammlung	19.01.19	423	41	9,7
Bundestag	14.08.49	410	29	7,1
	06.09.53	509	45	8,8
	15.09.57	519	48	9,2
	17.09.61	521	43	8,3
	19.09.65	518	36	6,9
	28.09.69	518	34	6,6
	19.11.72	518	30	5,8
	03.10.76	518	38	7,3
	05.10.80	519	44	8,5
	06.03.83	520	51	9,8
	25.01.87	519	80	15,4
	02.12.90	662	136	20,5
	16.10.94	672	177	26,3
	27.09.98	669	206	30,8

Das Datenmaterial zu den Duisburger Stadtverordnetenversammlungen bzw. zum Rat der Stadt wurde vollständig vom Amt für Statistik, Stadtforschung und Europaangelegenheiten sowie dem Duisburger Stadtarchiv geliefert.

Ursprünglich hatte das Frauenbüro geplant, analog dazu die Zahlen auf Landes- und gesamtstaatlicher Ebene zu veröffentlichen. Angefragt wurden der Bundes- sowie der Landeswahlleiter NRW, das Statistische Bundesamt, das Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik NRW sowie der Bun-

destag und der Landtag NRW.

Im Ergebnis stellte sich heraus, dass das benötigte Datenmaterial, d.h. die Anzahl der Abgeordneten der einzelnen Legislaturperioden insgesamt sowie der Frauenanteil in den Parlamenten, aus den unterschiedlichsten Gründen von keiner der vorgenannten Stellen für den kompletten Zeitraum 1919 bis heute vollständig systematisch erfasst und wissenschaftlich aufgearbeitet geliefert werden konnte. Teilweise wurden Daten zu Beginn der Legislaturperioden erhoben, teilweise

zum Ende, wobei sämtliche vorzeitig ausgeschiedenen oder nachgerückten Kandidaten miterfasst wurden, oder die Zählung erfolgte einmal mit, einmal ohne Überhangmandate, was häufig nicht ausdrücklich ausgewiesen wurde. Oft lagen Zahlen aus einer Quelle nur für eine sehr begrenzte Anzahl von Wahlperioden vor, so dass hier aus mehreren Quellen eine Zusammenstellung hätte erfolgen müssen, was die Ergebnisse bzw. die Entwicklung der Zahlen aufgrund der unterschiedlichen Erfassungssystematik vermutlich verfälscht hätte.

Aufgrund der geschilderten Problematik war somit ein Vergleich über den gesamten Zeitraum für Duisburg dargestellten Zeitraum nicht möglich. Insbesondere für den Zeitraum 1919-1933 wichen die Daten auf gesamtstaatlicher und Landesebene je nach Quelle deutlich voneinander ab. Daher verzichtete das Frauenbüro auf einen vollständigen Abdruck analog zum für Duisburg vorliegenden Datenmaterial und beschränkte sich auf einige Vergleichswerte und auf die vollständigen Zahlen seit Gründung der Bundesrepublik Deutschland.

Verlosung

Vielleicht haben Sie sich gefragt, was in aller Welt der Titel „Von Griet zu Emma“ bedeuten soll, als dieser Band Ihnen „in die Hände fiel“. Inzwischen – nach hoffentlich aufschlussreicher Lektüre – können Sie sich sicherlich mehr darunter vorstellen.

Deshalb möchten wir gern wissen:

Wie lautet Ihre Interpretation des Titels?

Unter allen Zusendungen, die uns bis Ende Dezember 2000 erreichen, verlosen wir 10 Freikarten für die nächste

Stadtrundfahrt zur Duisburger Frauengeschichte

Bitte schreiben oder faxen Sie uns:

Stadt Duisburg
Frauenbüro
Rathaus, Burgplatz 19
47049 Duisburg
Telefax (02 03) 2 83-39 64

Zu den Autorinnen und Autoren

Sieglinde Ahlers

geb. 1937 in Schwente/Pommern, verheiratet, 1 Tochter, Ausbildung als Kindergärtnerin und Hortnerin und zweijährige Tätigkeit in diesem Beruf, im Mai 1960 Eintritt in die Polizei in Wuppertal, nach Abschluss der Ausbildung für den gehobenen Dienst 1967 Versetzung nach Duisburg, ab 1970 Leiterin der Weiblichen Kriminalpolizei in Duisburg und den Nachfolgedienststellen, 1978-1989 Halbtagsstätigkeit wegen Betreuung der Tochter, ab dieser Zeit Sachbearbeiterin beim 2. Krim.-Kommissariat, überwiegend Bearbeitung von Sexualdelikten, 1994-1997 Angehörige des KK-Vorbeugung und Gleichstellungsbeauftragte der Polizei in Duisburg

Doris Freer

geb. 1952 in Dorsten; Studium der Germanistik und Geschichte; studentische Hilfskraft in der Bibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung und später am germanistischen Institut, 1981-1983 im Sonderforschungsbereich "Wissen und Gesellschaft im 19. Jahrhundert" an der Ruhr-Universität Bochum; 1. und 2. Staats-

prüfung für das Lehramt am Gymnasium für die Fächer Deutsch und Geschichte; seit Oktober 1985 Leiterin der Gleichstellungsstelle für Frauenfragen der Stadt Duisburg; seit 1997 eine der sieben Sprecherinnen der Landesarbeitsgemeinschaft kommunaler Frauenbüros/Gleichstellungsstellen und in dieser Funktion Landeskoordinatorin für die Lokale Agenda 21 unter frauenpolitischer Perspektive; Veröffentlichungen u.a. zur Frauengeschichte, Frauenbewegung, Frauenförderung in der Kommune, Lokale Agenda 21

Hetty Kemmerich

geb. 1944, wohnhaft in Duisburg, kaufmännische Ausbildung in Köln, Abitur 1966 in Gummersbach, Studium an der Pädagogischen Hochschule Neuss in Deutsch, Geschichte, Sport und Katholische Religion, ab 1970 Grundschullehrerin in Duisburg, seit 10 Jahren autodidaktische Arbeit zum Thema „Hexen der Neuzeit,“ zur Zeit Arbeit an einem Buch zu den Hexenprozessen am Niederrhein

Dagmar Klein M.A.

geb. 1956 in Bochum, Krankenschwester in Dortmund und Herdecke, Studium der

Kunstgeschichte und Soziologie in Gießen, seit 1990 dort Stadt-, Friedhofs- und Museumsführerin, freie Journalistin für Kunst, Kultur- und Frauenthemen, Forscherin zur lokalen Frauengeschichte, mehrere Publikationen und Ausstellung zu „90 Jahre Frauenstudium an der Gießener Universität“ (1998/99), 1997 Elisabeth-Selbert-Preis des Landes Hessen im Bereich Journalismus „für die konsequente Darstellung von Frauen im Kunst und Kulturbereich“ und Bronzene Ehrenplakette der Stadt Gießen „für den Beitrag zum Verständnis der gesellschaftlichen Situation der Frau“

Christel Klingenburg

geb. 1937 in Duisburg, verwitwet, 2 Kinder, 3 Enkelkinder, erlernter Beruf: Drogistin, bis Oktober 1999 politisch tätig, sozial engagiert, Mitinitiatorin von Aktionen der Frauen-Initiative Krupp-Stahl im Arbeitskampf 1987 / 88, in den neunziger Jahren Spurensuche zu Zwangsarbeiterinnen auf der ehemaligen Friedrich-Alfred-Hütte, Geschichtsprojekt Frauen-Initiative, Dauerausstellung: Rumelner Schulgeschichte von 1600-1945, Dokumentation über Gemeindealltag (Rumeln) unter dem Hakenkreuz in Arbeit

Dr. rer. soc. Beate Kortendiek
geb. 1960, verheiratet, 2 Kinder, frauenbewegte Sozialwissenschaftlerin, erwerbstätig als Wissenschaftliche Hilfskraft im Forschungsprojekt „Frauen im öffentlichen Dienst“ an der Uni-GH-Duisburg (1984-1986), Bildungsreferentin beim Stadtjugendring Moers (1986-1990), Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Mütterzentrum Duisburg (1992-1994), nebenberufliche Referentin in der Familien- und Erwachsenenbildung, derzeit Koordinatorin des „Netzwerks Frauenforschung Nordrhein-Westfalen“ an der Universität Dortmund

Dietlinde Linscheidt-Modersohn

geb. 1935 in Hamburg, Schulzeit in Minden, 1957-1966 Gewerbeaufsichtsbearbeiterin (gehobener Dienst) in Hagen, Familienfrau, 2 Kinder, 1972-1975 Studium an der Pädagogischen Hochschule Hagen, seitdem in der Erwachsenenbildung und ehrenamtlich in verschiedenen Funktionen des Deutschen Frauenrings tätig

Dr. Joseph Milz

geb. 1934, Studium in Köln, Fächer: Latein und Geschichte (Schwerpunkt Mittelalter), daneben Kunstgeschichte und Archäologie,

Staatsexamen, Promotion in Mittelalterlicher Geschichte, Ausbildung für den Höheren Archivdienst, seit 1971 bei der Stadt Duisburg, 1976-1996 Leiter des Stadtarchivs Duisburg

Tanja Niederland

geb. 1974, Abitur 1993, 1993-1996 Ausbildung bei der Stadt Duisburg zur Stadtinspektorin, 1996-1997 Sachbearbeiterin im Sozialbereich, 1997 – 1999 Mitarbeiterin im Frauenbüro der Stadt Duisburg

Gerda Peto

geb. 1939, Verwaltungsfachfrau, sozial engagiert, interessiert an Biographien und Lebensgeschichten der Menschen in Duisburg, Mitarbeit in der Geschichtsjahresprojektgruppe der Fraueninitiative Krupp Stahl in Rheinhausen

(Teilnahme an zwei Geschichtswettbewerben, zweiter und vierter Preis), aktiv im Bürgerhaus „Hütte“ und in der Frauenarbeit einer evangelischen Kirchengemeinde

Manfred Tietz

geb. 1938 in Oberhausen, 1958-1964 Studium in Freiburg und Köln (Geschichte, romanische Sprachen, Philosophie, Psychologie), seit 1964 Gymnasiallehrer mit den Fächern Geschichte, Französisch, Spanisch, seit 1980 Leiter der Geschichtskommission der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Bund der AntifaschistInnen, Kreis Duisburg, in diesem Rahmen politisch-historische Stadtrundfahrten, Vorträge, Ausstellungen und Publikationen u.a. zum Thema Widerstand und Verfolgung in Duisburg 1933-1945

Stefanie Ufermann

geb. 1971, 1989-1991 Ausbildung bei der Stadt Duisburg zur Stadtassistentin, 1991-1997 Sachbearbeiterin im Hauptamt der Stadt Duisburg, seit 1997 Aufstiegsbeamtin, fachpraktische Ausbildungszeit u.a. im Frauenbüro der Stadt Duisburg

Petra Weis

geb. 1957, wohnhaft in Duisburg, Studium der Sozialwissenschaften und Geschichte an den Universitäten Bochum und Münster, Leiterin des Frauenreferates beim SPD-Parteivorstand, ehrenamtliche Funktionen in der SPD und der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen, Veröffentlichungen zur lokalen Frauengeschichte und politischen Partizipation von Frauen in der SPD

Dr. Ulrich Zumdick

geb. 1953, verheiratet, 2 Kinder, Studium der Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaften in Bochum, Erstes und Zweites Staatsexamen für das Lehramt am Gymnasium, 1979-1989 Wissenschaftlicher Mitarbeiter in verschiedenen Forschungsprojekten zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, 1984 Promotion mit einer Arbeit über die Sozialgeschichte von Stahlarbeitern im 19. Jahrhundert (Fallstudie über die Belegschaft der Phoenix-Hütte in Duisburg-Laar), seit 1989 Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Deutschen Arbeitsschutzausstellung der Bundesanstalt für Arbeitsschutz, dort seit 1994 Leiter des Aufgabengebiets Besucherdienst und Didaktik, Veröffentlichungen u.a. zur Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts und zur Museumsdidaktik

Veröffentlichungen des Frauenbüros zur Frauengeschichte

Eine Chronologie

1986

Freer, Doris, Frauenthemen gehören in den Unterricht. Kinder, Küche, Konversation und sonst gar nichts, Art. in: Neue Deutsche Schule, 13 (1986), S. 32

1989

DonnAwetter. 1. Duisburger Frauenforum 27. Mai – 1. Juni 1989, Dokumentation der Veranstaltungsreihe, Hg. Stadt Duisburg, Gleichstellungsstelle für Frauenfragen / Projekt „Frauen-netzwerkbüro“, Redaktion: Barbara Rosenbach, Duisburg 1990, darin: Ader, Karin, Gedanken zum Stadtrundgang „Duisburger Frauen im Mittelalter“, S. 317 – 321

1990

5 JAHRE Gleichstellungsstelle für Frauenfragen Duisburg. 1885 – 1990 im Spiegel der Presse, darin: Frauenprojekte der Gleichstellungsstelle für Frauenfragen, „Frauen machen Geschichte“, S. 41 f.

Freer, Doris, Sophie von La Roche: Niederrheinisches Tagebuch, hg. u. eingel. von Günther Elbin, Duisburg

1985, Rezension in: Duisburger Forschungen, 37 (1990), S. 398 f.

1991

Ader, Karin, Frauen machen Geschichte. Materialien zur Duisburger Frauengeschichte, Hg. Stadt Duisburg, Gleichstellungsstelle für Frauenfragen, erarb. unter Mitwirkung von Susanne Kirches und Petra Weis, Duisburg 1991

1994

DonnAwetter. 6. Duisburger Frauenforum. Ein Rückblick in Wort und Bild. Oktober – November 1994, Hg. Stadt Duisburg, Gleichstellungsstelle für Frauenfragen, Duisburg 1994, darin: Stadtrundfahrt für Frauen „Duisburg – eine Stadt mit vielen Gesichtern“ – Leben und Arbeiten von Frauen in Duisburg in Vergangenheit und Gegenwart, S. 38 – 45

1996

Freer, Doris, Frauengeschichte als Strategie für kommunale Frauengleichstellungsstellen zur Durchsetzung frauenpolitischer Interessen. Reflexionen zu Gerda Lerner, Art. in: metis. Zeitschrift

für historische Frauenforschung und feministische Praxis, 5. Jg. (1996), H. 9, S. 75 – 79.

Das Frauenbüro informiert: Vorlesungsreihe zur Geschichte von Frauen in Duisburg, in: DUISBURG INTERN. Aktuelle Informationen für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stadt Duisburg, Nr. 15 (4/1996), S. 12

1997

Ein historischer Tag der Duisburger Frauengeschichte (7.11.1997: Eröffnung des Bestands Frauengeschichte im Stadtarchiv), in: DUISBURG INTERN, Nr. 25 (12/97), S. 18

1998

Freer, Doris, 1918 – 1998: 80 Jahre Frauenwahlrecht, Art. in: DUISBURG INTERN, Nr. 30 (10/1998), S. 19

1999

Freer, Doris, Duisburger Frauengeschichte. Aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen, Art. in: DUISBURGER Jahrbuch 1999, S. 149 – 154

Freer, Doris, Archivierung von Quellen zur lokalen Frauengeschichte in Duisburg, Art. in: metis. Zeitschrift für historische Frauenforschung und feministische Praxis, 8. Jg. (1999), S. 104 – 108

Von anderen Kulturen lernen: Türkinnen in Duisburg, Stadtrundfahrt zur Duisburger Frauengeschichte, HEFT 2 der Reihe: Lokale Agenda 21 für Duisburg aus Frauensicht, Hg. Stadt Duisburg, Frauenbüro, Duisburg 1999

Freer, Doris, Von der Hexenverbrennung zur Lokalen Agenda 21 – Stadtrundfahrt zur Duisburger Frauengeschichte. Die Stadtrundfahrt am 20. März, Art. in: DUISBURG INTERN, Nr. 33 (4/1999), S. 18 f.

Anmerkungen zu...

Frauengeschichte im Kontext der Arbeit des Frauenbüros der Stadt Duisburg – Chronologie

¹ Ader, Katrin:
Frauen machen Geschichte. Materialien zur Duisburger Frauengeschichte. Hg. Stadt Duisburg, Gleichstellungsstelle für Frauenfragen, erarbeitet unter Mitwirkung von Susanne Kirches und Petra Weis. Duisburg 1991. Diese Dokumentation ist im Frauenbüro der Stadt Duisburg erhältlich.

² Das Konzept der Stadtrundfahrt wird näher beschrieben in: Frauenbüro der Stadt Duisburg (Hg.): Von anderen Kulturen lernen. (Lokale Agenda 21 für Duisburg aus Frauensicht H. 2 (1999)). S. 26ff. Das Heft ist im Frauenbüro der Stadt Duisburg erhältlich. – Ein Bericht zur Stadtrundfahrt vom 20.03.99 wurde von der Gießener Historikerin Dagmar Klein verfasst und ist hier unter dem Titel „Von der Hexenverbrennung zur Lokalen Agenda 21. Eine Stadtrundfahrt zur Duisburger Frauengeschichte“ veröffentlicht.

Einführung in die Vorlesungsreihe

¹ Janssen-Jurreit, Marielouise: Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage. München/Wien 1978. S. 28 ff.

² Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hg.): Frauengeschichte. Dokumentation des 3. Historikerintreffens in Bielefeld, April 1981. München 1981 (Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 5)

³ Zur Entwicklung der Theorie- und Methodendiskussion s. Lerner, Gerda: Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte. Frankfurt / Main u.a. 1995.

⁴ Hierzu s. den Sammelband: Karin Hausen (Hg.): Frauen suchen ihre Geschichte. München 1983. Aufschlussreich auch folgende Reihe: Annette Kuhn u.a. (Hg.): Frauen in der Geschichte. Düsseldorf 1979 ff.

⁵ Hierzu s. Lerner, S. 173 f.

⁶ Hierzu s. Freer, Doris: Frauengeschichte als Strategie für kommunale Frauengleichstellungsstellen zur Durchsetzung frauenpoli-

tischer Interessen. Reflexionen zu Gerda Lerner. In: metis. Zeitschrift für historische Frauenforschung und feministische Praxis 5 (1996). S. 75 ff.

Das Private ist politisch

¹ Zur Entstehungsgeschichte der autonomen Frauenbewegung siehe z.B. Schenk, Herrad: Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland. München 1988. – Schwarzer, Alice: So fing es an. Die neue Frauenbewegung. München 1981.

² Schenk a.a.O. 115

³ 1977-1987. Autonomes Frauenzentrum. 10 Jahre. Eingel. v. Rüb, Andrea und Herzogenrath, Vera. Mülheim/Ruhr 1987. S. 13.

⁴ Die folgenden Ausführungen zur autonomen Duisburger Frauenbewegung basieren, wenn nicht anders angegeben, auf Gesprächen mit Zeitzeuginnen.

⁵ Das Zitat stammt aus einem Flugblatt des Frauenzentrums vom Juli 1977. Im folgenden beziehe ich mich auf dieses Flugblatt

und auf einen Artikel anlässlich der Schließung des Frauenzentrums: Sternberg, Ursula: In memoriam Frauenzentrum Duisburg. In: Eschhausheft 7, Duisburg 1980, S. 13 f.

⁶ Sternberg, a. a. O., S. 13.

⁷ Ebenda.

⁸ Beim Zitat handelt es sich um eine Textzeile aus dem damals in der Frauenszene vielrezipierten Song von Nina Hagen „Unbeschreiblich weiblich“ (LP Nina Hagen Band, CBS, 1978).

⁹ 5. Flugblatt des Frauenzentrums, a.a.O.

¹⁰ Sternberg, a. a. O., S. 13.

¹¹ Ebenda.

¹² Selbstdarstellung des eingetragenen Vereins „Frauenkulturzentrum“. In: Stadt Duisburg, Oberstadtdirektor, Gleichstellungsstelle für Frauenfragen, (Hrsg.): Duisburger Wegweiser für Frauen. Duisburg 1988, S. 28.

¹³ Sternberg, a. a. O., S. 13.

¹⁴ Hier handelt es sich um eine Parole der Frauenbewegung, Zitat aus: Eschhausheft 7/8 (1982), S. 13.

- ¹⁵ Hierzu siehe auch Art. Das Frauencafé soll leben! In Eschhausheft 12 (1982), S. 10. – Art. Die Frauenbewegung ist tot – oder bewegt sich da doch noch was? In: Eschhausheft 12 (1981), S. 6.
- ¹⁶ Zitat aus Eschhausheft 1 (1983), S. 6 Zur Lesbenbewegung siehe Pagenstecher, Lising, Eva Rieger: Lesben. In: Beyer, Johanna, Birgit Meyer (Hrsg.): Frauenhandlexikon. Stichworte zur Selbstbestimmung. München 1983, S. 165 ff.
- ¹⁷ Ebenda, S. 166.
- ¹⁸ Eschhausheft 1 (1983), S. 6.
- ¹⁹ Platz, Luise u. a.: Zur Situation der Frauen in Duisburg. Bericht über einen Kursus an der Volkshochschule im Winter 1978/79, (S. 72), (unveröffentlichtes Manuskript).
- ²⁰ Ebenda.
- ²¹ Vorangestelltes Zitat aus: Im Gespräch: Frauenhaus Duisburg. Zur Vorgeschichte. In: Niederrheinische Neue Zeitung, Stadtzeitung für Duisburg, Jg. 1, Nr. 2, Juni 1978, S. 3. 1977/78 wurde ein zweites Frauenhaus in Duisburg eröffnet. Träger ist das Christophoruswerk. Auf die Darstellung der Kon-

zeption dieses Frauenhauses muss in diesem Beitrag verzichtet werden, da es nicht der autonomen Frauenbewegung zuzurechnen ist.

- ²² Schenk, a. a. O., S. 98 f.
- ²³ Selbstdarstellung des eingetragenen Vereins „Frauen helfen Frauen“. In: Stadt Duisburg, Der Oberstadtdirektor, Gleichstellungsstelle für Frauenfragen (Hrsg.): Duisburger Wegweiser für Frauen. Duisburg 1988, S. 26.
- ²⁴ Hierzu siehe Kettschau, Irmhild und Elke Nyssen: „Wir haben uns auf den Weg gemacht.“ Notizen zur Frauenbewegung im Ruhrgebiet. In: Breyvogel, Wilfried, Heinz-Hermann Krüger (Hrsg.): Land der Hoffnung – Land der Krise: Jugendkulturen im Ruhrgebiet 1900-1987. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung. Berlin, Bonn 1987, S. 240-249.
- ²⁵ Hierzu s. Schenk, Herrad: Frauenbewegung. In: Frauenhandlexikon. Stichworte zur Selbstbestimmung. Hg. von Johanna Beyer u.a. München 1983. S. 84 ff. – Hervé, Florence: Frauenbewegung. In: Das Weiberlexikon. Hg. von Florence Hervé u.a. München 1996. S. 171ff.

- ²⁶ Bei diesem Vortrag handelt es sich um die überarbeitete und aktualisierte Fassung meines gleichnamigen Artikels in: „Traue keinem über 30. Ein Streifzug durch die Duisburger Jugendszene seit '68, 17. Duisburger Akzente 1993“ „Jugend und Aufbruch“. Begleitband zur Ausstellung im Kultur- und Stadthistorischen Museum der Stadt Duisburg 2. Mai bis 1. August 1993, Hg. Stadt Duisburg, Kultur- und Stadthistorisches Museum Duisburg 1993, S. 135 – 142.

„Wer keinen Mut zum Träumen hat – hat keine Kraft zu Kämpfen.“

- ¹ Dazu s.a. Radioseminare für Frauen. Konzepte – Erfahrungen – Ereignisse, Hg. Stadt Duisburg, Gleichstellungsstelle für Frauenfragen: Beratungsstelle „Frau und Beruf“, Duisburg (1992)

Frauen im Mittelalter in Duisburg

- ¹ Die im Folgenden angeführten Quellen sind im Stadtarchiv Duisburg unter der jeweils angegebenen Quellenart einsehbar.

- ² Joseph Milz: Ein Fall von Kindestötung in den Duisburger Stadtrechnungen des 16. Jahrhunderts. In: Duisburger Forschungen Bd. 41. S. 93-104.

Hanna und Herte, Martha und Anna...

- ¹ Vgl. Gustav Sander/Oskar Triebel: Vom Neuaufbau der Gewerkschaften. In: „Einheitsgewerkschaft Deutscher Arbeitnehmer Groß-Duisburg“. Duisburg-Ruhrort 1947.
- ² Kuno Bludau: Gestapo Geheim! Verfolgung und Widerstand in Duisburg 1933-1945. Bonn 1973. S. 25.
- ³ vgl. Manfred Tietz: Duisburg – Schleuse und Schaltstelle des Widerstands. Signale im Hafen, in Tappe/Tietz: Tatort Duisburg 1933-1945. Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus. Bd. I. Essen 1989, S. 40 ff. Vgl. auch Manfred Tietz: Ruhrort, Carpstraße 18, in Tatort Duisburg..., Bd. II, Essen 1993, S. 398 ff.

- ⁴ Sebastian Dani, zit. bei Kuno Bludau: Gestapo Geheim! ..., a.a.O., S. 25, Anm. 92

- ⁵ Stadtarchiv Duisburg (StA Du) – Akten des Amtes für

- Wiedergutmachung (AfW) – Best. 506, Z.K. 5448; Petra Weis u.a. (Hrsg.): „...Nicht bloß Schatten des Mannes sein...“ Duisburger Sozialdemokratinnen. Duisburg 1989, S. 31
- ⁶ Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HStAD) – G – 31 259, Bl. 3 R
- ⁷ Johanna Niederhellmann in „Niederrheinische Volksstimme“, Juni 1931, zit. bei Petra Weis: „...Nicht bloß Schatten...“, a.a.O., S. 28 f.
- ⁸ Ludger Fittkau/Angelika Schlüter (Hrsg.): Ruhrkampf 1920 – Die vergessene Revolution. Ein politischer Reiseführer. Essen 1990, S. 142 ff.
- ⁹ Karl Schwesig: Zyklus zum „Brotfabrikprozess“. Antwerpen 1936. Orig. im Stadtmuseum Düsseldorf.
- ¹⁰ 45 HStAD – G – 31 259, Bl. 15 ff.
- ¹¹ Vgl. z.B. über ihre Verbindungen zu dem nach Hengelo/Niederlande emigrierten und später hingerichteten Alfred Zingler / SPD: Stefan Goch: Alfred und Margarethe Zingler-Asylanten, hrsg. von der Stadt Gelsenkirchen. Duisburg 1993, S. 40
- ¹² Urteil des OHL Hamm in Duisburg vom 9.7.1936, in 6. OJs. 596/35, Bd. I, Bl. 7
- ¹³ zit. bei Hanna Elling: Frauen im deutschen Widerstand. Frankfurt am Main 1981, 3. Aufl., S. 81
- ¹⁴ zit. bei Petra Weis: „...Nicht bloß Schatten...“, a.a.O., S. 31
- ¹⁵ zit. bei Hanna Elling, a.a.O., S. 80
- ¹⁶ ebd., S. 79 sowie StA Du – AfW – Best. 506, Z.K. 5167 und HStAD – G – 31 260, 41 313
- ¹⁷ Interv. mit Gertrud Voss, geb. Heinskill am 22.4.1983 (VVN Du)
- ¹⁸ O.J. 70/34 (Vermerk des Amtsgerichts Duisburg vom 24.5.1934)
- ¹⁹ zit. bei Hanna Elling, a.a.O., S.78
- ²⁰ 5 O. Js. 28/35, Bl. 5, 28 ff.; HStAD – G – 31 260, Bl. 2; StA Du – AfW – Best. 506, Z.K. 5167
- ²¹ zit. bei Hanna Elling, a.a.O., S.79
- ²² ebd.
- ²³ Interv. mit AWO-Mitgliedern am 25.10. bzw. 10.11.1996
- ²⁴ Hermann Bogdal: Begegnungen mit Martha, in: Tappe/Tietz: Tatort Duisburg..., a.a.O., Bd. II, S. 470 f.
- ²⁵ vgl. Klaus Hellermann / Manfred Tietz: Sport gegen den Krieg, in: Tappe / Tietz: Tatort Duisburg..., a.a.O., Bd. I, S. 154 ff.
- ²⁶ ebd., S. 172; Interv. mit Erwin Herk am 12.4.1981 sowie mit Karl Kopavnik am 9.12.1981 (VVN Du); HStAD – G – 60 594, Bl. 12 sowie 14079, S. 191
- ²⁷ HStAD – G – 14079, Bl. 219 ff.
- ²⁸ Interv. mit Lieselotte Wolf am 24.7.1991 (VVN Du)
- ²⁹ vgl. Willy Hendricks: Opfer des Kalten Krieges und der Adenauer-Justiz. Schicksale politisch Verfolgter aus Duisburg. Eigendruck Duisburg 1989, ohne Pag.
- ³⁰ Hermann Bogdal, a.a.O., S. 472
- ³¹ Vgl. Gollnik, Rüdiger u.a. (Hrsg.): Dinslaken in der NS-Zeit. Vergessene Geschichte 1933-45. Dinslaken 1983, S. 291
- ³² schriftlicher Bericht von Helene Stommel oder Cilly Helten: „Meine Revier-tätigkeit im Lager Ravensbrück“. Duisburg 1945, S.2 (VVN-Du – KZ 2).
- ³³ Bericht von Gertrud Lemnitz, geb. Pusch, in Bernhard Schmidt/Fritz Burger: Tatort Moers. Widerstand und Nationalsozialismus im südlichen Altkreis Moers. Moers 1995, S. 316; Interv. mit G. Lemnitz am 11.3. u. 8.7.1982 (VVN-Du)
- ³⁴ Vgl. Herta Brünen-Niederhellmann, in H. Elling, a.a.O., S. 79
- ³⁵ HStAD – G – 52596, Bl. 65 V.
- ³⁶ Vgl. Christl Wickert: Frauen im Hintergrund – das Beispiel von Kommunistinnen und Bibelforscherinnen, in Helga Grebing/Christl Wickert (Hrsg.): Das „andere Deutschland“ im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Essen 1994, S. 213
- ³⁷ Über die Opfer der NS-Verfolgungen in Duisburg vgl. Kuno Bludau, a.a.O., S. 224
- ³⁸ HStAD – G – 22487
- ³⁹ Vgl. u.a. HStAD – G – 6534, 12552, 13990, 16541, 20239, 31432, 70658, 36687
- ⁴⁰ Die Zahl der Duisburger Nazigegnerinnen ist nur

annähernd anzugeben. Geht man von den Verfolger-Akten der Gestapo und Justiz aus, so liegt der Anteil der Frauen am Duisburger Widerstand erheblich unter den ca. 10%, die für die Nachbarstädte Essen und Düsseldorf errechnet wurden (vgl. Christl Wickert, a.a.O., S. 201 ff.). Für das gesamte deutsche Reich wird der Frauenanteil auf ca. 15-20% geschätzt (vgl. Vera Herzogenrath: Zum Widerstand von Frauen, in Doris und Michael Doetsch u.a. (Hg.): 1933 bis 1945. Widerstand und Verfolgung in Mülheim an der Ruhr. Duisburg 1987, S. 185). Doch war das Ausmaß der am Duisburger Widerstand beteiligten Frauen in Wirklichkeit erheblich höher, als es die Anzahl der festgenommenen und verurteilten „Hochverräterinnen“ vermuten läßt. In zahlreichen Zeitzeugenberichten werden die Namen von Duisburger Frauen genannt, die niemals in das Fangnetz der Verfolgungsmaschinerie geraten sind oder nach kurzem Verhör freigelassen wurden. Als Grund wird zumeist genannt, daß die Frauen „wegen der Kinder“ geschützt werden sollten und daher bei den Vernehmungen in der Regel nicht denunziert wurden.

Nicht vergessen werden darf: Die Frauen der Nazi-gegner waren in der Regel Mitwissnerinnen der Aktivitäten ihrer Männer, Söhne oder Väter; sie unterstützten diese, mehr oder weniger direkt, auch wenn ihre Namen in keiner Akte erwähnt sind.

⁴¹ Bericht über die Widerstandsgruppe Jahny. Duisburg 1949, S. 28 (in VVN-Du, o. Sign.; auch VVN-Wuppertal, Nr. 3487); vgl. a. HStAD – G – 48985

⁴² Int. mit Karl Kopavnik am 9.12.1981 und 6.4.1992 (VVN Du); HStAD – G – 12956, Bl. 86 ff.

⁴³ HStAD – G – 14596, Bl. 6; 5 O.Js. 28/35, Bl. 17 f.

⁴⁴ Int. mit Grete Graber am 18.1.1983; Int. mit Erich Völker (aus Hamborn; seit 1938: politischer Emigrant in Schweden) am 9.6.1988 (Erich Völker nennt u.a. Maria Albrecht, geb. Rentmeister aus Meiderich, Alwine und Helga Kuhfeld aus Hamborn sowie Mathilde Hensel, deren Ehemann im „Ruhrprozess“ zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt wurde)

⁴⁵ Int. mit K. Kopavnik, 9.12.1981 (VVN Du)

⁴⁶ Vgl. dazu Manfred Tietz: „Shalom Solidarité“. Ju-

den aus dem Ruhrgebiet im Widerstand 1933-1945, in Jan-Pieter Barbian / Michael Brocke u.a. (Hrsg.): Juden im Ruhrgebiet. Vom Zeitalter der Aufklärung bis in die Gegenwart. Essen 1999, S. 236 ff.

⁴⁷ StA Du – AfW – B. 506, Z.K. 5424/ 5425/ 5308/ 75/7, Nr. 678; HStAD – G – 2679 / 4209 / 51381/ 53428 / 61455 / 61456 / 62485 / 62486 / 65396

⁴⁸ StA Du – AfW – B. 506, Z.K. 204302

⁴⁹ Lieselotte Wolf: Frauen aus Meiderich gegen Faschismus und Krieg, in Tappe / Tietz: Tatort Duisburg..., a.a.O., Bd. 2, S. 449 f.; vgl. auch „Straßen der Erinnerung“, hrsg. vom Evangelischen Familienbildungswerk Duisburg, „Nachbarschaftstreff“. Duisburg 1991, S. 20 f.

⁵⁰ Vgl. HStAD – Reg. Düss. – 30669/ 30670. Zeitzeugenbericht über den „Sturm auf das Wohlfahrtsamt“ vor Weihnachten 1931 bzw. 1932 (in VVN Du, ohne Sign.). Interv. mit Anne Ungerer am 9.9.1980 und mit Helene Schwesig am 13.2.1983 (VVN Du). Vgl. „Tatort Duisburg...“, a.a.O., Bd. I, S. 27 ff.

⁵¹ HStAD – G – 12007, Bl. 184

⁵² s. Hans-Jürgen Arendt / Siegfried Scholze (Hg.): Zur Rolle der Frau in der Geschichte des Deutschen Volkes (1830-1945). Eine Chronik. Frankfurt/M. 1983, S. 217 ff.

⁵³ Interv. mit Martha Tappe am 7.4.1986, Lieselotte Wolf am 24.7.1991, Lisbeth Eckhold am 4.2.1983, Ilse Spindler am 20.11.1982 (VVN Du)

⁵⁴ L. Wolf: Frauen in Meiderich, a.a.O., S.452 f.

⁵⁵ Vgl. HStAD – G – 62038; StA Du – AfW – B. 506, Z.K. 5698

⁵⁶ Heinz Mayer: Der Sohn des Moorsoldaten. Autobiographische Erinnerungen. Frankfurt/M. 1998, S. 26 ff.

⁵⁷ Anklageschrift gegen Hanna Mayer u.a. (sog. „Mayer-Prozess“), in 6 OJs. 664/35, S. 12 ff.

⁵⁸ vgl. Heinz Mayer: Der Sohn des Moorsoldaten, a.a.O., S. 37 ff.

⁵⁹ StA Du – AfW – B.506, Z.K. 5698

⁶⁰ Heinz Mayer: Der Sohn des Moorsoldaten, a.a.O., S. 80

⁶¹ ebd.

- ⁶² HStAD – G – 675 / 12936
- ⁶³ HStAD – G – 21260; StA Du – AfW – B. 506, Z.K.5186
- ⁶⁴ Bericht von Maria Mester vom 21.6.1950, in StA Du – AfW – B. 506, Z.K. 5783, Bl. 41
- ⁶⁵ Lieselotte Wolf: Frauen aus Meiderich..., a.a.O., S. 465 f.
- ⁶⁶ Originale im Besitz von Lieselotte Wolf, geb. Mester
- ⁶⁷ HStAD – G – 53306
- ⁶⁸ Brief vom 11.12.1934 an die „liebe Anny“, in HStAD – G – 53902, Bl. 238 V u. R. Vgl. auch HStAD – G – 58148 / 58149 / 30464; StA Du – AfW – B. 506, 56 - 103. Interv. mit Gertrud Dietz, geb. Sandhövel am 14.11.1998 (VVN Du)
- ⁶⁹ HStAD – G – 53902, Bl. 115
- ⁷⁰ StA Du – AfW – B. 506, Z.K. 5127 / 5128; HStAD – G – 42250, Bl. 10, 12 f.; Brief von Siegfried Becker vom 30.4.1993 an den Vf.: „Meine Schwester und ich waren im evangelischen Waisenhaus in Laar“ (während der Gestapohaft seiner Mutter Anna Becker und der KZ-Haft seines Vaters, des Matrosen Albert Becker)
- ⁷¹ StA Du – AfW – B. 506, Z.K. 199032, Bl. 5 und 14
- ⁷² vgl. Kuno Bludau: Gestapo Geheim! , a.a.O., S. 115 f., Anm. 146
- ⁷³ HStAD – G – 6095; HStAD – Reg. Düss. – 30655 (Gestapo-Tagesbericht Nr. 273 vom 28.2.1935)
- ⁷⁴ StA Du – AfW – B.506, Z.K. 5142; die über sie angelegten Gestapo-Akten 70403 und 70448 sind „in Kartei verzeichnet, aber im Bestande (des Hauptstaatsarchivs/ RW 58) nicht vorhanden“
- ⁷⁵ HStAD – G – 36178; vgl. auch Manfred Tietz, in Tappe / Tietz, Tatort Duisburg..., Bd. I, a.a.O., S.289 ff., 309 / Bd. 2, a.a.O., S. 415, 421 sowie Lieselotte Wolf u.a.: Erlebtes, Erstrebtes. Duisburger Frauen für Frieden und Abrüstung. Duisburg 1985, S. 7 ff.
- ⁷⁶ Interv. mit Gertrud Lemnitz vom 11.3. 1982 (VVN Du)
- ⁷⁷ HStAD – G – 9133, Bl. 135 ff.
- ⁷⁸ HStAD – G – 53902
- ⁷⁹ ebd., Bl. 125 ff.. HStAD – G – 31265 (Margarete Niewel, geb. Krapfl. Nach 1945 hieß sie M. Hoffmann-Niewel). Grete Niewel (geb. 1907), „im sozialistischen Sinne erzogen“, war schon viele Jahre vor 1933 in der Arbeiterbewegung organisiert (1923-27: SAJ; 1928-31: SPD; seit 1931: SAP).
- ⁸⁰ HStAD – G – 19743
- ⁸¹ Int. mit Klara Wagner am 12.11.1986 (VVN Du); HStAD – G – 41595; StA Du – AfW – B. 506, Z.K. 4939; VVN Du – schriftl. Lebenslauf Klara Wagner
- ⁸² OLG Hamm (III.Strafsenat), O.J. 873/33
- ⁸³ zit. in Frank Napierala u.a. „Und vor allen Dingen, dat is' wahr“. Duisburg 1979, S. 47
- ⁸⁴ zit. in Annemarie Stern (Hg.): Wir „Hoch- und Landesverräter“. Antifaschistischer Widerstand in Oberhausen. Oberhausen 1983, S. 43 f.
- ⁸⁵ Interv. mit Karl Kopavnik vom 6.4.1992 (VVN Du)
- ⁸⁶ HStAD – G – 60594, Bl. 14
- ⁸⁷ vgl. Klaus Hellermann und Manfred Tietz: Sport gegen den Krieg, in Tappe / Tietz: Tatort Duisburg, Bd. I, a.a.O., S. 154-196
- ⁸⁸ OLG Hamm 6 O. Js. 10/36 (Urteil vom 20.2.1937); HStAD – G – 14079, Bl. 223 ff. / 60594
- ⁸⁹ HStAD – G – 63503 / 63527
- ⁹⁰ HStAD – G – 25274
- ⁹¹ VG-Urteil 9 J 137/34 // 1 H 25/35; vgl. auch HStAD – G – 2202 / 27753 / 34155
- ⁹² HStAD – G – 36178, Bl.5
- ⁹³ Heinz Galinski, zit. in Gunther Lange: Jeanette Wolff, 1888 bis 1976. Eine Biographie. Bonn 1988, S. 135. Vgl. zum folgenden auch Antje Dertinger: Handlungsreisende mit Brot und Information. Selten erwähnt: Sozialdemokratinnen im Widerstand, in: „Vorwärts“, 24.2.1983.
- ⁹⁴ HStAD – G – 71606, Bl. 3
- ⁹⁵ Jeanette Wolf: Mit Bibel und Bebel. Bonn 1981, S. 16 ff. Vgl. Gunther Lange, a.a.O., S. 37
- ⁹⁶ zit. in Lieselotte Wolf u.a.: Erlebtes, Erstrebtes, a.a.O., S. 8 f. (Nach „Gitter und Ahorn“, S. 187 ff.)
- ⁹⁷ HStAD – G – 8101 / 22753 (Gerda Heinskill, verheir. Voss)
- ⁹⁸ HStAD – G – 7483 / 53902 (Maria Panzer, verheir. Fackin)

- ⁹⁹ Interv. mit Mia Fackin am 12.3.1988 und am 5.6.1992 (VVN Du)
- ¹⁰⁰ Auszüge aus diesen Briefen, zum Teil von Duisburgerinnen geschrieben, in: Tatort Duisburg..., a.a.O., Bd. II, S. 422 ff.
- ¹⁰¹ Interv. mit Gerda Voss vom 30.5.1983 und mit Heinrich Goertz vom 3.12.1983 (VVN Du). Vgl. auch Heinrich Goertz: Lachen und Heulen. München 1982, S. 222 ff.
- ¹⁰² Bericht von Gertrud Lemnitz, in Bernard Schmidt u.a.: Tatort Moers, a.a.O., S. 315 f.
- ¹⁰³ Interv. am 13.2.1983 (VVN Du)
- ¹⁰⁴ HStAD – Reg. Düss. – 30655 (Gestapo- Tagesberichte Nr. 266/ 21.2.1935, Nr. 310/ 6.4.1935, Nr. 333/ 29.4.1933)
- ¹⁰⁵ OLG Hamm 60. Js. 664/35 („Ungerer und Gen“.)
- ¹⁰⁶ HStAD – G – 19743
- ¹⁰⁷ Interv. mit Alfons Karkosch, Erwin Herk, Willy Heinskill, Hermann Bogdal, Mathias Oswald, Gerda Voss, Mia Fackin etc., a.a.O. (VVN Du)
- ¹⁰⁸ Interv. mit Hans und Otilie Schmitz vom 7.5.1976 (VVN Du)
- ¹⁰⁹ Vgl. dazu Manfred Tietz: Ruhrort, Carpstraße 18..., a.a.O., S. 428 ff.
- ¹¹⁰ Rechenschaftsbericht der BL.-Ruhrgebiet der KPD für die Jahre 1930-1932. Essen 1932, S. 24
- ¹¹¹ Vgl. dazu Christl Wickert, a.a.O., S. 200 ff.
- ¹¹² HStAD – G – 53902, S. 24 f., S. 44 u.a.
- ¹¹³ 6 O.Js. 10/36. HStAD – G – 14079, Bl. 423
- ¹¹⁴ 6 O.Js. 1/37. HStAD – G – 29121 // 13059
- ¹¹⁵ OLG Hamm, O.J. 301/34, O.J. 1016/34, 6. O.J. 18/35, 6. O.J. 28/35
- ¹¹⁶ Interv. mit Max und Käthe Miklowait vom 10.11.1981. Vgl. auch Detlev Peukert: Ruhrarbeiter gegen den Faschismus. Dokumentation über den Widerstand im Ruhrgebiet 193-1945. Wuppertal 1980, S. 83 f.. sowie Manfred Tietz: Querschläge. Widerstand unterm Förderturm, in: Tatort Duisburg, Bd. I, a.a.O., S. 260 f.
- ¹¹⁷ Interv. mit Martha Tappe am 7.4.1986 (VVN Du)
- ¹¹⁸ schriftlicher Bericht von W. Schmidt (undatiert) in VVN Du (ohne Sign.)
- ¹¹⁹ Interv. mit Mia Fackin, geb. Panzer a.a.O. („Meine Mutter hieß Margarethe. Sie hat auch im Widerstand gearbeitet, viel aktiver als ich. Aber ich hab’ bei der Vernehmung im Duisburger Polizeipräsidium alles auf mich genommen, was sie gemacht hat. Daher ist sie nicht verhaftet worden.“)
- ¹²⁰ Interv. mit Anni Müller am 14.7.1984 (VVN Du)
- ¹²¹ Interv. mit Hanna Schürg vom 21.11.1983 (VVN Du)
- ¹²² HStAD – G – 22601, Bl.102
- ¹²³ HStAD – G – 44986
- ¹²⁴ HStAD – G – 2746
- ¹²⁵ Interv. mit Alfons Karkosch am 17.2.1984 (VVN Du). Vgl. auch Interv. mit Erwin Herk am 12.4.1981 (VVN Du), Interv. mit Gertrud Lemnitz, a.a.O.
- ¹²⁶ HStAD – G – 60594 // 21263, Bl. 17, 62 ff., 75. O.Js. 805/34 // 6 O. Js. 10/36 // 6 O Js. 222/36
- ¹²⁷ HStAD – G – 2199; Interv. mit G.Lemnitz, a.a.O.
- ¹²⁸ HStAD – G – 30224
- ¹²⁹ HStAD – G – 14301 (Josefine Stupp, verheir. Dogger). StA Du – AfW – B.506, Z.K. 198903
- ¹³⁰ HStAD – G – 13583 (Ilse Mayer, geb. Strauß: Mitglied der KPD Duisburg und des „Roten Frauen- und Mädchenbundes“). StA Du – AfW – B.506, Z.K. 609956 (Ilse Theissen, geschied. Mayer). Interv. mit Irene Ungerer am 28.12.97, Hans am Weg am 19.1.1997, Willy Heinskill am 12.8.1986 (VVN Du)
- ¹³¹ HStAD – G – 10468 (Peter Sauter bzw. Anna Sauter, geb. Schrade)
- ¹³² HStAD – G – 14962, Bl. 2,7, und 11. Vgl. auch HStAD – G – 21200 (Albert Kranold) // 63886 // 63057.VG-Urteil 17 J 225/27 // 2 H 48/37, S. 7
- ¹³³ Vgl. dazu die zum Teil authentische Romantriologie („Gretchen-Bücher“) des Duisburger Sozialdemokraten, Journalisten und Schriftstellers Karl-Heinrich Helms (-Liesenhoff): „Eine Armee Gretchen“. Basel 1947. Die Bücher waren insbesondere in Frankreich („Gretchen en uniforme“. Paris 1953...) ein Bestseller.
- ¹³⁴ Interv. mit Willy Heinskill vom 2.6.1982 (VVN Du)

- ¹³⁵ Vgl. Manfred Tietz: Duisburg – Ein Zentrum des NS-Terrors, in: Tatort Duisburg..., a.a.O., Bd. I, S. 61 ff. (hier u.a. Augenzeugen-, Polizei- und Zeitungsberichte sowie Fotos der ermordeten Frauen)
- ¹³⁶ Maria B., in: Erika Runge: Bottroper Protokolle. Frankfurt/M.1968, S. 78
- ¹³⁷ Interv. mit Lisbeth Eckhold am 4.2.1983 (VVN Du)
- ¹³⁸ Interv. mit Ilse Spindler am 12.12.1982 und 30.7.1988 (VVN Du)
- ¹³⁹ HStAD – G – 17734
- ¹⁴⁰ HStAD – G – 36116, Bl. 34 ff.
- ¹⁴¹ 14 J. 314/32. HStAD – G – 14079, Bl. 224 ff.
- ¹⁴² Vgl. u.a. Gitte Schefer: Wo Unterdrückung ist, da ist auch Widerstand – Frauen gegen Faschismus und Krieg, in: Frauengruppe Faschismusforschung, Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Frankfurt/M. 1981, S. 281
- ¹⁴³ Interv. mit Lydia Tamaschke am 17.12.1982 (VVN Du)
- ¹⁴⁴ Interv. mit Martha Müller am 19.11.1982 (VVN Du)
- ¹⁴⁵ Maria Brachaz, in Erika Runge: Bottroper Protokolle, a.a.O., S. 78 ff.
- ¹⁴⁶ Beispiele in Reinhold Lengkeit u.a.: Duisburger im Dritten Reich. S. 81 ff., S. 88, S. 94 ff.
- ¹⁴⁷ Margot Pikarski/Elke Warning u.a. (Hg.): Gestapo-Berichte über den antifaschistischen Widerstandskampf der KPD 1933 bis 1945. Band II (1939-43), S. 148 f.
- ¹⁴⁸ Bernard Schmidt u.a.: Tatort Moers, a.a.O., S. 337 f. (Erna Möhlendick wurde von einem Sondergericht zunächst zu 2 Jahren 7 Monate Zuchthaus verurteilt. Im Revisionsverfahren vor dem Volksgericht wurde sie am 19.11.1944 zum Tode verurteilt)
- ¹⁴⁹ HStAD – G – 65396 // 61456
- ¹⁵⁰ LG Duisburg, 4 b Kls 34/44 // So 202/44
- ¹⁵¹ Interv. mit Helene Schwesig, a.a.O.
- ¹⁵² HStAD – G – 2828
- ¹⁵³ HStAD – G – 14706. Vgl. Detlev Peukert: Die KPD im Widerstand. Wuppertal 1980, S. 387 f.
- ¹⁵⁴ Doris und Michael Doetsch u.a., a.a.O., S. 211 ff.
- ¹⁵⁵ Waltraud Fest: Verfolgung im Keller überlebt, in „WAZ“, 30.1.1983. Günter von Roden: Geschichte der Duisburger Juden. Duisburg 1986, S. 887 f.
- ¹⁵⁶ Zahlreiche Beispiele in: Tatort Duisburg, a.a.O., Bd. I, S. 330 ff. und Bd. II, S. 434 f.
- ¹⁵⁷ HStAD – G – 3475
- ¹⁵⁸ Bernard Schmidt u.a.: Tatort Moers, a.a.O., S. 487
- ¹⁵⁹ HStAD – G – 7891
- ¹⁶⁰ Interv. mit Anne Heinskill am 15.2.1983
- ¹⁶¹ HStAD – G – 6349
- ¹⁶² HStAD – G – 47830
- ¹⁶³ Bericht von Olga Moiseewa vom 28.10.1992, in: Tatort Duisburg, a.a.O., Bd. II, S. 395
- ¹⁶⁴ Interv. mit Olga Moiseewa am 10.3.1995 (VVN Du)
- ¹⁶⁵ Interv. mit Ivan Pastuch am 10.3.1995 (VVN Du)
- ¹⁶⁶ HStAD – G – 3735. Vgl. Reimar Gilsenbach: Reinhold Meves. Eine deutsche Chronik, in: Tatort Duisburg, a.a.O., Bd. II, S. 568-601 (S. 592 ff.!)
- ¹⁶⁷ HStAD – G – 14305, Bl. 14 ff. Vgl. Detlev Peukert: Ruhrarbeiter..., a.a.O., S. 278 sowie ders.: Die KPD im Widerstand..., a.a.O., S. 366 ff. Kuno Bludau, a.a.O., S. 170 ff.
- ¹⁶⁸ Vgl. dazu Beatrix Herlemann: Auf verlorenem Posten. Kommunistischer Widerstand im Zweiten Weltkrieg. Die Knöchel-Organisation. Bonn 1986 (Im Rahmen dieser Forschungsarbeit von B. Herlemann entstand der Fernsehfilm „Widerstand an Rhein und Ruhr“, Erstsendung im Hessischen Fernsehen am 18.11.1984). Vgl. auch Martin Peters: Die Gruppe um den „Friedenskämpfer“, in: Tatort Duisburg, a.a.O., Bd. I, S. 373 ff.
- ¹⁶⁹ Margot Pikarski u.a.: Gestapo-Berichte..., a.a.O., S. 257 ff. (RSHA, 27.7.42; 4.8.42)
- ¹⁷⁰ ebd., S. 276 (RSHA, 18.9.1942)
- ¹⁷¹ Beatrix Herlemann, a.a.O., S. 154

¹⁷² II A/64/43 . , in: HStAD – G – 12111, Bl. 133 f.

¹⁷³ OLG Hamm: 5 O.Js. 208/43 // 168/44

¹⁷⁴ Schriftl. Bericht von Bertha Gemüth vom 5.9.1951, in: Doris und Michael Doetsch, a.a.O., S. 199

¹⁷⁵ OLG Hamm: 9 J 123/44

¹⁷⁶ Bernhard Schmidt u.a.: Tatort Moers..., a.a.O., S. 323 f.

¹⁷⁷ 14 Ks I/57. Urteile des LG Duisburg vom 18.4.1957 und vom 16.2.1959 (Verfahren gegen den ehemaligen Duisburger NS-Polizeipräsidenten Bauer)

Ursachen und Auswirkungen der Hexenverfolgung

¹ Abweichend von den anderen Beiträgen in diesem Band sind hier nicht Zitate, sondern Überlegungen, Kommentare und „Zwischenrufe“ der Autorin kursiv gesetzt.

² Ausstellungskatalog zu „Frauenmacht und Männerherrschaft“. Köln 1997. S. 74.

³ Spee, Friedrich von: Cautio Criminalis. München 1982. S. 286.

⁴ Vgl. dazu in diesem Band – mit anderer Akzentuierung – Milz S. 27

„Knüddelkes-Papp und Mutterklötzkes“

¹ Das Recht auf Veröffentlichung der Fotos und Dokumente in dem vorliegenden Beitrag liegt beim Evangelischen Familienbildungswerk Duisburg.

² Evangelisches Familienbildungswerk Duisburg (Hg.) / Walter, Kurt (Red.): „Henkelmann und Mutterklötzkes“. Chronik von Untermeiderich 1827-1945. Ein Duisburger Stadtteil in Bildern und Geschichten. Duisburg 1995. (unveröffentlichtes Manuskript)

³ De Jong, Jutta: Bergarbeiterinnen – oder die andere Arbeit für den Bergbau. In: Frauen und Bergbau. Zeugnisse aus 5 Jahrhunderten. Ausstellung des Deut. Bergbau-Museums Bochum. Bochum 1995.

⁴ Evangelisches Familienbildungswerk Duisburg/Gesamtschule Meiderich (Hg.): Straßen der Erinnerung. Geschichte einer Arbeiterkolonie in Duisburg-Meiderich 1906-1990. Duisburg o.J.

⁵ Frau Lieselotte Wolf hat ihre Erinnerungen der

Chronikgruppe persönlich mitgeteilt. Weitere Informationen entstammen folgender Literatur: Wolf, Lieselotte: Frauen aus Meiderich – gegen Faschismus u. Krieg. In: Tappe, Rudolf / Tietz, Manfred (Hg.): Tatort Duisburg 1933-45. Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus. Bd. 2. Essen 1993. S. 449ff.

Mutterklötzkes

* Zahlen aus dem Stadtarchiv Duisburg

Nichts für Frauen?

¹ Zumdick, Ulrich: Hüttenarbeiter im Ruhrgebiet. Die Belegschaft der Phoenix-Hütte in Duisburg-Laar 1853-1914. Stuttgart 1990.

² Schulz, M.: Die Entwicklung Duisburgs und der mit ihm vereinigten Gemeinden bis zum Jahre 1962. Duisburg 1977 (Duisburger Forschungen Bd. 24/35). S. 57.

³ Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen im Preußischen Staate 19 (1871). S. 169ff.

⁴ Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 217. S. 209ff.; s.a. Zumdick S. 130ff.

⁵ S. dazu v. Roden, G: Geschichte der Stadt Duisburg. Bd. 2. Duisburg 1974. S. 5ff.; Schulz, S. 38ff.

⁶ Die Grafiken finden sich gesammelt am Ende des Beitrags.

⁷ Zumdick S. 84.

⁸ berechnet nach Preußischer Statistik, H. 177, S. 246ff.

⁹ Schmoller, Gustav: Über Wesen und Verfassung großer Unternehmen. In: Ders.: Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart. Reden und Aufsätze. Leipzig 1890. S. 397.

¹⁰ s. Anm. 7

¹¹ Verwaltungsbericht der Bürgermeisterei Beeck 1. April 1900- 31. März 1901. Zumdick S. 103.

¹² Wenn nicht anders vermerkt, beruhen die folgenden Angaben zu den Jahren 1867, 1882 und 1907 auf Berechnungen nach: Preußische Statistik, H. 16, S. 82ff., Preußische Statistik, H. 76, 2, S. 640, Statistik des Deutschen Reiches, Bd., 202, S. 388ff. u. Bd. 207, S. 209ff.

¹³ Frevert, Ute: Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit. Frank-

furt/M. 1986. S. 290, 82; Knapp, U.: Frauenarbeit in Deutschland. Bd. 2: Hausarbeit und geschlechtsspezifischer Arbeitsmarkt im deutschen Industrialisierungsprozeß. München 1984. S. 645.

¹⁴ Stadtarchiv Duisburg 12/2178.

¹⁵ Opielka, M.: Der Wandel im Verhältnis der Geschlechter. In: Umbrüche in der Industriegesellschaft. Herausforderungen für die politische Bildung. Bonn 1990. S. 121.

¹⁶ Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 209. S. 390.

¹⁷ Ader, Katrin: Frauen machen Geschichte. Materialien zur Duisburger Frauengeschichte. Hg. Stadt Duisburg, Gleichstellungsstelle für Frauenfragen, erarbeitet unter Mitwirkung von Susanne Kirches und Petra Weis. Duisburg 1991. S.19.

„Historische Frauenforschung und Lokalgeschichte

¹ Klappentext zu: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hg.): Frauengeschichte. Dokumentation des 3. Historikerinnen-

treffens in Bielefeld, April 1981. München 1981. (Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 5)

² Janssen-Jurreit, Marielouise: Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage. Frankfurt/M. 1979. S. 53.

³ Twellmann, Margit: Die deutsche Frauenbewegung. Ihre Anfänge und erste Entwicklung 1843-1889. Kronberg 1976/Schenk, Herrad: Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland. München 1988.

Von der Hexenverbrennung zur Lokalen Agenda 21

¹ Dieser Beitrag erschien zuerst unter dem Titel „Auf den Spuren der Zeitzeuginnen“ in der Gießener Allgemeinen Zeitung vom 26. Juni 1999, auf der Seite „Frau und Gesellschaft“ der Wochenendbeilage. Hier die überarbeitete und um Quellenangaben erweiterte Fassung.

² Frauenbüro der Stadt Duisburg (Hg.): Lokale Agenda 21 für Duisburg aus Frauensicht. Heft 3: Agenda-Schulen –

Duisburger Wege. Duisburg 1998.

³ Ader, Katrin: Frauen machen Geschichte. Materialien zur Duisburger Frauengeschichte. Hg. Stadt Duisburg, Gleichstellungsstelle für Frauenfragen, erarbeitet unter Mitwirkung von Susanne Kirches und Petra Weis. Duisburg 1991.

⁴ Freer, Doris: Duisburger Frauengeschichte. In: Duisburger Jahrbuch 1999. S.149-154.

⁵ Alle Angaben erfolgen, wenn nicht anders ausgewiesen, nach den Angaben, die Doris Freer und Heike Maus während der Stadtrundfahrt am 20. März 1999 machten.

⁶ Fischer-Eckert, Li: Die wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen in dem modernen Industriort Hamborn im Rheinland. Neu herausgegeben und eingeleitet von Elisabeth und Ludger Heid. Duisburg 1986.

⁷ vorgetragen anhand der Untersuchung von Gördes-Herbst, Christa: Frauen und der Hüttenbetrieb Duisburg-Meiderich. Zeitzeuginnen berichten über lebens- und arbeitsgeschichtliche Erfahrungen in Haus und Hütte. Hg. v.

Deutsche Gesellschaft für Industriekultur. Duisburg 1998.

⁸ Röckelein, Hedwig: Frauen auf dem Land im frühen und hohen Mittelalter im Spiegel der Gutsherrschaft Werden a. d. Ruhr und Essen. Eine Fallstudie. In: Vergessene Frauen an der Ruhr. Von Herrscherinnen und Hörigen, Hausfrauen und Hexen 800-1800. Hg. von Bea Lundt. Köln/Weimar 1992. S.17-50.

80 Jahre Frauenwahlrecht

* überarbeitete Fassung eines Vortrags anlässlich der Eröffnung des 10. Duisburger Frauenforums Donnawetter am 12. November 1998

Frauen in der Politik

¹ Der erste Preußische Landtag – Ein Handbuch über die preußischen Landtagswahlen und den Landtag. Hg. vom Landessekretariat der preußischen Zentrums-Partei. Berlin 1921. S. 61.

² Die Zahlen wurden vom Landtag NRW zur Verfügung gestellt und enthalten alle während der Wahlperiode nachgerückten oder vorzeitig ausgeschiedenen Abgeordneten.